
Das
guldene Zeitalter
der
Zukunft.
Von
Hermann Faulhaber.







Das
Goldene Zeitalter
der Zukunft.



Eine Erzählung aus den Jahren 2000—2030.

Von

Hermann Faulhaber.

Mit 24 Bildern von Oskar Herrfurth.



Zweite Auflage.

Schwäbisch Hall, 1896.
Verlag der Buchhandlung für Innere Mission.

Ein Seher machte kund sein Traumgesichte: —
„Ich sah ein goldnes Wort in Wolken schweben,
„Sah eine Lerche jauchzend aufwärts streben,
„Sah Blüten regnen aus dem goldnen Lichte.

„Und als ich abwärts meine Blicke richt'te, —
„In eine Welt schaut' ich voll Licht und Leben,
„Sah ob dem Quell sich schlank die Palme heben,
„Des Morgenlandes immergrüne Fichte.

„Und Männer stark und holder Frauen Blüte,
„In stolzgetürmter Stadt sah ich sie wohnen,
„Sie alle reich an Glück und reich an Güte.“ —

Seitdem wie Flammen aus den Leuchterkronen
Auflodert mir der Wunsch aus dem Gemüte:
O, mach' den Traum zur Wahrheit, Herr der Thronen!

Schmid-Hiller.





I. Buch:

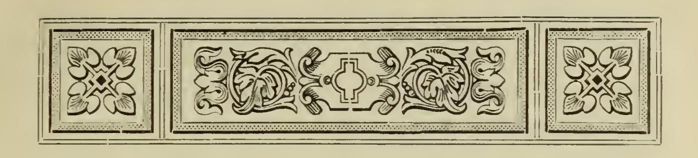
Seine Lieblichkeit und Herrlichkeit.

Motto:

Gewiß! Es werden noch gestillt
  Der Menschen und der Völker Schmerzen!
Gewiß! Du wirst noch schön erfüllt,
  Du Traum der Völker, Wunsch der Herzen!
Gewiß! Du kommst, o goldne Zeit
  Voll Lieblichkeit und Herrlichkeit!







I. Kapitel.

Ein schönes Stück Erde.

Motto:
In den Bergen schön geborgen
Ruhest du, mein trautes Thal.

Wir schreiben jetzt das Jahr 2030.

Das südliche Frankreich birgt einen Reichtum von schönen Landschaften, sowohl in seinen weiten Ebenen und breiten Stromthälern mit den freundlichen Rebenhügeln und bewaldeten Bergzügen, als auch in den höher gelegenen Gegenden, da wo man Hochgebirge in Sicht hat. Man findet hier die schönsten Plätze und die lieblichsten Landschaftsbilder, eine wirkliche Augenweide für den weithin schweifenden Blick, eine wahre

Sabbathstille für die ruhesuchende Seele. Ein herrliches Klima mit langem Frühling, heißem Sommer, schönem Herbst und mildem Winter breitet über Berg und Thal seine verdoppelten Reize aus.

Wo führe ich Dich aber hin, mein lieber Leser? Es thut mir leid, — ich werde vieles zu erzählen, Wichtiges zu vermelden haben, jedoch den Ort darf ich nun einmal nicht mit Namen nennen, es hat seine ganz besondere Bewandtnis damit; man wird mir noch recht geben. Aber schön ist der Ort, wunderschön. Wie ein liebliches Traumbild steht diese Landschaft vor unserem Auge da, und doch ist alles lachende Wirklichkeit voll Licht und Sonnenglanz, voll Leben und Entzücken, hier oben von des Berges Höhe aus gesehen.

Welch ein Blick rings umher, wenn man da, wo der Berghang steil ins Thal abstürzt, bis an die Bergeskante vortritt! Da liegt, hundert Meter tief zu unsern Füßen, das Flußthal, — ziemlich schmal und doch so breit, daß es nirgends düsteren Schatten hat; unmittelbar vor uns ist es verhältnismäßig am breitesten, für jeden Sonnenblick weit geöffnet, weil es hier gerade, wie durch ein Seitenthal, nach vorne zu weit ausgebuchtet ist, so weit wie sonst nirgends, weder zur Rechten noch zur Linken unseres Bildes.

Der Fluß schlängelt sich das Thal entlang bald in stillem Lauf durch tieferes Bett, bald wieder schneller und frischer, weil in steilerem Fall. Erlen und Buchen,

Eschen und Silberpappeln säumen ihm den Weg durch die sattgrüne Wiesenfläche hin, und hohe schwanke Binsen mit ihren rauschenden hellgrünen Halmen, dabei die gewichtigen sammtbraunen Kolben, wiegen sich am Flußrand hin und her und beleben mit ihrem sanften Neigen und halblauten Rauschen den anmutigen Lauf des Flusses. Es ist ja nur ein ganz einfacher kleiner Fluß, aber sein Lauf verändert in den schönsten Windungen so oft die Richtung, daß der Wasserspiegel, von hier oben aus betrachtet, doch in allen Farben wechselt, bald tiefgrün, da und dort unter Baumschatten sogar schwarzbraun anzusehen, bald wieder lichthelle, an einer Stromschnelle etwa lebendig glitzernd und lustig sprudelnd, wie eine frische Quelle, dann wieder so sanft einherströmend, wie wenn er in einen See auslaufen wollte, und so stille ruhend, als hätte er jetzt nichts mehr zu thun als stille zu liegen und das klare, lichte Blau des Himmels sich herunter zu holen, das unseren Blicken entgegenlacht, wenn wir sie aufheben zu jenen höheren Bergen drüben am Horizont.

Aber da unten zur Rechten unseres Bildes das Dorf mit seiner lieblich hingelagerten Häuserherde! an der weißschimmernden Straße zunächst wie eine am Brunnen sich sammelnde Herde Schafe anzusehen, dann aber auch noch die ganze Thalwand entlang sich ausdehnend bis an den Hügelkranz, über dessen tiefere Einsenkung die Landstraße weiterhin wegführt. Hier findet

unser Bild zur Rechten seinen Abschluß; übrigens schauen wir in der Richtung der Landstraße noch weit über jene Einsenkung hinüber und auf den ferneren Verlauf des Flußthales und seine Bergwände hinaus.

Unser Auge darf aber dort rechts bei dem lieblichen Dorfe noch lange nicht ausruhen. Denn die reiche Landschaft viel näher zu unsern Füßen, im Vordergrund unsres Bildes, zieht unsern Blick immer aufs neue mächtig an. Wie am Berg anstoßend hat nämlich der Fluß dort unten in der Ecke von dem Dorfe weg wieder linksumkehrt gemacht und scheint in tiefausgebogener Schlangenlinie fast denselben Weg, den er gekommen ist, wieder rückwärts gehen zu wollen, diese seine beiden Wege fast nur durch einen ganz niederen und schmalen Hügelzug von einander trennend. Jenseits dieses scheinbaren Rücklaufs aber erhebt sich ein für uns jetzt gerade im hellsten Sonnenlicht daliegender Bergkamm, welcher, der neuen Flußwendung ganz gleichlaufend, einsam in das stille Wald- und Wiesenthal hinein allmählich abfällt, dort hinten aber mit seinem vorgehaltenen Fuß den nimmermüden Fluß nochmals zu einer scharfen Schwenkung zwingend (diesmal naturgemäß nach rechts), bis derselbe — nach diesen seinen zwei großen Schlangenwindungen, welche die ganze Gegend so äußerst reich und ganz besonders lieblich gestalten, — sich für uns, wie schon erwähnt, in der Richtung der Landstraße in die Ferne

verliert, von da ab seiner Gesamtrichtung künftig treuer bleibend.

Übrigens ganz so stille ist es nicht immer. Denn die Thalstraße, welche dem vom Fluß geschaffenen Leben, wenn auch in abkürzender Linie, folgt, ist immer lebendig und verbindet Stadt und Land nicht nur durch rasselnde Wagen und fröhliche Reiter, sondern auch durch die immer geschäftige und verkehrsbereite elektrische Kleinbahn, welche die in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten viel einsamere Gegend jetzt immerfort lebendig mit ihrem wohlregierten Ungestüm durchbraust.

Doch wir haben ja vor lauter Behagen an dem verhältnismäßigen Stillleben zu unsern Füßen und rechts von uns — noch gar nicht nach links geblickt. Dort liegt ja die Stadt im oberen, engeren Teil des Thales, die alte, tausendjährige, jetzt bald völlig umgebaute Stadt, — heute vormittag noch im Morgendampf eines leichten, immer lichter sich lösenden Nebels, aber schön, schön mit ihren stolzen Zinnen und farbigen Dächern, mit ihren herrlichen Kirchen und altertümlichen Türmen, mit ihren großen Arbeitsstätten und hohen Versammlungsräumen, — von uns aus gesehen wie eingezwängt zwischen den dort viel höheren und schrofferen Bergwänden zu beiden Seiten des Flusses, der auch sie durchströmt, und doch lichthelle vor unseren Blicken durchs ferne Thal hin ausgebreitet.

Und dann noch der ganze Bergzug von der Stadt

bis hierher zu unserem Vordergrund, waldig und stille vor uns sich ausdehnend und tief eingeschnitten die Linie der Großbahn zeigend, welche, uralt, noch immer die größere Verkehrslinie ist gegenüber der kleinen Thalbahn, dem Geschöpf einer neueren Zeit.

Aber nun hier oben auf der Höhe, welch' eine Bergaussicht rings in der weiten Runde! Die schönsten Waldungen der fernen Berge begrenzen den Blick weit umher und bilden mit dem Himmelblau und mit den lichten Wolkenzügen am Horizont die schmuckste Umrahmung des ganzen beschriebenen lieblichen Bildes.

Das Lieblichste jedoch sind hier die herrlichen Villen und Wohnhäuser ringsum auf allen das Thal so mannigfach umgebenden Hügelketten und Bergabhängen. Schon zu halber Höhe des ganzen Berggehänges beginnen sie aufzutauchen, diese malerisch überall zerstreut liegenden Wohnungen friedlich lebender Menschen, alle je in gemessener Entfernung von einander, durch eine gemeinsame Straße verbunden, welche in der ganzen Runde des Panoramas auf halber Höhe des Berges überall umherführt und für sich selber schon eine Menge herrlicher Ausblicke darbietet.

Und nun vollends die Hochstraße auf der Höhenkante aller dieser Hügelketten! Welche Reize einer wahrhaft stolzen Aussicht! Diese Höhenstraße, oft weit vorspringend und nur zehn bis zwanzig Meter vom Bergrand entfernt, oft je nach den Einschnitten oder

Einsenkungen der Schluchten mehr oder weniger weit nach rückwärts gegen das Hochland zu einbiegend, von Garten zu Garten, von Wohnhaus zu Wohnhaus sich hinziehend, an den schönsten und lieblichsten Parkwohnungen vorbei, wo nah und fern eine die andere grüßt mit ihrem reichen Schmuck und mannigfaltigen Zierrat, dort mit ihren sonnevergoldeten Fenstern, hier mit der noch im Schatten liegenden burgartigen Front, überall Leben und mannigfaltigste Gestaltung, und doch überall Naturfrieden und ländliche Stille! — alles, alles so ganz anders, als es in früheren Jahrhunderten gewesen sein soll, wo fast nur das Thal bewohnt war und die Menschen in Dörfern und Städten in Menge und in häßlichem Gedränge zusammenwohnten, selbst in Städten fast nur in enggepreßten Gassen und schattigen, dumpfen Straßen ihre Wohnungen hatten, — nicht nur ihre Arbeits- und Versammlungsstätten etwa, sondern ihre Wohnungen, sage ich! Wer vermag sich heutigentages, in der neuen Weltzeit, das noch zu denken? Und doch meinten sie glücklich darin zu sein, die Menschen dazumal, — die Städter sogar noch stolz darauf, in der Stadt zu wohnen und nicht auf dem Lande, — oder wenn nicht glücklich, so waren sie doch so ganz daran gewöhnt, daß an etwas anderes gar nicht gedacht ward; und wenn jemand sich erlaubt hätte, davon zu sagen, daß das noch anders werden könnte, noch ganz anders werden müßte, so hätte man ihn für einen

Träumer und Schwärmer, ja noch mehr, für einen arbeitsscheuen Phantasten und bequemen Menschen angesehen. Gott sei Dank, daß diese Zeiten hinter uns liegen und nun angefangen ist, die Erde zu einem Gottesgarten zu machen, überall wo Menschen wohnen, die ganze Erde zu einem Wohnplatz der Menschen in Fried' und Freude, zu Lob und Dank dem allgütigen Vater aller Menschen!





II. Kapitel.

Das Parkhaus und die Neger.

Ruben und Rahel kommen an.

Motto:
An liebem Ort ein traulich Haus,
Und alte Freunde ein und aus; —
Wer weiter will,
Begehrt zu viel.

Es ist ein heißer Herbsttag gewesen. Ein stiller Friede liegt heute über den Bäumen des Parks. Wer ist der Mann dort oben am Erkerfenster des neuen Parkhauses? Ein brauner Vollbart, kaum ergrauend, umrahmt das Gesicht des sechzigjährigen, immer noch frischen Mannes. Seine Frau, eine feine Gestalt von

mittlerer Größe, lehnt neben ihm am offenen Fenster. Otto und Gertrud, die beiden Eheleute, schauen durch die hohen Fensterbogen des Erkers, welcher des Hauses stolzen Bau gegen die Thal= und Stadtseite besonders herrlich heraushebt.

Es war die behagliche, schon etwas Kühlung bringende Abendstunde angebrochen. Die Sonne stand auf der breiten Thalseite des Hauses, die Stadt noch voll, aber mild beleuchtend. Sie schauten beide in der Richtung über die Stadt hinweg gegen den Bahnhof hin und sprachen je und je von der bevorstehenden Ankunft ihrer Gäste.

Jetzt rief der Hausherr vom Erkerfenster in den Park hinunter: „Zamba, willst Du nicht heraufkommen?"

„Ich komme sogleich!" rief Zamba von unten.

Zamba, der schlanke Mohr, trat ins Zimmer. „Was ist Dein Wunsch, Herr?"

„Wie steht es? ist alles gerichtet in den Gastzimmern?"

„O ja, es ist alles bereit," sagte Zamba.

„Und im Garten?" frug der Hausherr.

„Ich war eben daran, die Wege noch einmal durchzugehen. Elisa und Johannes sind mit dabei; wir machen überall schön. Die Gäste sollen alles schmuck finden, wenn sie ankommen."

„Das ist mir lieb, Zamba! Du weißt, Rahel hat ein offenes Auge, und Ruben ist die Pracht des Morgenlandes gewöhnt."

„Du hast uns das erzählt, Herr!“ sagte Zamba, „und auch wir freuen uns, die Freunde aus Jerusalem grüßen zu dürfen. Es sind nun schon drei Jahre, daß man sie nicht mehr hier gesehen hat, und Du hast uns seither schon soviel von dieser merkwürdigen Freundschaft erzählt.“

„Ach ja, Ihr waret doch schon hier, als sie das letzte Mal bei uns waren? Drei Jahre sind es jetzt, daß ihr drei Neger bei uns seid, nicht wahr?“

„Ja, drei Jahre, — und eines noch, so geht es schon der Heimat zu!“

„Ja, ja,“ lachte der Herr des Hauses, „nicht wahr, in Deine liebe schwarze Heimat? Wenn ich Euch aber nicht fortlasse?“

„O Vater, sagst du nicht immer: ihr seid freie Leute? — Es wird uns aber schwer werden, von Euch zu scheiden.“

„Aber leicht, heimzukommen, Zamba, nicht wahr?“

„Warum sollten wir uns nicht freuen, heimzukommen und wichtige Kenntnisse unsrem Volke mitzubringen, die wir alle Euch verdanken?“

„Jawohl, darum seid Ihr ja bei uns,“ sagte der Hausherr.

„Aber nun, Zamba! die Zimmer sind also wirklich gut gerichtet?“ frug die Frau des Hauses dazwischen; „ich werde nachher noch einmal nachsehen!“

„O gewiß, alles ist bereit, Du wirst es so finden.“

„So machet Euch fertig, die Gäste zu holen, Zamba!“ begann wieder der Hausherr. — „Halt! Ich will die beiden andern selbst auch sprechen,“ fügte er noch hinzu, trat wieder an das Bogenfenster des Erkers und rief in den Park hinunter: „Elisa! Johannes!“

„Wir kommen!“ riefen weit weg zwei Stimmen und bald liefen zwei frische, lustige, etwa neunzehnjährige Negerjungen herzu und schauten mit ihren lebhaften Augen und klugen, fast kindlich frohen Gesichtern herauf.

„Wollt Ihr heraufkommen?“ sagte der Hausherr.

„Gerne!“ riefen beide, und bald traten sie selbst ins Zimmer. Sie verneigten sich tief und einer sagte: „Du hast uns gerufen, Herr! Was ist Dein Befehl?“

„Nicht immer wieder ‚Herr‘ und ‚Befehl‘!“ entgegnete der Hausherr, „‚Vater‘ sollt Ihr sagen!“

„O gütiger Herr! — guter Vater! Du weißt, unter was für Tyrannen wir gelebt haben, wir und unser ganzes Volk ein Volk von Sklaven! Wir können es uns nicht so schnell abgewöhnen, uns so auszudrücken.“

„Aber jetzt ist es ja alles anders, — und bei uns doch längst ganz anders; also nicht ‚Herr‘ und nicht ‚Befehl‘! Ich bin Euer Vater und Ihr seid unsere Kinder! Machet Euch nun fertig zum Bahnhof. Du, Elisa, nimmst die Pferde, am liebsten die beiden Rappen! Du weißt, daß Rahel immer besondere Freude an ihnen

hatte, als sie vor drei Jahren hier war. Und Du, Johannes, siehst nach dem Gepäck. Zamba sitzt auf dem Rücksitz und giebt Antwort, wenn Ruben und Rahel etwas fragen. Sagt zum voraus viele Grüße. Eilet nun!"

Die drei gingen fröhlich, wie die Kinder von Vater und Mutter weg. Der Hausherr öffnete noch einmal die Thüre und rief den Hinabeilenden nach: „Elisa! laß alle Wasser springen! Der ganze Berg soll die Gäste grüßen, wenn sie bei uns eintreten." —

Die beiden Eheleute, wieder allein, traten jetzt an die Fenster der Thalseite und schauten in die schöne, weite Landschaft hinein. Die Sonne warf ihre Abendstrahlen in das Thal, die fernen Berge lagen in dunkelem Blau, der Horizont war schon lichtrot umdunstet. Aber die tieferen Farben gaben der Gegend einen neuen Reiz und nun sprangen mit einem Male am Berghang und im Parke alle Wasser. Der Druck des Wasserturms am hintern Teil des Hauses war stark genug, selbst hier oben noch fünf Meter hohe Springbrunnen emporzutreiben, geschweige am Berghang abwärts.

Zwei Wasserfälle stäubten ihre Fülle rauschend und schäumend gegen das Thal zu, und da und dort schien das immer wieder sorgsam gefaßte Wasser wie eine liebliche Waldquelle in prächtiger Umgebung ganz frisch herauszusprudeln. Es ward jetzt lebendig in der

ganzen Umgebung, die vorher so stille lag. Die Herbstfarben gaben die Reize der Abendbeleuchtung von Busch und Baum doppelt schön zu erkennen.

Otto faßte die Hand seiner Gertrud und sah ihr freundlich ins Auge.

„Es ist Herbst, mein liebes Weib, und wir sind auch keine Kinder mehr, — aber doch, wie schön, wie schön dieses Leben!"

Der Mann mit den tiefen, ernsten und doch treuherzigen freundlichen Augen sah die geliebte Lebensgefährtin voll herzlichen Behagens an.

„Ja, es ist schön hier oben, es ist schön, dieses Leben!" sagte Gertrud, sinnend hinausschauend.

„Gertrud, wie sind wir doch so glücklich!" sagte er noch einmal.

„Ja, mein Lieber," erwiderte die Angeredete, ein feines Gesicht mit schlichten regelmäßigen Zügen voll angenehmen, edlen Ausdrucks, — „wir sind in der That glücklich. Und immer muß ich an die alten Zeiten denken!"

„Welch einen Wechsel haben wir doch erlebt," — fuhr er fort, — „wir und alles, alles um uns her! Als man noch in den dumpfen Gassen der Altstadt da unten wohnte, — wir träumten doch nie von dem Frieden und der Herrlichkeit dieses Lebens in lichten Höhen."

Lange blickten sie stille thalab und sahen sich satt

an der feiernden Natur da draußen. Wer kennt ihn nicht, den stillemachenden Abendfrieden? Der Abend ist des Tages stilles Gebet. Feierabend ist nicht Menschensatzung, sondern Gottesgeschenk, nicht bequem gewählte Sitte, sondern gottgeheiligte Naturgabe.

* * *

Sie hätten durch nichts unterbrochen werden mögen, doch bald hörten sie von der Ferne her das Traben des frischen Gespanns, und das war denn doch die angenehmste Unterbrechung, welche der Abend noch hätte bringen können.

„Sie kommen,“ sagte Gertrud fröhlich.

„Ja, jetzt kommen sie!“ — und beide eilten, die Gäste am Hausthor zu empfangen. Der Wagen fuhr vor, und Gertrud breitete beide Arme grüßend aus.

„So kommt Ihr doch glücklich bei uns an?“ rief sie Rahel entgegen.

„Und wie glücklich, daß wir wieder zu Euch kommen dürfen!“ rief Ruben aus dem Wagen.

Die Neger, überglücklich und schon wieder ganz bekannt mit den geliebten Gästen, eilten, den Wagen zu öffnen, das Gepäck abzuladen und in die anstoßenden Räume der Gastzimmer zu bringen. Mit inniger, achtungsvoller Herzlichkeit begrüßten sich die Freunde

und Freundinnen gegenseitig unter einander. Dann stieg man miteinander in das Haus empor, und als sie es sich bequem gemacht hatten, traten die Gäste in die Wohnräume ein. Zuerst schauten sie sich fröhlich und befriedigt rings um; bald aber traten sie wie unwillkürlich an die Fenster vor und riefen beide aus: „Ach wie herrlich, wie herrlich wieder hier!"

„Ja, sie ist schön, diese Erde; wir sprachen vorhin davon," erwiderte Otto. „Noch ist es nicht die verklärte Erde, aber das Leben auf Erden ist verklärt. Wie ist doch alles so ganz, ganz anders geworden! Seht dort hinüber und hier herüber! Und weiter unten dort! oder da, nahe an der Schlucht! Überall erstehen die stattlichen Bauten und die freundlichen, schönen Wohnungen glücklicher Menschen, mit jedem Jahr neue. Ein ganzer Kranz schmückt schon zu halber Höhe unser schönes entzückendes Thal. Und hier oben auf den Bergen vollends — welche Pracht!"

„Und seht," setzte Gertrud hinzu, „jetzt kommen die Lichter! Hier und dort leuchtet es mit einem Mal an der ganzen Front eines Parkhauses auf. Welche magische Pracht unter dem Dunkel der Bäume dieses elektrische Licht hat! Bald wird es jetzt glitzern und schimmern rings in der Runde; dann grüßen Freudenrufe und frohe Gesänge herüber und hinüber. Die einen jubeln laut, und die andern horchen in stiller Freude oder geben ein grüßendes Echo zurück. Es ist

wie eine tägliche Festfeier, wenn so der Abend kommt und die Nacht einbricht."

„Und morgen geht der Vollmond auf," fügte Otto hinzu; „da werdet Ihr Euch nicht sattsehen an dem Glanz, der über dem ganzen Thale liegt und von den Zinnen und Türmchen aller dieser Parkhäuser wiederstrahlt. — Doch nicht wahr, Rahel, die Pracht des Morgenlandes ist es eben nicht? Jerusalem strahlt jetzt in anderem Glanze!"

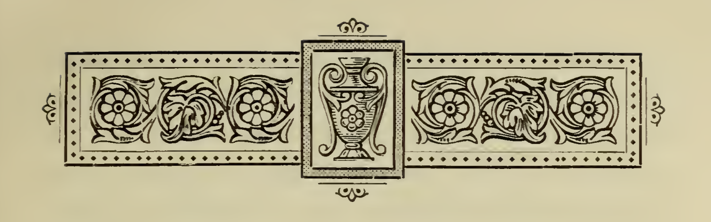
Rahel hatte Thränen in den Augen; sie sah gerade zur Stadt hinüber und sagte jetzt bewegt: „Wie könnte ich meine Vaterstadt da unten vergessen, die Stätte meiner Kindheit, wo mein alter Vater lebte und litt, bis er zu seinen Vätern versammelt ward, und wo einst meine liebe Mutter starb. Freilich für uns Juden ist Jerusalem die wahre Heimat. ‚Vergesse ich dein, Jerusalem, so müsse meiner Rechten vergessen werden!‘ Aber es ist wirklich schön hier. Es ist Andachtsstille in der ganzen Landschaft," setzte sie bei.

„Lasset uns nun aber Platz nehmen," bemerkte Otto und führte Rahel zu den Sitzen in der Mitte des Zimmers zurück.

Sie setzten sich alle, Ruben zur Seite seiner Rahel, und ihr gegenüber Otto und Gertrud. Sie sahen einander mit freundschaftlichen Blicken an und grüßten sich nun erst recht als Hausgenossen für die kommenden Tage und Wochen.

Ruben und Rahel waren halb orientalisch gekleidet. Rahel trug ein leichtes Tuch wie einen Turban ums Haupt geschlungen, ihre schönen schwarzen Locken hingen herab wie süße Träume vom Morgenland. Ihre Ohren trugen ein prächtiges Gehänge, ihr Mieder war mit Perlen geschmückt, ihr Kleid mit seinen hellen, bunten Farben paßte trefflich zu der dunklen Hautfarbe der echten Tochter des Morgenlandes. Sie und ihr Gatte trugen beide unverkennbar den Stempel ihrer Abkunft im Ausdruck des Gesichts und der Augen. Aber es war kein Wunder, daß jedermann sie beide, und gerade auch beide neben einander, mit besonderem Wohlgefallen ansah. Denn so edel und zart war ihr Gesichtsausdruck, und auch der träumende Zug im Auge und auf der Stirne hatte etwas so Edelgeartetes und Feines, daß niemand diese beiden Israeliten ansehen konnte ohne das sichere Gefühl: ‚Siehe da! echte Israeliten, in welchen kein Falsch ist!‘





III. Kapitel.

Die große Völkermission.

Motto:
Des Negers Sklavenkette bricht,
Der Inseln Menge jauchzt dem Licht,
Das alle Völker einet.

Bahnmayer.

Noch einige Zeit tauschte man Worte der Freundschaft unter einander aus, doch bald nach dem Abendessen begab man sich mit Rücksicht auf die Reiseermüdung der Gäste zur Ruhe.

Andern Tags begrüßte man einander beim Morgenbrot. Die drei Neger waren ganz glücklich, wieder aufwarten zu können. Mit naiver Freudenbezeugung und

voll dankbarer Ehrerbietung walteten sie dieses Amts. Man sprach sie auch fröhlich an. Rahel scherzte mit Elisa über die gestrige Fahrt, lobte die Pferde und frug nach der Neger eigenem Ergehen. Sie gaben allezeit schlagfertig ihre Antworten, und es ergötzte die Hauseltern offenbar, mit welcher Freundlichkeit und Herzlichkeit die beiden Gäste mit den Negern redeten.

Nachher sagte Ruben: „Sie sind seit unserem letzten Besuch nett herangewachsen, diese drei Bursche; wie lange ist es jetzt, daß Ihr sie bei Euch habt?"

„Drei Jahre," sprach Otto, „wir sind ja kinderlose Leute, da macht es uns doppelte Freude, uns ihrer und anderer anzunehmen."

„Man spürt es ihnen wohl an," erwiderte Rahel, „wie glücklich sie hier sind. Wenn sie aber gehen?"

„Dann kommen andere. Wir lassen das schon jetzt nicht aus dem Auge. Du darfst es mir glauben, die Arbeit an diesen Leuten, wenn es überhaupt eine Arbeit zu nennen ist, giebt uns tagtäglich den schönsten Ausblick auf ein weites großes Erntefeld, welches ebenso lieblich ist, als der Blick in unsere herrliche Landschaft hinein, wo nicht noch viel schöner. O diese Völker, diese Völker! sie kommen zuletzt dran, und mit doppelter Treue muß man sich ihrer annehmen!"

„Ja, es ist wahr," sagte Ruben, „was haben doch vergangene Jahrhunderte da gesündigt! Man trieb Handel unter diesen Völkern und stellte sie unter Schutz-

herrschaft, man schuf Antisklavereivereine und redete von Kulturarbeit in Afrika; aber mit ewiger Schmach haben die europäischen Völker sich beladen, als sie mit Afrika sich zu thun machten! Den Handel trieb man mit Branntwein und Mordwaffen, mit schlechten Sitten und bösem Beispiel, mit verderblichem Einfluß und beispielloser Menschenverachtung."

„Aber die Mission, Ihr Männer?" fügte die Hausfrau jetzt hinzu.

„Jawohl," erwiderte Otto, „der Mission alle Ehre! und alle Ehre auch jeder Kulturarbeit, welche wirklich geschehen ist! Schon das neunzehnte Jahrhundert war ja ein Jahrhundert der Mission gewesen, und doch war es alles nur ein kleiner Anfang in der „Zeit der geringen Dinge." Es war alles in allem gerechnet doch immer nur die Pionierarbeit einer Avantgarde, und alle ihre Anstrengungen waren immer nur die einsam verhallenden Axthiebe in dem dunklen, undurchdringlichen Urwald. Erst seit mit dem Schluß des zwanzigsten Jahrhunderts die gewaltigen Völkerstürme ihr grausiges Ende fanden, und dann der große Völkerfrühling anbrach und der Lebensodem des allmächtigen Gottes auch die fernsten Völker durchbrauste, seitdem erst wird es alles ganz anders. Das umnachtete Afrika schaut selbst mit Staunen der über ihm aufgegangenen Sonne entgegen und freut sich des hellen Tages, der auch ihm nun angebrochen ist. Seine Völker wetteifern, die

schon abgenommenen Sklavenketten vollends zu zerbrechen und frei und kühn vorwärts zu schreiten auf den Wegen eines ganz neuen Kulturlebens.“

Ruben und Rahel hörten aufmerksam zu. Den beiden Jerusalemiten schien es — nicht etwas Neues, aber etwas Fernliegendes zu sein, was ihr Gastwirt über Afrika sagte.

„Ich weiß es wohl, Rahel,“ fügte Otto hinzu, — „Ihr schaut mehr nach Asien hinein, als nach Afrika.“

„Jawohl,“ entgegnete Ruben, für Rahel eintretend, „das ist so; aber mit höchstem Interesse, das versichere ich Dich, hörte ich, was Ihr hier sagtet. Und wenn es ja nur um dieser drei Neger willen wäre, — diese lieben Gesichter, — so müßte man des Gesagten sich schon von Herzen freuen. Weißt Du noch, Rahel, wie es damals war, als Dein Bruder einmal einen Neger heimbrachte? Du erzähltest mir ja später noch oft davon. Es war vor jetzt etwa zweiunddreißig Jahren.“

„Jawohl,“ antwortete Rahel. „Er war noch ein junges Blut; wenn er ausging, liefen ihm die Kinder nach, begafften und verspotteten ihn. Oft kam er fast weinend heim und wollte nicht mehr von Hause weg. Wie ein Wundertier gaffte man ihn an; um ihn selbst aber kümmerte sich eigentlich kein Mensch. Und ich will es nur sagen, auch wir selbst, wir mochten ihn ja wohl leiden, aber wir achteten ihn doch anfangs fast gering. Und vollends andere! „Ein guter Kerl!“ hieß

es eben, und weiter fragte niemand viel nach ihm. In der That, das ist nun durch alles hindurch anders geworden. Die „Menschenrechte“ nicht nur, — nein, die „Menschenwürde“ wird jetzt hochgehalten in jedem Menschen, und alles arbeitet nun einem hohen, heiligen Ziele zu: die ganze Menschheit in allen ihren Gliedern an einem edleren vollkommeneren Leben teilnehmen zu lassen. Wir alle haben das Gefühl, daß wir selbst nicht mehr glücklich sein dürften und könnten, wenn dieses große Ziel nicht erstrebt und mit der Zeit erreicht würde.“

„Und so ist es auch!“ sagte Otto. „Darum ist auch längst ein Eifer erwacht, den man ja freilich in vergangenen Zeiten nur in kleinen Kreisen kannte. Gerade in unserer Gegend könnt Ihr eine ganze Menge junger Neger finden, man möchte meinen, es sei eine ganze Völkerwanderung; gerade die besten und bildungsfähigsten kommen zu uns heraus; von den eigenen Volksgenossen werden sie dafür ausgewählt. Mit großem Eifer lernen sie bei uns. Was heißt lernen? — sie leben unter uns und mit uns, sie nehmen unsere Sitten an und haben an unserem Geistesleben teil, sie atmen europäische Luft und christlichen Geist, das ist die Hauptsache. Nur schon dort unten im Dorf sind gegenwärtig nicht weniger als ihrer sechzehn, und in der Stadt weit über die Hundert. Da lernen sie, immer in den bewährtesten Familien untergebracht, alles mögliche, je nach Begabung und innerem Trieb, — der

eine die Landwirtschaft, der andere ein Handwerk, der dritte will studieren u. s. w. Geht es so fort, so zweifle ich nicht, daß in der zweiten und dritten Generation schon eine großartige Erhebung dieser afrikanischen Völkerschaften zu Tage treten wird; denn es sind gelehrige Leute, helle Köpfe, dabei treue Menschen und immer kindliche Herzen. Dankbarkeit und Ehrerbietung ist Grundzug ihres Wesens, sozusagen die gute Kehrseite all der Tyrannei und der mannigfaltigen Sklavenketten, die sie getragen haben. Dabei ist es eine so feurige Liebe zu ihrer heißen Heimat, eine solch freudige Begeisterung, ihrem Volk daheim einmal etwas zu werden, daß an einer Verjüngung des afrikanischen Völkerlebens gar nicht mehr gezweifelt werden kann."

Rubens Augen glühten. Er sah hinaus in die glänzendhellen Wolkengebilde, als schaute er in weite, weite Fernen: „Dann ist es auch der Mühe wert, daß wir unser Gold und unser Silber hingegeben haben dieser Sache, diesen Völkern zum Dienst. Die Sahara soll Wasser haben und die Wüste soll grünen! Die ganze Erde ein Garten Gottes, die ganze Welt ein Eden! so ist es des allmächtigen Vaters Wille. Wir haben noch viel zu schaffen in weiten Gebieten, das Leben ist es wert, gelebt zu werden. Jugendträume und Mannesideale, sie werden beide sich erfüllen!"

„Ja," sagte Otto, „und man sollte nie beisammen sein, ohne sich in heiligen Gelöbnissen neu zu verbinden,

die ganze Kraft einzusetzen für die höchsten Ziele. Wir Menschen der neuen Weltzeit sind doch die glücklichsten, ein reiches Erntefeld und einen immer vollen Erntesegen sehen wir vor uns! In der That, wen das nicht antriebe, — er wäre nicht wert, zu leben in dieser großen herrlichen Segenszeit!"

*

Die Frauen hatten aufmerksam den Männern zugehört. Ein Frauengemüt empfindet tief, wenn der Mann Hohes denkt, und wenn er davon redet, so mag es dem Weibe ziemen, in heiligem Sinnen zu schweigen und zu hören. Aber lange lassen sich solche Dinge nicht besprechen, sie sind heiliger als Worte, höher als Menschengedanken darüber, denn es sind alles lauter Gottesgedanken. — Die Frauen kamen auf etwas anderes.

„Sage doch, Otto, was ist es denn mit dem Zamba? Wie alt ist er?" fragte Rahel.

„Nun, vierundzwanzigjährig; er ist ziemlich älter, als die beiden anderen. Warum aber?"

„Ich gedenke des Zamba, der vor dreißig Jahren meinem unglücklichen Bruder diente, und der sich damals so herrlich benahm; wie ist es denn mit diesem Zamba bei Euch hier?"

„Ich bitte Dich, Rahel! Das weißt Du noch nicht einmal? Ach ja, ich entsinne mich, als Ihr letztmals da waret vor drei Jahren, da war Zamba kaum erst in unserem Haus, und es mag sein, daß sein Name

Dir damals noch nicht genannt ward. Ja also, dieser Zamba hier ist der Sohn jenes Zamba, des Dieners Deines unglücklichen Bruders!"

Rahel erhob sich vom Sitz vor Erstaunen: „Ist es möglich?! Das der Sohn jenes edlen, mir unvergeßlichen Menschen? — Ach, mein Bruder, mein armer, unglücklicher Bruder!"

Es war ein tiefer, düsterer Schatten, der mit dieser Erkenntnis für Rahel in die so lichten Bilder des vorigen Gesprächs hereinfiel. Teilnehmend schauten die beiden Hauswirte auf Rahels schmerzbewegtes Gesicht, und Ruben faßte freundlich streichelnd die Hand seiner Rahel. „Es ist mir leid um Dich, mein Bruder! —" kam es leise von ihren Lippen. Man stand jetzt auf und trat auf den Altan heraus. Rahel stand eine Weile abseits, die drei anderen dort beisammen; die drei Neger kamen herein und deckten den Tisch ab. Rahel wandte sich und schaute Zamba an. Zwei helle Thränen rollten aus ihren schönen Augen, sie wandte sich schnell wieder ab und schaute nach rechts zu dem Dorfe hinunter.

Zur Linken auf dem Altan sprach Ruben zu den Hauswirten: „Das ist der wunde Punkt im Herzen meiner Rahel; oft, oft sagt sie vor sich hin: ‚Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan!‘ Denn Arthur, ihr einziger Bruder, hat, wie Ihr wißt, gar bitteres Todesweh in ihr Herz gebracht."

„Wir wissen es," sagten Otto und Gertrud leise.



1. Seite 33.

Ruben rief ihr, die Hand hocherhebend, zu:
„Rahel! Der Bogen in den Wolken, der Friedensbogen!“



In teilnehmender Stille schwiegen sie jetzt. Der Schauer der Erinnerung an eine miterlebte schreckliche Zeit um die Wende des vergangenen Jahrhunderts zog durch ihrer aller Seelen.

Es war während dieser ganzen Gesprächsstunde ein leichter Regen gefallen. Jetzt brach die Sonne wieder voll durch die Wolken, und über dem Dorfe drunten stand ein lichter, herrlicher Regenbogen. Die Neger sahen ihn auch, ihre Augen funkelten helle, sie zeigten ihn einander, und auf den Wink des Hausherrn traten sie mit kindlicher Freude an eines der offenen Fenster, durch welche die erquickte und erquickende Luft einströmte. Rahel schaute herüber, sah Zamba und die beiden andern lachen und frohlocken, — da lächelte auch sie wieder. Ruben rief ihr, die Hand hoch erhebend, zu: „Rahel! der Bogen in den Wolken, der Friedensbogen!"

„Der Bogen in den Wolken, der Friedensbogen mit aller seiner Verheißung!" antwortete sie; sie wischte sich die Thränen ab und kam zu den andern herüber. Man sprach jetzt nicht mehr davon.

„Wollen wir durch den Garten gehen?" frug Gertrud.

„Wie gerne!" antwortete Rahel und schob ihren Arm durch den der Hausfrau. Die beiden Frauen gingen voran, wie zwei Schwestern verbunden, die Männer folgten mit herzlichem Wohlgefallen und selber in inniger Freundschaft.





IV. Kapitel.

Das traute Dorf.

Motto:
Worauf die Völker harrten, —
Wie herrlich ist's erfüllt!
Das Land ein Gottesgarten,
Des Himmels irdisch Bild;
Darin ein Volk,
An Seel' und Leib gesund, —
In Lieb' und Treu' gefüget
Ein Bruderbund! S. 49.

Nachmittags schlug der Hausherr vor, einen Gang in das Dorf hinab zu machen. Alle waren einig. Man beschloß, zu Fuß zu gehen.

„Elisa, willst Du diesmal zu Hause bleiben? Ihr beiden andern geht mit. Wenn etwas Wichtiges vor=

kommen sollte, telephonierst Du uns ins Dorf, nicht wahr? Wir werden bei dem alten Martin vorsprechen."

„Ich werde alles treu besorgen," antwortete Elisa freudig.

Die Gesellschaft trat den Abstieg an. Man wählte die schön gewundenen schmalen Wege durch den Waldabhang, welche mit ihren verschiedenen Aussichtspunkten und Wendestellen immer neue Reize der schönen Landschaft offenbarten. Zamba und Johannes waren sehr erfreut, mitgehen zu dürfen. Wo der Weg allzusteil abfiel, bemühten sie sich, den Frauen zu Dienst zu sein; wo auch nur ein Stein im Wege lag, räumten sie ihn weg.

„Ich bin sehr begierig, Otto, wie wir es diesmal da unten treffen, und was wir wieder Neues zu sehen bekommen," sagte Rahel.

„Ja, es ist auch der Mühe wert, darnach zu sehen. Sie haben an Martin einen trefflichen Dorfältesten. Er ist denn doch der Erste und Angesehenste von denen aus der alten Weltzeit; ich halte große Stücke auf ihn," antwortete Otto.

„Das war er schon damals wert, als er vor dreißig Jahren Dein Freund wurde," erwiderte Gertrud. „Ein treuer Mensch mit immer strebsamem Wesen, mit verständigem Urteil und menschenfreundlichem Sinn, — so steht er mir von jeher in meiner Erinnerung da!"

„Und als das gilt er überall weit und breit; er

hat großen Einfluß unter den Volksgenossen," antwortete Otto. „Wir beide sind so innig befreundet, wie zwei Brüder nicht besser miteinander verbunden sein können; es ist auch wirklich etwas Herrliches, was für eine Kraft und Klarheit des Geistes in seinem so schlichten Wesen zu spüren ist, und was für eine Innigkeit und reiche Fülle des Gemütslebens an ihm offenbar wird, je näher man ihn kennen lernt."

„Und seine Frau!" setzte Gertrud hinzu.

Otto lachte: „So oft ich nämlich hinunter will, möchte Gertrud mit, und kaum bin ich im Gespräch mit ihm, so sitzen die beiden Frauen schon beisammen und reden so innig und traulich miteinander, daß man sie kaum mehr voneinander trennen kann."

„Nun, sie hält auch große Stücke auf Dich und ist überglücklich über der Freundschaft der beiden Männer," entschuldigte Gertrud.

„Das ist auch schön!" bemerkte Ruben. „Was kann von größerem Segen sein, als solche Verbindungen gerade!"

„Mein Mann gilt in der ganzen Gegend als der Ratgeber der Dorfältesten und als ihr bester Freund," erklärte Gertrud.

„Das kommt einfach daher, daß ich in ihren besonderen Berufsarbeiten auch einige Erfahrung habe, trotz meiner früheren kaufmännischen Beschäftigung."

„Darum haben sie ihn ins Landesversorgungsamt

gewählt, und er berät den Anbau des Landes und alle wirtschaftlichen Geschäfte ins Große mit," setzte Gertrud wieder bei, — „er genießt großes Vertrauen dafür."

„Nun ja," schaltete Otto ein, „es ist überhaupt ganz anders geworden mit dem organischen Aufbau des Gesellschaftslebens. Man findet nirgends mehr etwas von den büreaukratischen Schranken stolzer Ämter oder dem Volk entfremdeter Beamten. Alles ist Hilfe und Fürsorge, alles Freundschaft und Bruderschaft," sagte Otto.

„Kann man sich's auch noch denken," warf Ruben dazwischen, „wie man in der früheren Weltzeit unter allen zivilisierten Völkern und in allen Sprachen einander mit „Ihr" und „Sie" anredete! Welche Fesseln sind doch das gewesen!"

„Ja, wir Menschen der neuen Weltzeit würden es im gegenseitigen Verkehr gar nimmer fertig bringen, so miteinander zu verkehren," fügte Rahel bei.

„Die Sprache ist Geist, der Geist schafft die Sprache," erklärte Ruben. „Zum neuen Geist der neuen Zeit würde es ja allerdings nimmer passen, anders miteinander zu reden als ‚Du' und ‚Du'. Die Sitten sind doch ganz andere geworden."

„Aber nicht loser und lockerer, sondern fester und feiner," erwiderte Gertrud.

„Ja," sagte Otto, — „und man kann ja nicht leugnen, daß in der alten Zeit so vieler offenbarer Sünde und geheimer Sittenlosigkeit die Aufhebung des ‚Du' und

Du' unter den zivilisierten Völkern einst auch eine heilsame Schranke aufgerichtet hatte. Das freie, vielfach kecke Wesen damaliger Zeiten fand eine gewisse Grenze darin. Der Zwang der Not und der Wettkampf ums liebe Brot brachten ja ohnedem oft genug die Menschen durch allerlei Übertretungen in den Kampf gegen einander; der Kampf des Ehrgeizes wie des Eigennutzes war einem immerwährenden Kriege gleich; — da konnte man die gesellschaftlichen Schranken dieser uns freilich kaum mehr begreiflichen Höflichkeitsausdrücke wie ‚Ihr' und gar ‚Sie' wohl brauchen. Sie waren ein Schutz für gute Sitte, wie überhaupt für gegenseitige Achtung und für die nötigen Rechtsgrenzen. Das ist jetzt alles nicht mehr nötig. Der freche, kecke Geist leichter Sitten ist jetzt gebannt; der ‚Kampf ums Dasein', wie man früher sagte, (und meinte damit auch noch gar ein geistreiches Wort — wie für eine fast heilige Naturnotwendigkeit — gefunden zu haben!) ist nicht mehr und gilt nichts mehr; die alten thörichten Ehrbegriffe voll ehrgeizigen und eifersüchtigen Wesens gelten alle miteinander nichts mehr. Zur höchsten Ehre in der neuen Weltzeit wird vielmehr das gerechnet, in jedem Menschen den Menschen hochzuachten, den Bruder zu finden, den Freund zu suchen. Die Menschen sind einander viel näher gekommen, aber sie stehen einander zugleich bedeutend höher, als in früheren Zeiten. Überall waltet jetzt wahre Menschenliebe und herzliche Men=

schenfreundlichkeit, überall aber auch gegenseitige Achtung und pietätsvolle Wertschätzung. Das macht unser Leben viel einfacher und doch zugleich viel schöner, viel wahrer und zugleich viel inhaltsreicher. Wo wir auch sind, nirgends sind Fremde, überall Freunde; wo wir hinkommen, immer finden wir Freundschaft und überall bringen wir Freude. So ist auch kein Unterschied mehr zwischen Stadt und Dorf, außer etwa der der andersartigen Beschäftigung, jedenfalls aber nicht mehr der verschiedener „Stände" oder gar thörichten Stolzes einerseits und unverständigen Neides andererseits. Mit einem Wort: die Ideale sind erwacht und sind im ganzen gesellschaftlichen Leben der Menschen untereinander zur vollsten Wahrheit geworden." —

Unter diesen Gesprächen war man vollends in das Thal hinabgestiegen, alle waren frohen Herzens, nicht zum wenigsten die beiden Neger, welche die besprochenen Gedanken so innig dankbar auf sich selbst anzuwenden wußten. Man näherte sich jetzt dem Dorf mit seiner stattlichen Häuserreihe. Ruben und Rahel waren schon oben verschiedene Male stehen geblieben und hatten auf die lieblichen Gefilde und die schmucken, meist neuen Häuser des Dorfs hinabgeschaut; aber nun vollends am Eingang des Dorfes hier, — welch ein lieblicher Anblick! Schon die beiden ersten Häuser rechts und links der Straße boten dem von außen an das Dorf Herankommenden ein überaus einladendes Bild dar. Beide

zusammen hatten sie in völlig ebenmäßigem Aufbau das Aussehen eines stattlichen Thoreingangs oder einer großen, weit offenen Ehrenpforte. Über schmuckem Unterbau mit schönen Bogenfenstern zeigten sie, gegen die Straße zu ausgebogen, je zwei Erker mit auf drei Seiten umlaufenden Altanen. Auch dieser zweite Stock hatte schöne Bogenfenster mit kleinen runden Scheibchen, und je zwischen den Fenstern trugen die Wände schmucke Wappenschilder. Die Dächer beider Häuser waren mit Türmchen geziert und mit farbigen Ziegeln gedeckt.

Durch diesen schönen Thoreingang betrat man das Dorf. Und nun — kaum ein Haus dem andern gleich, alle aber in schönster Harmonie der Bauart übereinstimmend; meist zweistockige Gebäude, der erste Stock von Stein, der zweite gewöhnlich nur Holzbau mit Riegelwand, das Holzwerk geölt oder angestrichen, vielfach auch das ganze getäfert und in geschmackvoller Farbe gehalten, — hier ein Erker, dort ein vorspringendes Dach mit Altan, welcher oft auf zwei oder drei Seiten um das Haus umlief, je und dann ein hoher Giebel, alle Dächer aber mit schmucken farbigen Ziegelplättchen in zum Teil sehr feinen Mustern gedeckt. Alles schien einem einheitlichen Plan zu entstammen, und doch war jedes Haus ein selbstständiges Familienhaus, die Straße breit und schön gehalten; dabei zu beiden Seiten der Straße, vor allen Häusern gleichmäßig, mehr oder weniger untereinander zusammenhängend, ein kleiner

Gartenraum mit Blumen, Rosenstöcken und Wildranken, ferner am Hause hin Spalierbäume oder Rebstöcke: das alles jetzt mit seiner herbstlichen, mannigfaltigen Färbung einen überaus freundlichen Anblick darbietend. Überall da, wo die Straße umbog, oder wo sie anstieg und wieder abfiel, besonders aber in der Mitte des Dorfs, da wo eine Straße nach rechts geradlinig zur Seite in die Felder ausbog, hatten die Häuser irgend etwas dementsprechend hervorragendes, sei es einen hochragenden Giebel oder ein Türmchen, einige Erker oder einen kräftigen Wappenschild mit schönem Sinnspruch, so daß jede Straßenbiegung das Auge mit einem neuen Bilde überraschte, — das ganze ein Bild frischen Lebens, froher Gemeinschaft, herzlicher Gastlichkeit und zugleich schönster Harmonie.

Ruben und Rahel hatten die Anfänge dieser Neubauten schon vor Jahren gesehen, heute aber äußerten sie ihre helle Freude darüber, daß nun die beiden Fronten der Straße in ihrer ganzen Ausdehnung ausgebaut dastanden, und jetzt, im Schmuck der Herbstfarben mit der freundlichen Abtönung der Balkenvorsprünge, das Ganze einen so überaus lebendigen, das Auge sättigenden Eindruck machte.

Man schritt jetzt durch das Dorf. Aus vielen Häusern wurde freundlich und herzlich gegrüßt. Gertrud galt den Leuten wie eine Mutter, und Otto sprach manchen an, der des Wegs daherkam. Jeder aber be-

zeugte seine Freude, wenn er der zwei halborientalischen Gestalten, Ruben und Rahel, ansichtig wurde. Es hatte sich schon im ganzen Dorf verbreitet, daß Rahel mit ihrem Gatten wieder in der Gegend sei. Den Kindern war die Tracht meist etwas Neues; sie liefen grüßend herzu und schauten mit ihren fröhlichen Augen hoch empor an der fremdartigen und ihnen doch schon so bekannten, vielbesprochenen Erscheinung.

„Kommt heute abend, wenn wir zurückgehen, an die Dorflinde,“ sagte sie einigen, „dann will ich Euch etwas Schönes erzählen!“ . . . und fröhlich zerstreuten sich die Kinder, es in allen Häusern bekannt zu geben.

Weiter ging es das Dorf entlang, bis man vor dem Haus des Dorfältesten anlangte. Das war ein Haus wie die andern auch, nicht größer, eher kleiner als die meisten neueren, — selbst schon fünfundzwanzig Jahre alt, aber da, wo die Straße gegen die Bergkette ansteigt, höher gelegen und einen bequemen Ausblick auf das Dorf bietend.

Martin, der Dorfälteste, kam seinen Gästen ehrerbietig, doch in schlichter Herzlichkeit entgegen; man begrüßte einander als alte Bekannte und treue Freunde. Frau Margaretha war den Frauen sichtlich zugethan, das zeigten schon die ersten Worte der Begrüßung. Auch die Neger galten als liebe Hausfreunde. Man trat über die Schwelle und sah sich in den inneren Räumen um; die schön getäferten Wände des großen, stattlichen

Wohnzimmers mit seinem gleichfalls getäferten, aber heller abgetönten Erkerausbau, in dem die Frauen an einem achteckigen Tischchen Platz nahmen, machte einen überaus behaglichen Eindruck.

Die Männer traten an die Pfeiler des Erkerzimmerchens, Ruben und Rahel sprachen ihre Freude über den sichtlichen Fortschritt der neuen Zeit aus. Man überblickte von hier aus den größten Teil des Dorfs, dessen Straßenbild, von diesen Fenstern aus gesehen, die vorhin empfangenen, so befriedigenden Eindrücke noch erheblich vermehrte. Es gab sich hier allerdings nur noch ein Teil der Straße und ihrer Innenseite zu schauen, wogegen man aber von der anderen, unteren Hälfte des Dorfes hier auch die Rückseite der Häuserreihe zu sehen bekam. Und jetzt zeigte sich erst recht, mit welcher Umsicht alles schön eingeteilt und angeordnet war. Freie Plätze, üppig beschattende Baumgruppen und gemütliche Lauben schmückten in fast doppelter Straßenbreite die hintere Seite der Häuserreihe mit dem Blick auf die Feldungen, die sich hier anschlossen. Nirgends dagegen waren Stallungen bei den Häusern mehr zu sehen.

„Die liegen alle weit ab gegen die Äcker und Wiesen zu,“ erklärte der Dorfälteste für Rahel und Ruben. „Das ist ja alles längst nicht mehr Einzelbesitz, sondern nur Gemeindebesitz. Hier zunächst liegen die Gemüsegärten, auf beiden Rückseiten der Dorfstraße rechts und

links weit ausgedehnt. Seht da, wie weit hinaus! Das alles ist die Arbeit der Mädchen."

„Ihre Freude und ihr Stolz!" fügte Frau Margaretha hinzu. „Es ist doch ein viel geregelteres Leben, als wir es in unserer eigenen Jugend hatten. Kein Mensch denkt jetzt mehr daran, die Mädchen aufs Feld zu schicken. Die Feldarbeit ist Sache der Burschen; die Mädchen bleiben ums Haus in der leichteren und feineren Arbeit."

„Der Gemüsebau wird nämlich," setzte der Gatte wieder bei, „bei uns jetzt immer eifriger betrieben und immer mehr vervollkommnet. Wir liefern unsere Erträgnisse in reicher Menge ab."

„Und da arbeiten nun," fuhr Frau Margaretha fort, „unsere Mädchen alle mit einander fröhlich beisammen und freundschaftlich unter einander; ihre schönen Lieder sind auch die Freude der Alten, und ihr täglicher Gesang ist des ganzen Dorfes Wonne. Niemand stört sie in ihrer Arbeit. Sie halten die weiten, großen Beete wie ihre Blumentöpfe."

„Sie vervollkommnen ihre Kenntnisse," erklärte Martin noch, „mit einem Eifer, wie wenn alles ihr persönliches Eigentum wäre, und das ganze Dorf ist stolz auf diese üppige Feldung. Die Wasserleitungen gehen überall hin, wo man sie braucht, und machen die Arbeit leicht. Schwere Arbeit, wie Wege ziehen und Steine einstellen, ist ihnen abgenommen. Alles übrige

aber ist hier ihre Sache, und Ihr seht, wie jedes Beet von ihrem Eifer zeugt."

„Und alles mögliche baut Ihr ja in großen Mengen!" rief Rahel mit einem Blick auf die weit ausgedehnten Pflanzungen.

„Ja, in allen möglichen Sorten," sagte Gertrud.

„Das gerade verdanken wir ja alles Deinem Mann und seinen reichen Kenntnissen," erwiderte der Dorfälteste.

Ruben lachte: „So weit sind unsere Leute in Jerusalem doch noch lange nicht. Hierzulande spürt man eben doch die Vorschule ganzer Jahrhunderte, die strenge Arbeit im Schweiß des Angesichts, wie sie längst in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist. Es wird ja auch bei uns immer besser, aber so fleißig sind die Leute bei uns doch noch nicht. Sieh nur, Rahel, wie alles hier so schön geordnet in Reih und Glied steht!"

Es war Abend geworden, die schief hereinfallenden Sonnenstrahlen warfen breitere Schatten zwischen die Reihen und ließen die schöne Ordnung der Beete jetzt allerdings besonders deutlich hervortreten.

„Aber ich höre etwas!" sprach jetzt Otto, „gebt acht, Ruben und Rahel! jetzt kommt etwas ‚in Reih und Glied,' daran werdet Ihr erst recht Eure Freude haben!"

Man hörte vom Berg her die Straße herab einen frischen kräftigen Gesang, immer näher und immer kräftiger, dabei den Hufschlag von Pferden, Rasseln und

klirrendes Getöse; immer näher kam der kraftvolle fröhliche Männergesang, immer stärker erschallte gleicher Schritt und Tritt, die Gäste hatten neugierig die Fenster geöffnet, und siehe da! da kamen sie ja daher, alle die frischen Burschen und jungen Männer der Gemeinde. In frohem Marschschritt, stramm und freiweg, teils in lose verbundenen Gliedern marschierend, teils die Pferde führend, daneben einer reitend und kommandierend, und nachher wieder ein solcher, alles in bester Ordnung, offenbar nach bestimmter Regel, die Mannschaft, die Pferde, das Geräte und Geschirr, gleichmäßig verteilt und schön geordnet.

„Wie eine Artillerieabteilung aus der alten Weltzeit!“ sagte Ruben zu Otto, und Martin nickte lächelnd und antwortete:

„Ja, ja, es ist halt doch noch der alte soldatische Geist in dem jungen Blut.“

„Und der soll auch nicht verloren gehen,“ rief Otto eifrig, „wenn schon die Schwerter zu Pflugscharen und die Speere zu Sicheln geworden sind! der soll doch nicht verloren gehen, es wäre jammerschade drum!“

„Er kann so gar nicht verloren gehen,“ rief Ruben, zum Fenster ausschauend, „so erst recht nicht; das ist ganz prächtig! Seht nur, wie stramm sie sich halten und wie hochgemut sie sind. Das ist eine wahre Freude!“

Martin erwiderte: „Und jetzt haben sie doch den

ganzen Tag tüchtig draußen gearbeitet und geackert, — aber diesen Einzug lassen sie sich nicht nehmen und ihre Lieder auch nicht. So ziehen sie täglich hinunter durchs ganze Dorf bis links hinaus zu den Stallungen; dort besorgen sie noch die Pferde, und erst, wenn alles das fertig ist, kommen sie selbst heim, die Pferdewachen ausgenommen."

Die junge Mannschaft zog singend vorüber, — das ganze Regiment, wenn man so sagen will. Sie sangen ein Lied, feurig und freudig, bewegt und mit leuchtenden Augen. Wenn wir es ins deutsche übersetzen wollen, so lautete es ungefähr so:

[Lied der Burschen.]

„Die Sonne steigt hernieder,
Von Ferne kommt die Nacht;
Wir wandern heimwärts wieder,
Das Tagwerk ist vollbracht.
Dem frohen Mut
Entquelle froher Sang,
Und helle Töne klingen
Das Dorf entlang!

In goldner Morgenstunde
Ein frisches Thun begann;
Wir stimmten in der Runde
Manch' Lied zur Arbeit an,
Wir freuten uns
Der schönen Gotteswelt;
Die Sonne grüßte freundlich
Am Himmelszelt.



2. Seite 48.

Die junge Mannschaft zog singend vorüber, —
Das ganze Regiment, wenn man so sagen will.
Sie sangen ein Lied, feurig und freudig, bewegt und mit leuchtenden Augen.



Die Saaten keimen stille,
Die Früchte reifen schon!
Aus reicher Segensfülle
Winkt uns der süße Lohn.
Die Arbeit selbst
Ist wie die Frucht so süß;
Vom Himmel stieg hernieder
Das Paradies.

Worauf die Völker harrten, —
Wie herrlich ists erfüllt!
Das Land ein Gottesgarten,
Des Himmels irdisch Bild;
Darin ein Volk,
An Seel' und Leib gesund, —
In Lieb und Treu gefüget
Ein Bruderbund!

Voll Kraft noch sind die Alten,
Im Rathe hochgeehrt;
Der Frauen zartes Walten
Verkläret Haus und Herd.
Wir Jungen glüh'n
Für Thaten hoch und hehr.
O Volk, zu deinem Glücke
Was willst du mehr?

Ein jeder frei vom Zwange,
Für alle gleiches Recht,
In edlem Liebesdrange
Ein Mann des andern Knecht: —
O Wunder groß!
Es ist geworden wahr
Und wirds auch fürder bleiben
Wohl tausend Jahr!

So sangen sie, und noch lange tönte ihr kräftiger Sang und frischer Schritt durch die Straße hinab. Mit frohlockendem Wohlgefallen schauten und hörten die Alten zu.

„Es ist eine schöne, ideale Sache um das," sagte Otto, „frisches Blut im ganzen Volk und frisches Leben in seiner Jugend! Kraft ist ihr Stolz, Keuschheit heilige Regel, Frohsinn giebt sich von selbst, und Arbeit ist ihnen Zeitvertreib."

„Ein fröhlich Spiel gilt ihnen auch etwas," sagte die rüstige Frau Margaretha; „aber sie würden es unter einander selber nicht dulden und es könnte sich einer gar nicht mehr sehen lassen, wenn er die Arbeit nicht allem anderen vorzöge."

Bald trat jetzt Henri herein, der einzige Sohn des Hauses, siebenundzwanzigjährig, ein großer, stattlicher junger Mann. Er war mit der jungen Mannschaft vorhin vorübergezogen, unter den Fenstern des Hauses hatte er sich noch einmal umgewendet und heraufgegrüßt; sein besonders herzlicher Gruß galt der Mutter, welche mit frohem Winken den Gruß des treuen Sohnes erwidert hatte. Jetzt eintretend grüßte er die Gesellschaft, zuerst die Frauen, dann die Männer. Mit Wohlgefallen blickten alle auf den stattlichen Sohn des Hauses. Ein Bild von Kraft und Frische, von hochgemutem Wesen und zugleich würdigem Ernst sprach aus seinen Zügen und aus seiner ganzen Haltung. Er hatte die

schwarzen Augen der Mutter und den starken Körperbau des Vaters, diesen noch an Größe überragend. Er blieb übrigens heute nur kurz im Zimmer, denn er mußte noch einmal hinaus zu den Ställen, die Arbeit der Mannschaft zu beaufsichtigen. Man beglückwünschte die Eltern zu diesem wohlgeratenen Sohn. Glücklich dankten beide, aber jetzt nahm Martin das vorige Gespräch wieder auf und sagte:

„Was ist nicht alles in den letzten zehn Jahren schon geschehen! Wenn man jetzt die Felder auf der Hoch=ebene ansieht, alles eine Flucht, eine große Ebene, alles in gleichmäßigem, bestimmt abgestuftem Bau! Da ar=beitet jeder auf dem ihm heute ausgelosten Stück, so recht um die Wette mit den anderen, als wäre ein jeder fürs Ganze verantwortlich. An freien Tagen besuchen sie dann und wann auch andere Feldebenen in anderen Gemeinden, oft auch entlegenere Gegenden mit Sang und Klang durchwandernd. Da schauen sie, fragen und lernen. Die Ehre der Gemeinde ist hochgehalten bei ihnen, der Fleiß der jungen Mannschaft soll vor aller Welt bewiesen sein; ich sage Euch, das ist ein Eifer, daß es für uns alle eine wahre Freude ist!"

„Wenn man das in alten Zeiten vorausgesagt hätte!" rief Ruben.

Otto antwortete: „Dann hätte jedermann behauptet, ohne festen Privatbesitz werde kein Mensch mehr gerne arbeiten; alles werde erlahmen, auch der Fleißige werde

nicht mehr für die Faulen arbeiten wollen, alles werde zu Grunde gehen u. s. w. u. s. w., — wenn es dann überhaupt noch etwas „Weiteres“ giebt. — Und jetzt ist es doch das gerade Gegenteil!“

„So hat sich die Welt geändert mit einemmal durch die große Umwälzung um die Wende des Jahrhunderts!“ sagte Rahel.

„Ja, aber vorher wäre es eben auch nicht zu machen gewesen. Alles hat seine Zeit,“ sagte Otto wieder. „Erstrebt, angeraten, gewünscht, versucht wurde es in früheren Jahrhunderten ja auch schon, aber der neue Geist der neuen Zeit fehlte, und es hätte das alles gar nicht werden können, ohne daß ein ganz neues Leben alle Lande und alles Volk durchbrauste.“

„Das ist es!“ sagte ernst der alte Martin; „ohne des allmächtigen Gottes Walten und Wirken wäre es nimmermehr so weit gekommen. Wir sind die Kinder seines lichthellen Tages. Lasset uns seines Glanzes uns freuen! Gott sei gelobt ewiglich!“

Der alte Dorfälteste stand hochaufgerichtet da, freudig bewegt und ganz feierlich sprach er seine Worte. Er war ein schöner, würdiger Mann in seiner schlichten Kleidung. Jetzt war er ganz lebensfroh geworden über diesen Gesprächen; er war auch in Wahrheit noch so frisch und kräftig, als wollte er trotz seiner fünfundsiebzig Jahre noch einmal jung werden.

„Eigentlich wollte ich Euch auch noch die Stallungen

zeigen, wo die Burschen mit den Pferden hingezogen sind, aber dazu ist jetzt keine Zeit mehr. Und die Viehställe habt Ihr ja auch noch nicht gesehen; sie stehen über den Gemüsegärten draußen."

„Das müssen wir alles ein andermal sehen, lieber Martin, — wir müssen heim," sagte Gertrud. „Ruben und Rahel möchten sich ohnedem auch die Feldstallungen auf der Hochebene und den ganzen Betrieb auf den Hauptfeldungen einmal ansehen. Da kommen wir ein andermal wieder zu Euch herunter; für heute müssen wir aufbrechen."

Man verabschiedete sich mit herzlichem Händedruck und trat den Heimweg an; der Dorfälteste und Frau Margaretha ließen es sich aber nicht nehmen, das Geleite zu geben. Es war wohl Abend, aber noch nicht sehr dunkel geworden. Und als sie in die Mitte des Dorfes kamen, — siehe! da standen weit im Bogen die Kinder bei der Linde und sperrten die Straße, mit fröhlichen Gesichtern ihre Arme ausspannend. „Rahel, Du mußt uns noch etwas erzählen, Du mußt jetzt etwas erzählen!" riefen alle wie aus einem Munde. Diejenigen, welche sie noch nicht begrüßt hatten, traten näher und grüßten sie und Ruben, dann Gertrud und Otto, Frau Margaretha und den Dorfältesten, auch die beiden Neger, — alle so fröhlich und vertrauensvoll, so anständig und anstellig daherkommend, daß es ein Bild zum Malen war. Im Hintergrund aber hatten sich auch

schon eine ziemliche Anzahl Erwachsener aufgestellt, offenbar wollten sie nicht um den Genuß kommen, die schöne Orientalin eine ihrer merkwürdigen Erzählungen preisgeben zu hören. Rahel wandte sich lachend um und schaute Gertrud fragend an: „Da werden wir uns gefangen geben müssen, so spät es auch geworden ist, — ich habe es ihnen ja bei unserer Ankunft hier versprochen."

„Sei ganz beruhigt," erwiderte Gertrud, „wir alle hören Dir ja immer so gerne zu. Heute ist Vollmond, wir kommen noch helle genug auf den Berg." Die Männer alle gaben ihre freudige Zustimmung, und Frau Margaretha gesellte sich lachend zu den anderen Erwachsenen, welche sich hier schon versammelt hatten.

„Ja, was wollt Ihr denn von mir hören, Kinder? Was soll ich Euch erzählen?"

„Von Jerusalem etwas, von Jerusalem!" riefen alle miteinander und von hinten her hörte man zustimmendes Geflüster.

„Ach, von Jerusalem kann ich heute nichts mehr erzählen; ich weiß schon, dann soll ich gar nimmer aufhören. Dazu ists heute doch zu spät. Aber gebt acht, ich will Euch etwas anderes erzählen. Was soll es sein? Etwas vom Wasser oder vom Feuer, vom Himmel oder von der Erde?"

„Vom Wasser!" riefen die Knaben.

„Vom Feuer!" andere.



3. Seite 55.

Rahel begann jetzt in ihrer phantasiereichen und gemütsinnigen Weise, mit ihrem freundlichen lebendigen Gesicht und ihren leuchtenden Augen, und alles hörte aufmerksam zu.



Die Mädchen riefen: „Etwas vom Himmel!" — „Oder was Du willst!" hieß es zuletzt.

Rahel besann sich einen Augenblick, dann lachte sie und sagte: „Gebt acht, ich will Euch etwas vom Wasser und vom Feuer, vom Himmel und von der Erde zugleich erzählen, alles mit einander! Ein Rätsel will ich Euch aufgeben, aber es soll eine ganze Geschichte sein! — Kommt da zusammen unter den Baum!"

Die Alten traten dort etwas weiter zurück, Rahel setzte sich auf die runde Bank unter dem Baum, — um sie die Frauen. Vor ihr standen die Kinder im engen, traulichen Umkreis, und hinter ihr vollendeten Erwachsene und Männer den Kreis. Sie begann jetzt in ihrer phantasiereichen und gemütsinnigen Weise, mit ihrem freundlichen, lebendigen Gesicht und ihren leuchtenden Augen, und alles hörte aufmerksam zu.

„Ich weiß einen Reisenden, der ist gar weit gekommen, himmelweit, weiter als wohl die meisten anderen. Es ist aber weder ein großer Naturforscher, noch einer von den kühnen Seefahrern. Er hat nicht einmal einen Eigennamen. Ich will Euch aber doch von ihm erzählen; gebt 'mal acht, wer das wohl ist.

Er lebte einst seelenvergnügt mit seinen Brüdern im Weltmeer. Sie unterhielten sich aufs beste; bald hüpften und tanzten sie auf den schäumenden Wellen, bald stürzten sie sich kopfüber in steile Abgründe, welche der Sturm aufwühlte. Wenn das Meer aber ruhig dalag, dann

lauschten sie den Gesängen von Meerkönigs Töchtern oder plätscherten an den krystallenen Wänden von Meerkönigs Schloß.

Bei solcher Kurzweil wären wohl viele zufrieden gewesen, — nicht so unser kleiner Bursche. Er strebte fort aus der Heimat und wollte gerne wissen, was es außer seiner Heimat noch auf Erden gebe. Am liebsten hätte er unsern Herrn Gott die Welt regieren sehen. Jeden Sonnenstrahl, der in seine Nähe fiel, beneidete er um die schöne weite Reise von der Sonne bis zum Meer. Die Sonnenstrahlen sagten endlich ihrer Mutter, der Sonne, von dem kleinen Neugierigen, und die Sonne trug einem derselben auf, den kleinen Schelm mit hinauf zu tragen, wo schon so viele seinesgleichen hineilten.

Froher als ein König folgte er dem himmlischen Strahl, und als er so über Berg und Thal getragen wurde, da schaute er mit großen Augen hinunter, weit weit hinunter, hoch hinunter, — es ist ein Wunder, daß ihm nicht schwindelig wurde und er hinabfiel. Das Hüpfen und Stürzen von den Wellen in die Abgründe hatte ihm aber den Schwindel abgewöhnt.

Als sie so durch die Lüfte fuhren, begegneten sie vielen anderen Reisenden, und da erkannte er in ihnen lauter Brüder, die sich herzlich freuten, ihn zu sehen, und denen ihn der freundliche Sonnenstrahl anbefahl, der nun rasch weiter eilte, um sich bei seiner Herrin, der lieben Sonne, zu ferneren Aufträgen zu melden.

Im großen Haushalt der Natur giebt es kein Stehenbleiben und Schwatzen; alles geht pünktlich seinen Gang. Denn wenn es anders wäre, dann stieße wohl gar ein Stern an einen anderen, oder beide stürzten alles zertrümmernd auf die Erde.

Der kleinen Reisenden waren nun so viele beisammen, daß sie die Sonne ganz verdunkelten; die Heumacher auf Erden blickten besorgt zum Himmel auf und seufzten: „Es kommt ein Sturm!“ Horch! der Wind heulte schon und trieb die Brüderchen zur Eile an. Bald darauf stürzte der tolle Sturm sie unter Blitz und Donner hinunter auf die Erde. Fast waren schon alle unten, da blickte die liebe Sonne sie noch einmal an, und es entstand eine wunderschöne Brücke, in sieben Farben strahlend. Die Menschen auf Erden riefen erfreut: „Seht den schönen Regenbogen!“ Unser kleiner Reisender konnte sich nicht satt sehen und merkte kaum, daß er in die Mitte eines großen Flusses gefallen war, dessen Wellen ihn nun rasch ins Meer trugen.

„Willkommen!“ riefen seine Mutter und Brüder, — „wie hat es Dir gefallen?“

„Es war herrlich, köstlich, unbeschreiblich schön! nächstens gehe ich wieder mit!“ rief er frohlockend. —

— Nun sagt mir, wer ist wohl der kleine Reisende?“ —

Schön war die anmutige Erzählung von Rahels Lippen geflossen. Wie ein altes Märchen, wie ein

Traum der Sommernacht floß es dahin, wie eine Elfe im Nebel huschte das Bild vorbei.

Alles lachte, aber Rahel rief schnell: „Stille! — die Kinder, die Kinder müssen es finden!“

Sie faßte die Vordersten alle zusammen, zog sie liebkosend zu sich her und fragte nun streichelnd eins ums andere: „Du, wer ist der kleine Reisende?“

Wars Unwissenheit, oder wars Schüchternheit? — keines sagte etwas. Nur ein kleines schwarzlockiges Mädchen, das ihr am nächsten stand und gar zutraulich, die Hände auf ihre Kniee gestützt, zu ihr heraufsah, schlug die schönen schwarzen Augen schüchtern, aber jetzt groß auf und sagte langsam und leise, aber lachend und kosend: „Der Regentropfen!“

„Ja, der Regentropfen!“ rief Rahel in laut aufjauchzendem Ton und herzte das Kind und küßte es.

Alle waren voll Vergnügen. Wie ein sprühender Funke fiel das lösende Wort in die dichtgedrängte Schar und hell beleuchtet zog das ganze sinnige Rätselbild noch einmal an ihrem Geistesauge vorüber. „Der Regentropfen, der Regentropfen!“ wurde es jetzt unter Kindern und Alten lebendig.

„Ja,“ lachte Rahel hell auf, „es regnet aber nicht! nur dageblieben! — Nun will ich auch etwas hören, von allen mit einander. Ein Lied will ich hören, von Euren schönen Liedern eines!“

Die Kinder waren alle bereit, sie sahen einander

fragend an. Dann gab es einige leise Verständigungen, und jetzt begannen einige behutsam und bescheiden, und alle stimmten kräftig mit ein:

[Abendlied der Kinder.]

„Der Abend winkt am Waldessaum,
Im Winde rauscht der Lindenbaum,
Duft atmet seine Blüte.
Wohlan, ihr Kinder, groß und klein!
Des Baumes Rauschen lädt euch ein:
Preist fröhlich Gottes Güte!

Uns lacht der liebe Sonnenschein
Gar hell in Herz und Haus hinein,
Verkläret unsre Pfade.
Doch leuchtet uns ein Angesicht
Noch wonniger als Sonnenlicht:
Preist fröhlich Gottes Gnade!

Der Tannen Grün, des Himmels Blau,
Vergißmeinnicht auf grüner Au,
Das Veilchen auch, das scheue, —
In Farbenschrift verkünden sie:
Eins wankt und weicht und wechselt nie:
Preist fröhlich Gottes Treue!

Und welch' ein Wirt hat euch zu Gast,
Ihr Vöglein all' auf hohem Ast,
Ihr Jungen samt den Alten?
Ihr säet nicht, ihr erntet nicht,
Wer sorgt für euch, daß nichts gebricht?
Preist fröhlich Gottes Walten!

Welch' bunte Pracht auf grüner Au!
Viel Blumen rot und weiß und blau,
Viel zarte Gräslein drunter.
Ihr Blumen fein, ihr Gräser grün,
Wer hieß euch sprossen, duften, blühn?
Preist fröhlich Gottes Wunder!

Und nun in solcher Herrlichkeit
Viel Menschenherzen warm und weit,
Und nie ein Auge trübe!
Das ist des Glückes höchste Kron',
Drum stimmt ihn an, den höchsten Ton:
Preist fröhlich Gottes Liebe!"

Das Lied wurde in frohem Ton gesungen, das große Blätterdach des Lindenbaums nahm die seligen Kinderstimmen auf und trug den Schall weit hinaus ins Dorf. Die Alten standen und hörten, bei den zwei letzten Strophen aber fielen sie jedesmal mit einander ein, bei jedem Verse immer kräftiger, den letzten Vers sangen sie alle zusammen.

Es war eine weihevolle Stimmung über die Versammelten gekommen, auch Rahel saß tiefergriffen da und blickte mit inniger Freude auf die frohe Kinderschar. Als das Lied verklungen war, blieb einige Augenblicke alles still. Dann sagte Gertrud:

„So, nun sollen unsere Neger, Zamba und Johannes, Euch auch noch ein Lied zum Abschied singen, eines von Afrika, vom heißen Afrika."

„Ja, die Neger, o die Neger!" riefen die Kinder,

und ihre Augen leuchteten, als sie zu den schwarzen Gestalten hinüberschauten.

Die Neger standen beide unmittelbar hinter Gertrud, den Kindern gegenüber; die übrigen Männer traten etwas zurück von ihnen. Anfangs ein wenig schüchtern, besannen sie sich schnell und begannen nun mit einander ein schlichtes Lied, wie sie es oft sangen, Zamba mit einer tiefen, aber weichen, Johannes mit hoher, klarer Stimme. Sie schauten dabei zu dem Nachthimmel empor, unter die aufgegangenen Sterne hinein, und ihre großen Augen leuchteten wie kindlich betend aus den schwarzen Gesichtern, so daß alles Andacht war, als sie sangen. Das Lied selbst aber lautete so:

[Gesang der Neger.]

„Jesu, Herr der Herrlichkeiten,
Licht der Heiden,
Gottes eingeborner Sohn!
Sieh'! es nah'n mit Lobgetöne
Negersöhne
Sich zu deinem heil'gen Thron!

Aus des Sündenjammers Ketten
Uns zu retten,
Hast du Boten ausgesandt,
Und es wurde dir, dem König,
Unterthänig
Auch das ferne Mohrenland

Ja! zu aller Heiden Frommen
Ist gekommen,
Was dein heilig Wort verheißt!
Flehend heben wir die Hände:
„Jesu, sende
Allen Völkern deinen Geist!

Sprenge siegreich allerorten
Herzenspforten!“ —
O du goldne, große Zeit,
Nun wir jauchzen: „Jesu! deine
Ist alleine
Reich und Kraft und Herrlichkeit!“

„Ach, das war schön, das war schön!“ sagten die Alten zu einander.

Inzwischen war das halbe Dorf zusammengekommen, ganz ungesucht war es ein fast festlicher Abend geworden; mit inniger Freude ging man jetzt auseinander. Die Kinder verabschiedeten sich mit lautem Jubelruf, die Alten trennten sich mit herzlicher Begrüßung, die einzelnen Gruppen zogen fröhlich ab, hier und dort hörte man noch ein Lied, allmählich leiser verhallend in den Hauseingängen. Die elektrischen Lichter, welche bisher da und dort in zarteren Flammen in den Häusern sich gezeigt hatten, flammten jetzt überall auf, wo nur die Hausthüren geöffnet wurden; und durch das hellerleuchtete Dorf traten die Gäste ihren Heimweg an. Dann nahm sie der mildere Glanz des Vollmonds in seine leuchtende Begleitung, und sie stiegen

die schmalen aufwärtsführenden Waldwege empor, die kleinere Hälfte des Wegs in einem Zug, alle in erhobener Stimmung, voll froher Gedanken. Kurz ehe sie die Straße zur halben Höhe des Bergs zu kreuzen hatten, blieben sie stehen und schauten hinab in die schöne Mondlandschaft. Ein leichter Nebel lag über dem Fluß und zog über die Wiesen dahin; es war, als wollte die schlummernde Erde scheu ihr feines Schleierkleid über sich herziehen, vor dem Glanz des Mondes ihr schönes Gesicht zu bedecken und stille, jetzt ganz stille, vollends einzuschlafen.

Bald waren sie noch höher emporgekommen bis zur Straße zu halber Höhe des Berges. Einige Zeit gingen sie diese breitere Villenstraße entlang, alle miteinander links von der Bergwand, rechts von den hohen Baumschatten gedeckt, durch welche das fahle Mondlicht glitzerte; dann schlugen sie wieder einen der schmalen, steilansteigenden Wege ein, welcher nur zu zweien zu gehen erlaubte, bis man vollends auf die Berghöhe gelangte. Immer herrlicher strahlte der Mond mit seinem heimlichen, stillen Lichte, immer weitere Flächen ließ er erglänzen, heilig lag weithin die feiernde Landschaft vor ihren Augen. Es war niemand mehr ein Bedürfnis, viel mit einander zu reden; man war erfüllt von den reichsten und lieblichsten Eindrücken des Nachmittags und des Abends, und diese Mondnacht that das ihrige dazu, jedes Herz still froh zu machen. Als sie aber oben waren und aus den Fenstern des Berghauses

noch einmal in die Runde schauten, — Elisa hatte alle Wasser wieder springen lassen, welche jetzt wie flüssiges Silber in die Höhe brausten und in hellem Glanze mit metallenem Klang niedertropften, — da waren alle voll von Lob und Preis. Die ganze Natur feierte den ewigen Gott, die Berge standen hoch und stille da, gleich einem mächtigen Altar des allmächtigen, großen Gottes; der Wald hielt den Atem an, alles war wie in stillem Gebet vor dem alleinheiligen, seligen Gott.

„Sieh doch, wie schön!“ sagte Rahel halblaut zu Ruben, und lange schauten sie alle in leisem Sinnen hinaus, ins Thal hinab und rings umher. Da, mit einemmale, fast wie mit einem einzigen Schlag, wird es Nacht im Dörflein drunten. „Nur ganz wenige mattfarbige Glühlichter die Straße entlang ausgenommen!“ sagten sie zu einander.

„Und etwa noch ein stilles, mattes Lichtlein da und dort für eine Mutter und ihr Kind,“ setzte Gertrud hinzu; „sonst liegt jetzt alles ganz stille.“

„Ja, so soll es auch sein,“ sagte Otto, „das ist Dorfgesetz; bald zur Ruhe und früh heraus, das giebt ein gesundes Leben.“

„Und die Pflanzenwelt soll auch ihre Ruhe haben. Der Mond leuchtet ohnedem heute helle genug,“ erwiderte Ruben.

Bald verabschiedete man sich von einander und ging zur Ruhe.



V. Kapitel.

In der Stadt.

Motto:
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen.
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.
Göthe, Hermann und Dorothea.

Wenige Tage nach diesem idyllischen Erlebnis gab es das Gespräch, daß Ruben und Rahel die Stadt zu besuchen wünschten.

„Es soll uns sehr freuen, Euch begleiten zu dürfen," sagte Otto alsbald.

„Desto besser, wenn Ihr mitgehen könnt!" erwiderten beide.

„Mich verlangt jedesmal wieder, die Stätte meiner Kindheit zu schauen, so oft ich ins Land komme," fügte Rahel innig bei.

„Und Ihr habt uns schon so viel von den großen Neubauten erzählt," bemerkte Ruben.

„Ja, aus der alten Zeit ist freilich nicht mehr viel übrig," erwiderte Otto.

„Und was noch übrig ist, ist nimmer schön neben den prächtigen Neubauten," bemerkte Gertrud.

„Das glaube ich, ausgenommen die alten Türme und Mauerreste, welche aus viel älterer Zeit stammen," sagte Rahel.

„Ja, allerdings, und ebenso was in altertümlichem Stil noch dazu gebaut ist, — das gehört ja eigentlich zum Schönsten von allem," antwortete Otto.

„Nach meinem Geschmack ganz gewiß!" war Rubens Entgegnung; „für einen denkenden Menschen ist überhaupt nicht das Neue das Schönste, sondern das geschichtlich Gewordene und zugleich geistig Gewichtige; im Bestehenden den Wechsel zu erstreben, zugleich aber im Wechsel das Bestehende zu ehren, das ist mit ein Geheimnis aller wahren Baukunst."

„Ja," sagte Otto, „es wäre nichts Ideales, immer nur nach Schönem, Großem und Neuem zu verlangen; mit den Errungenschaften der Neuzeit auch die Erinnerungen der Vergangenheit zu verbinden, das ist doch allein das Richtige."

„Wie es keinen Baum giebt, der mit der Krone anfängt, oder wie keiner ohne Stamm schön wäre, nicht wahr?" fragte Gertrud.

Otto ergänzte: „Oder vielleicht besser: wie keine Wissenschaft ohne Verbindung mit ihrer eigenen Geschichte, so auch keine ideale Baukunst ohne die Ehrfurcht vor dem Altertum."

„Daher wird es wohl kommen," sagte Rahel aufstehend, „daß selbst heutzutage, in der Zeit der vollendeten Baukunst, sogar Ruinen uns oft ganz besonders anmuten."

„Und daß man, alte Erinnerungen zu pflegen, in ihrer Nähe oft Neubauten in ihrem Stile aufrichtet," fügte Otto zustimmend bei.

„Aber, Ihr Männer, wir müssen wirklich aufbrechen, wenn wir die Stadt heute besichtigen wollen," sagte Gertrud, sich jetzt auch fertigmachend; „es ist ein Stück Arbeit für den, der sich näher interessiert, jedenfalls für uns Frauen. Unsere Neger stehen schon bereit."

Man brach sofort auf, indem man beschloß, zu Fuß abwärts zu gehen. Es war vormittags halb neun Uhr.

„Elisa, willst Du uns heute Abend mit dem Wagen entgegenkommen? — Heimwärts fahren wir doch, Ihr Frauen, nicht wahr?" fragte Otto.

„Gewiß," erwiderte Gertrud, „es wird schon gut sein."

„Und wann werde ich kommen dürfen?“ frug Elisa.

„Ich denke neun Uhr,“ antwortete der Hausherr; „wir werden bei Kuno's sein.“ —

„Wie freue ich mich auf die alten Freunde!“ sagte Rahel unterwegs.

„Es sind edle Menschen, treue Freunde, — mit unter den Besten aus der alten Zeit,“ antwortete Otto.

„Wie gerne erinnere ich mich immer Eures trefflichen Nachbars, liebe Rahel!“ sagte Ruben darauf zu seiner Gattin.

„Sie haben auch treffliche Kinder; wir kommen viel zusammen,“ bemerkte Gertrud.

„Wie alt sind diese jetzt?“ frug Rahel.

„Bertrand ist fünfundzwanzigjährig, sein ähnlicher Vater, ganz so wie dieser vor jetzt dreißig Jahren war; Ada, die Tochter, dreiundzwanzigjährig, — so sahst Du einst aus, Gertrud,“ lächelte Otto.

„Nun, dann ist sie schön!“ sagte Ruben, zu Otto emporblickend, der hinter ihm ging.

„Ihr seid böse Männer,“ wehrte Gertrud.

„Bitte, bitte!“ entgegnete Rahel, „ich verstehe auch etwas davon und muß hier den Männern ganz beistimmen.“

„So kommt doch nur vorwärts!“ mahnte Gertrud.

„Nicht wahr, es zieht Dich selbst zu den Freunden?“ sagte Rahel schmeichelnd; „Ihr seid von lange her gleichgestimmte Seelen.“

„Ja, das sind wir allerdings,“ antwortete Gertrud.

„Kuno war bald unter den Ergriffensten dazumal, als vor zweiunddreißig Jahren die große Trübsal über die Christen bei uns losbrach," ergänzte Otto, „und seine Frau, damals noch ein Mädchen von zwanzig Jahren, so etwa wie jetzt die Tochter ist, hat in jener Zeit Unsägliches durchgemacht in ihrem Herzen. Es war ja eine zarte, innige Liebe, welche sie lange Zeit ganz stille mit ihrem Kuno verband. Oder wißt Ihr es nicht mehr?"

„Wie könnte das ich gerade vergessen?" sprach Rahel ernst, sehr ernst, und wurde ganz stille. Sie blieb ein wenig zurück, um unbemerkt eine Thräne zu trocknen.

Man brach jetzt schnell ab. Man war ohnedem der Stadt schon näher gekommen; denn auf dem kürzesten Weg hatte man den Abstieg gemacht und kam so unmittelbar über der unteren Stadt zu Thal, da, wo diese über die Thal- und Wiesenfläche weg dem Dörflein entgegenblickt. Diese Seite der Stadt machte gerade jetzt, von der Herbstsonne schon freundlich beschienen, einen überaus stattlichen Eindruck, denn eine alte oder vielmehr in altertümlichem Stil neuerbaute Stadtmauer lief hier quer über das ganze Thal hinweg, an ihren beiden Endpunkten sogar etwas gegen die Bergwand emporsteigend, je bis zu einem runden Eckturm, mit dem die Mauer drüben wie hüben abschloß. Diese zwei Ecktürme, in ihrer halben Höhe beide je von der

Bergseite her durch ein rundes Pförtchen leicht zu ersteigen, boten auf ihrem ringsumlaufenden steinernen Altankranz wirklich schöne Aussichtspunkte, sowohl gegen die hier offene Thalseite und auf den Flußlauf dem Dörfchen zu, als auch in die Stadt selbst hinein mit ihren gewaltigen Neubauten, endlich noch auf die langgedehnten Häuser- und Gartenterrassen über der Stadt auf beiden Thalseiten, welche, in zwei gleichen Reihen über einander aufgestuft, rechts und links den Berg entlang sich so anmutig zu schauen gaben.

Aber auch schon die Stadtmauer selbst, wie sie hier die ganze Breite des Thals quer durchlief, bildete eine schöne Zierde der Gegend und eine stattliche Erinnerung an das hohe Alter und die reiche Geschichte der Stadt. Doch nicht nur das, noch mehr: man sah nämlich sofort, daß diese mächtige Stadtmauerfront zugleich praktischen Zwecken dienen sollte. Sie war von dem einen runden Eckturm bis zum andern durch vier starke viereckige Türme in fast gleiche Teile eingeteilt. Die zwei rechts und links je zu äußerst liegenden waren Thortürme, — der eine, auf unserer Thalseite gelegen, ein prächtiges, wohlgeschmücktes Stadtthor für die breite Landstraße, der andere, nahe bei der jenseitigen Thalwand, öffnete sein gleich weit- und hochgesprengtes Thor für einen ebenso breiten Fahr- und Spazierweg.

Fast genau in der Mitte der ganzen Stadtmauer aber war dieselbe von dem hier in starker, stolzer

Schwellung aus der Stadt herausdrängenden Flußlauf durchbrochen, — und hier nun standen, recht stattlich anzusehen, wieder zur Rechten und zur Linken des mächtig einherströmenden Flusses, zwei weitere Türme, mit ihrem starken Viereckbau bis unmittelbar an den Fluß herantretend. Es zeigte sich sofort, daß hier die höchste Kraft des Flusses zu einem großen Wasserwerk benützt ward, welches mit der daraus entwickelten elektrischen Kraft einerseits und, soweit noch nötig, durch Dampfkraft andererseits, den Bewohnern der Stadt den mächtigsten Arbeitsdienst zu leisten berufen war, welchen die Neuzeit kennt. Die gesamte Einrichtung für die hier vereinigten Werke aber war in diesen beiden starken Türmen zur Rechten und zur Linken des Flusses untergebracht.

Hier nun schlossen sich schon unmittelbar hinter der Mauer zu beiden Seiten des Flusses die großen Werkstätten und freien Arbeitsplätze an, welche zusammen ein volles Drittel der Stadt, ‚die untere Stadt', bildeten. Da waren auf der einen Seite, von der Mauer an flußaufwärts gerechnet, zuerst die Werkstätten der Schreinerei, dann diese selbst, darauf die Klempner-, endlich die Schuhmacher- und noch die Schneiderwerkstätte. Ebenso auf der andern Flußseite, wieder von der Mauer an flußaufwärts gezählt, lagen die Werkstätten der Schmiede, der Schlosser und der Wagner, dann die Metzgerei und die Bäckerei. Alle diese Werkstätten waren hoch, luftig und licht gebaut,

mit allen zweckdienlichen Einrichtungen aufs beste ver-
sehen, — der Raum zwischen den einzelnen breit und
immer gehörig abgegrenzt, doch alle durch Schienen-
stränge untereinander und mit den Mittelpunkten der
Stadt praktisch verbunden; auch die gegenüberliegenden
Werkstätten hatten durch eiserne Brücken über den Fluß
hinweg bequeme Verbindung miteinander. Zugleich bot
das Ganze schon von der Stadtmauer aus einen über-
aus großartigen Anblick. Da wimmelte es von Arbeitern,
welche emsig ab- und zugingen, und deren Wesen und
Treiben schon auf den freien Plätzen den Eindruck
rührigen Arbeitsernstes, wie zugleich fröhlicher Arbeits-
gemeinschaft machte.

Hatte man diese untere Stadt flußaufwärts ganz
durchschritten, so kam man an eine sehr breite, den
Fluß völlig überbrückende Querstraße mit stattlichen
Hochbauten, offenbar den Lagerräumen für die fertigen
Fabrikate der Werkstätten; wer aber hier sofort hin-
durchging, der gelangte an die schöne Vorderfront dieser
Hochbauten und damit in eine zweite, sehr breite Quer-
straße, welche einen wirklich imposanten Eindruck machte
durch die mit hohen Säulengängen geschmückten Bazare,
in welchen alles in der unteren Stadt Fabrizierte sich
zur Schau und zum Kauf darbot, während auf der
gegenüberliegenden Seite dieser zweiten Querstraße die
Gast- und Logierhäuser der Stadt lagen.

Hier war man schon in der ‚mittleren Stadt‘ an-

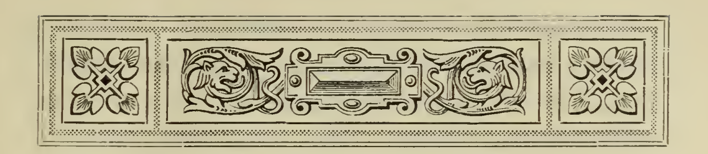
gekommen, welche sich von da aus noch weit ausdehnte. Die Rückseite oder Gartenseite der Gast- und Logierhäuser öffnete nämlich den Blick in einen großen Park mit Springbrunnen und schattigen Anlagen. Sowohl zur Rechten als zur Linken des überall mit leichtgeschwungenen Bogenbrücken überspannten Flusses sah man viele öffentliche Gebäude, vor allem das Stadthaus, sodann die verschiedenen Versammlungsräume für Gesellschaften, Festlichkeiten, Volksversammlungen u. s. w., weiterhin, immer wieder durch schattige Anlagen und freie Plätze getrennt, Schulhäuser, Museen, Lehrsäle aller Art. Eigentliche Wohnhäuser oder Familienhäuser waren im ganzen Thalgrund kaum irgendwo wahrzunehmen, weder in der unteren noch in der mittleren Stadt. Nur je und je, da wo Bauplätze noch offen lagen, sah man es diesen an, daß hier in früheren Zeiten überall die Familienwohnungen gestanden waren. Doch waren diese alten Familienwohnungen alle schon abgetragen, oder war man damit im Abbruch begriffen.

Wandte man dagegen seinen Blick aus dieser ganzen Thalstadt, der „unteren" und der „mittleren", auf die Thalwände rechts und links, so dehnte sich hier nun die schon von der Stadtmauer und ihren beiden Ecktürmen aus sichtbare, parallel übereinander liegende Doppelreihe von Hochgärten und Terrassenhäusern weithin aus, und zwar sowohl an der rechten, wie an der linken Thalwand, das ganze Thal entlang zu beiden

Seiten am Berg hang sich hinziehend — in ihrer Erhabenheit über den gemeinsamen Arbeits- und Verkehrsgebäuden im Thalgrunde, zusammen mit ihren Kirchen rechts und links, ein schönes Bild lieblichen Friedens und geheiligten Familienlebens darbietend.

Dahinauf strebten unsere Freunde, nachdem sie vormittags die Werkstätten der unteren Stadt durchwandert, dann in einem der Gasthäuser zu Tisch gewesen und nachmittags vollends die öffentlichen Gebäude der mittleren Stadt sich angesehen hatten. Die Neger hatten sie bei Kuno's schon angekündigt, und als sie nun gegen Abend ziemlich spät endlich eintrafen, waren sie dort längst erwartet gewesen und wurden hochwillkommen geheißen.





VI. Kapitel.

Pflichtjahre, Lehensbesitz, Berufsleben.

Motto:

Ein jeder frei vom Zwange,
Für alle gleiches Recht,
In edlem Liebesdrange
Ein Mann des andern Knecht: —
O Wunder groß!
Es ist geworden wahr
Und wirds auch fürder bleiben
Wohl tausend Jahr!

4. Kap. S. 49.

Man hatte sich sehr lebhaft über die gemeinsamen Erinnerungen aus alter Zeit unterhalten und schaute jetzt mit befriedigtem Blick hinaus auf die untere und mittlere Stadt, dann zur jenseitigen Thalwand hinüber, welche mit ihren sämtlich im Grünen liegenden

Häusern und in ihrem strahlenden Lichtmeer ein überaus fesselndes, wechselvolles Bild darbot, zugleich das schönste Spiegelbild der eigenen Umgebung und des Hauses, in welchem man sich befand. Man sprach wieder von der längst entschwundenen Jugendzeit, welche man da unten in der alten Stadt mit ihren engen Gassen, in den schmalen Häusern mit ihren niedrigen Wohnräumen, seinerzeit zusammen verlebt hatte.

Man fühlte sich so wohl in den Erinnerungen einer zum teil gemeinsam durchlebten Jugendzeit, noch wohler freilich in den dankbaren Gedanken an die allgemeine Befreiung aus allem Gedränge vergangener Zeiten, und es war kein schmerzlicher Gedanke dabei, daß das weithin schweifende Auge von allen diesen alten Häusern jetzt kein einziges mehr zu finden vermochte, dagegen lauter neue Wohnstätten dort drüben vor sich und hier rings um sich sah, alle freigestellt und in der Höhe gelegen, zum Teil zauberisch schön dastehend, alle zusammen eine einzige große, liebliche Villenstadt, an die Bergwand angelehnt, wogegen man hier unten statt einer engen, dunstigen Stadt einen schönen, großen Stadtpark oder vielmehr eine prächtige Parkstadt zu seinen Füßen vor sich sah. Nicht zum wenigsten aber blieben die Gedanken an den Bildern des heutigen Vormittags hängen, wo man zuerst die untere Stadt mit ihren weitgedehnten Werkstätten besucht hatte.

Ada machte sich draußen zu schaffen. Bertrand,

der Sohn, hatte sich verabschiedet. Er war mit den Negern in eine große Versammlung junger Leute gegangen; es galt etwas zu beraten für die nächstfolgenden Wochen, wovon wir noch besonders hören werden. So waren denn die Alten allein.

„Er ist stattlich herangewachsen, Euer Sohn!“ sagte Ruben, als die jungen Leute eben das Zimmer verlassen hatten.

„Und er macht uns viele Freude,“ antwortete Beatrice.

„Eine liebe Tochter ist wie ein blühender Blumengarten ums Haus her,“ sagte Rahel, „aber ein treuer Sohn ist ein gebahnter Weg in weite Ferne.“

„Ja, wir denken oft unwillkürlich auch an ferne Zeiten,“ sagte Kuno.

„Wenn man Kinder hat, so kann man nicht so kurzweg abschließen mit dem Leben; der Blick schweift weiter hinaus.“

„Und wie gut ist es, wenn er nicht zu schweifen braucht, sondern ein gewisses Ziel hat,“ bemerkte Otto.

„Ja,“ versetzte Beatrice, „wie oft sorgten sich unsere Eltern in den bösen, unruhigen Zeiten unserer eigenen Jugend ab, wie es mit ihren Kindern noch gehen werde.“

„Das ist ja freilich nun auch alles anders geworden,“ sagte Kuno; „eine gerade Bahn, ein freier, offener Weg, eine glückliche Zukunft liegt jetzt vor uns und unsern Kindern. „Ja, es ist alles ganz anders geworden.“

„Was lernt Bertrand denn gegenwärtig?“ frug Ruben.

„Nun, gelernt hat er bisher schon alles mögliche auf den Schulen; es geht ja in der Hauptsache nach freiem Trieb und eigener Begabung, seit das Ämtergedränge weg ist,“ antwortete Kuno.

„Und gegenwärtig dient er seine Zeit,“ fügte Beatrice bei.

„Vier Jahre, nicht wahr?“ frug Rahel.

„Ja, vier Jahre,“ erwiderte Kuno, „so viel ist gegenwärtig in unseren Ländern von den statistischen Ämtern als Pflichtzeit berechnet.“

„Und so lange lernt und arbeitet er nun, wie es ihm eben angewiesen wird, im öffentlichen Dienst,“ setzte Beatrice bei.

„Es wird bei ihm aber mit praktischer Arbeit wohl mehr werden,“ bemerkte Kuno; „wenn die jungen Leute einmal drin sind, so machen sie gerne weiter. Sind die vier Jahre vorüber, so hat er ja völlig freie Wahl in jeder Beziehung; wo die Begabung den einzelnen hindrängt, da fährt er dann fort mit Arbeit und mit Studium nach eigener Wahl. Arbeit ist ja übergenug sowohl bei uns als in der weiten Welt. Nur wenige Gegenden sind in Stadt und Land soweit voran, wie gerade wir hier; besonders Bauhandwerk und Kunstgewerbe haben alle miteinander noch eine ganze Menge Arbeit vor sich.“

„Solche wird überhaupt nie ausgehen," erwiderte Ruben, — „Straßenbauten und Verkehrswege, Brücken und Tunnel, aber auch öffentliche Paläste, wie private Wohnhäuser werden ja noch in Jahrhunderten überall auch bei uns immer neu gebaut werden. Was haben wir nicht diesmal wieder alles mögliche Neuerstandene auf unserer Reise hierher gesehen!"

„Man meint, die Menschheit wäre ein Ameisenhaufen geworden," lachte Kuno, „alles zusammenzuschleppen, um sich ihre Wohnungen zu bauen und herzurichten."

„Ist es nicht wirklich schön," bemerkte Beatrice, „daß unsre Jugend auf Jahre hinein gerade solch einen Beruf haben kann, wie Jesus von Nazareth ihn einst in seiner ganzen Jugendzeit hatte, er, der unser Vorbild ist in allen Dingen?"

„Das ist auch wahr," erwiderte Otto, „und man meint es den Leuten anzuspüren, daß sie selbst so denken; geht nur einmal hinaus in die oberhalb der Stadt bei den Steinbrüchen gelegenen Werkplätze der Steinhauer oder in die Sägewerke und Zimmermannswerkstätten nahe beim Waldgebirge."

„Und wie wertvoll ist es," rief Kuno, „daß unsre jungen Leute in praktischer Arbeit, zum Teil geringster Art, sich Jahre hindurch versuchen und üben! Sie lernen da Geschick und Gewandtheit, sie können Fleiß und Ausdauer beweisen, Gehorsam bewähren und

Kameradschaft üben lernen. Der Gemeinsinn fürs große Ganze wird geweckt und erzogen, man lernt sich große Ziele stecken und erhabene Mannesideale erfassen."

„Gerade wie in alten Zeiten der Militärdienst das hat bewirken sollen," sagte Otto bestätigend.

„Jawohl," antwortete Kuno, „so werden sie ja auch hierhin und dorthin kommandiert, ganz nach Bedürfnis, und müssen sich vier volle Jahre zu jeglichem Dienst bereit finden lassen."

„Sollte das nicht ein vollgiltiger Ersatz für den alten Militärdienst sein?" rief Ruben.

„Ganz gewiß, wo nicht mehr," bestätigte Otto, „das sieht man auch allerorten den jungen Leuten an. Ihre Pflichtjahre sind ihnen die schönste Zeit ihrer Jugend; davon ausgeschlossen zu sein, wäre ihnen ein Schmerz und eine Schmach; diese Zeit auszunützen, um Tüchtiges zu lernen und volle Manneskraft zu entwickeln, ist ihr höchstes Vergnügen."

„Ja, das ist wahr," sagte Gertrud, „und Frohsinn und Frische ist auch dabei und treibt die schönsten Blüten."

„Und für Wagemut und Heldensinn giebt es auch noch einen Platz in der Welt, nicht wahr?" sagte Beatrice.

„Das will ich meinen, das will ich meinen!" rief Otto. „Schaut unsre öffentlichen Großbauten an, oder denket an die Arbeiten im Gebirge, an die gewaltigen Brückenbauten und an jene großartigen Pläne der Neu=

zeit zur Fruchtbarmachung der Wüsten in Afrika und in Asien überall!“

„Dabei haben die jungen Leute aber dennoch vollste Entwicklungsfreiheit,“ sagte jetzt Kuno. „Treibt einen der Geist in die Stille, so kann er ja aussetzen, monatelang und selbst ein ganzes Jahr lang; auch kann jeder mit seinen Pflichtjahren früher oder später anfangen, ganz wie er will.“

„Das Gleiche ist es mit ihren Studien vorher und ihren Arbeiten nachher,“ ergänzte Beatrice. „Wie Du vorhin sagtest, Kuno! seit das Ämtergedränge weg ist, ist es überhaupt eine ganz andere Art und Weise des Lernens und Studierens; unser Sohn blieb lange Zeit fast an einer einzigen Wissenschaft hängen, an der Astronomie, ähnlich wie sein nächster Freund an der Chemie. Das war ihm nun einmal eine fast heilige Sache innersten Triebs, eine Art stiller Gottesanbetung in der Natur, möchte ich sagen. Ein anderer erschaut in etwas anderem die Antwort auf das ahnende Suchen seines Geistes und das drängende Fragen seiner innersten Seele; aber ‚kaum ließe sich einer finden,‘ schrieb Bertrand gestern einem Freunde, — er las es mir vor —, ‚kaum ließe sich einer finden ohne das Bestreben, über die stillen Tiefen der eigenen Seele den offenen Spiegel der allheiligen Natur hinzuhalten, damit der ahnende, sehnende Geist irgend ein Gottesbild darin erschaue und, dann niedertauchend in seine eigenen Tiefen, seinerzeit mit frischen Urkräften emporkomme fürs praktische Leben!‘“

„Jugendlich phantastisch ausgedrückt,“ lächelte Ruben zu der glücklichen Mutter hinüber, „aber gar nicht übel!“

„Unsre jungen Leute haben durchaus nicht mehr Wissen,“ ergänzte der Vater, „nicht einmal mehr Wissensdurst, als man es früher auch hatte, aber, dünkt mich, mehr Seelentiefe, mehr Geistesmächtigkeit innerlich im Bergwerk des eigenen Selbst, im still verborgenen Naturgrund der Seele.“

„Und das ist eine große Hoffnung für die Zukunft unseres Geschlechts,“ nickte Rahel.

„Ja,“ sagte Otto, „es sind nicht mehr abgearbeitete, übermüdete Geister, oder gar eckelgearbeitete, faulgewordene junge Leute, sondern ausgeruhte und doch nie ruhende, immer nach Wahrheit, mehr als nach Wissen dürstende Seelen; nicht immer nur lernend oder übervoll, aber nie leer oder gar abgestumpft, durchaus nicht tiefgelehrt, aber tief und gelehrig, tief angelegt und tief erfassend. Ich bins ganz gewiß: das ist ein Weg, die Menschennatur überhaupt immer mehr zu veredeln von Geschlecht zu Geschlecht, und die Tiefen der Natur, die Weiten des Menschengeistes immer mehr zu öffnen für den allwaltenden Gottesgeist, immer vollkommener zu bereiten für geniale Erkenntnis, wie für schöpferische Thatkraft.“

„Man kann es eigentlich dem ganzen Volk ohne Ausnahme schon anspüren, was dieses völlig veränderte

Erziehungs- und Arbeitsleben ausmacht," bemerkte jetzt Gertrud.

„Jawohl," antwortete Kuno, „darum sind auch die verschiedenen ‚Stände', — um mit den Begriffen früherer Zeiten zu reden —, einander schon um vieles näher gekommen. Und da haben allerdings unsre lieben Frauen auch ein großes Verdienst, weil sie die Mädchen des einfachen Volks in die Häuser nehmen und eben nicht nur für eigene strenge Arbeit gebrauchen, sondern mit Liebe und Treue, mit mütterlichem Wesen und wirklichem Freundschaftssinn, auch mit einem Zeitaufwand durchschulen und erziehen, — ja wirklich zu sich heraufziehen, wie man es früher in den alten, putzsüchtigen und hoffärtigen Zeiten gar nicht kannte und fertig brachte."

„Die Familie," erwiderte Ruben, „das Familienleben, — das ist ja doch eigentlich die ganz einzige Macht, welche von Mensch zu Mensch bis in die Tiefe der Seele hinuntergreift, so daß ein Mensch dem andern wirklich vom eigensten Selbst etwas geben und etwas entnehmen kann. Die Schule lehrt, die Familie aber bildet; oder meinetwegen auch die Schule bildet, aber die Familie erst macht wirklich geistverwandt. Ehre den Frauen, Kuno! — Ehre den Frauen!" wiederholte er noch einmal, auch mit Otto anstoßend.

Die beiden Angeredeten grüßten die Frauen und die Hauswirtin mit freundlichen Blicken, und Kuno mit

seinem warmen Herzen faßte die Hand seiner Beatrice. Die Frauen erwiderten mit fröhlichen Blicken den Gruß der Männer in der Runde.

„Aber da müßt Ihr Männer," sagte jetzt Beatrice, „uns Frauen immer wieder das Herz stärken und die Pflicht einschärfen, diesen unsern Beruf ganz besonders eifrig zu erfüllen und geradezu aufzusuchen, wo wir nur immer können."

„Ja, das wollen wir auch!" sagte Otto.

„Und so weit sind wir jetzt doch gekommen," bemerkte Kuno, „daß ein Mädchen unter Männern, auch unter jüngeren Männern heutzutage einfach gar nichts gilt, wenn sie nicht den Frauenberuf und alles, was zum Frauenberuf gehört, durch und durch kennt und zu ihrem Lebenselement gemacht hat. Heim gehört die Frau, heim in die Stille des Hauses und heim in die Arbeit des Hauses!"

„Jawohl," sagte Ruben, „heim in die Stille des Hauses und heim in die Arbeit des Hauses. Auf der andern Seite ist es aber doch schön, daß der Frau jetzt eine Menge kleiner Pflichten — ich will nicht sagen: abgenommen, aber ganz bedeutend erleichtert sind, welche früher vieles in ihrem Leben kümmerlich machen konnten."

„Gewiß," eiferte Kuno, „aber ‚zu Hause' muß sie sein in allen Hausfrauengeschäften klein und groß, durch und durch ‚zu Hause'!"

„Gut," erwiderte Beatrice, „das zweifelt heutigen

Tages keine rechte Frau und kein rechter Mann mehr an; wir verlangen alle, daß ein Mädchen etwas anderes ist als ein Schmetterling und ein Windflügel, und eine Frau etwas anderes, als ein Pfau oder eine vornehm sein wollende Nichtsthuerin. Aber das ist doch auch schön, daß, wie das Leben wieder einfacher und damit häuslicher, so auch die Arbeit vereinfachter und damit das Leben schöner geworden ist."

„Allerdings!" sagte Otto, „wir würden da einfach lachen, wenn heutzutage jeden Mittag und jeden Abend alle Schlöte aller Häuser rauchten und rußten, wie das früher war, und wenn wieder alle Wohnräume von Küchenqualm und alle Küchen vom Eifer der Frauen über ihren Mägden voll wären, wie das früher meist gewesen ist."

Die ganze Gesellschaft lachte herzlich und Kuno fuhr fort: „Jawohl, da ist es doch jetzt viel gescheidter, billiger und einfacher: man sagt sich miteinander hier oder dort in einem Speisehaus telephonisch an, oder das bestellte Essen kommt auf den Kleinschienen vors Haus angefahren, wird mit dem Filzkasten abgenommen, und die kostbare Zeit ist gespart für die vielen einzelnen Haushaltungen und unsre lieben Frauen."

„Gewiß, ganz gewiß!" sagte Ruben, „und sicherlich gerade dadurch haben sie es auch viel leichter, sich auf bestimmte Zeiten — darf ich so sagen, Ihr lieben Frauen? — einmal recht in den Kampf zu werfen und oft eine

ganze Reihe Mädchen miteinander im eigenen Haus in den edlen Künsten, den Tisch recht schmackhaft zu machen, hochweislich und hochpreislich zu unterrichten, nicht wahr?"

„So ist es," sagte Beatrice, „und dann ist es auch eine Lust, zu arbeiten! Man weiß nun doch, wofür man arbeitet, wofür man kocht, wäscht, bügelt, striegelt und was so unsre Hausfrauenherrlichkeiten alles sind. Und dann nachmittags das Feinere," lachte sie, „nähen, stricken, häkeln, flicken und dergleichen höhere Wissenschaften. Und hier eine Negerin, dort eine Tochter des früheren Taglöhners, des jetzt so netten Mannes! Gieb acht," lachte sie wieder, „nächstes Jahr thue ich mir vielleicht noch eine Chinesin und eine andere Asiatin ein, überhaupt aus jedem Weltteil mindestens eine."

„Immer zu!" lachte ihr Gatte, „soll mich herzlich freuen, Generalbevollmächtigte mit Kochlöffelscepter und Nadelorden!"

„Bitte, Orden werden nimmer ausgeteilt, lieber Mann!"

„Aber Spaß beiseite!" antwortete Kuno wieder ernst, — „wenn wir an die alten Zeiten denken: wie ist doch der ganze Gesellschaftsaufbau heutigen Tages ein viel vernünftigerer, als früher! Erinnert Ihr Euch auch noch, wie in unsrer Jugendzeit die Handwerksmeister lebten, die zwanzig Schuhmacher und fünfzehn Schneider, die zehn Schreiner und die zwölf Bäcker, Metzger u. s. w.? Alles im Kampf miteinander und

zwar gerade jedesmal die Herrn „Kollegen“ unter einander am allermeisten, — wie sie sich da gegenseitig die Preise drückten oder etwa auch zum Zweck des Gegenteils im Komplott miteinander standen, dem hochgeehrten Publikum zum Schaden; aber auch dann meist voll Neid gegen einander oder mindestens in der Sorge vor einander, der eine möchte den andern ums liebe Brot bringen, und zwar oft ganz ohne Schuld, allein schon damit, wenn er den Zulauf hatte und die bessere Kundschaft, während der andere darbte und dann, um so mehr gering geachtet, es zu gar nichts mehr bringen konnte. So war es ja eigentlich überall in Stadt und Land, schließlich in jedem Dorfe, und man wußte sich nicht zu helfen aus diesen Zuständen heraus. Die alten Innungen halfen nicht, das System freier Konkurrenz half erst recht nicht, und alle möglichen immer neuen Vorschläge und Bemühungen halfen eigentlich auch nicht sehr viel.

Wie ganz anders sind jetzt die Zeiten geworden! Der ganze Gewerbebetrieb ist nicht mehr Sache des einzelnen, sondern der Gemeinde, wie aller Großindustriebetrieb Sache des Kreises, beziehungsweise der Landschaft oder gar des ganzen Landes, in letzter Linie und mit seinen höchsten Gesichtspunkten alles Sache des Staats, des großen Staatenbundes und des allgemeinen Völkerbundes ist. Die Pflichtjahre unserer Jugend reichen jetzt hin, um die gewerblichen Arbeiten in der Gemeinde

durch lauter junge Kräfte zustande zu bringen. Alles, was dazu gehört, schaffen nun unter der Leitung bewährter Männer und tüchtiger Lehrmeister die jungen, frischen Kräfte unserer Jugend, welche heranwächst in allezeit fröhlicher, frischer Arbeit, ohne das einstige Jagen und Rennen nach Verdienst, ohne jenes Kämpfen und Ringen um Erwerb, vielmehr in idealer Begeisterung, zu lernen und sich tüchtig zu erweisen für das gemeine Wohl. Weißt Du noch, Otto, wie das war, wenn wir in jungen Jahren uns etwas „anmessen" lassen wollten und man dazu den Handwerksmeister kommen ließ, — wie er da einherkam, sichtlich erfreut, daß auf ihn die Wahl gefallen war, während der andere, vielleicht sein nächster Nachbar, hinter seinen niederen Fensterchen ‚das Nachsehen hatte,' wie man zu sagen pflegte?"

„Ja," bemerkte Gertrud, „und wie man sich oft abquälen mußte, etwas ausgebessert zu bekommen, wenn einen der Schuh drückte, oder wenn ein Kleid zerrissen war!"

„Wie bequem hat man es jetzt mit allen Reparaturen!" sagten die Hausfrauen zusammen.

„Allerdings!" erwiderte Otto, „jetzt telephoniert man in die untere Stadt, und sofort wird aus den Werkstätten einer von den jungen Leuten entsandt, welcher das betreffende abholt, um es so schnell als möglich fertig wieder zurückzubringen; es ist jedesmal eine wahre Freude, den jungen Leuten anzusehen, welche Ehre sie

darein setzen, sofort jeder Familie zu Diensten zu sein und alles schnell zu besorgen."

„Und wie glatt läuft es mit allen Hausreparaturen!" sagte Beatrice. „Weißt Du das auch noch, Kuno, wie unser Hausbesitzer, bei dem wir in der Miete waren, meine Mutter und mich quälte, wie er uns oft warten ließ auf die notwendigsten Verbesserungen oder auch einfach es verweigerte, dies oder das machen zu lassen, so daß man mit den ärmlichsten Kleinigkeiten und Peinlichkeiten oft alle Tage geplagt war?"

„Nun," antwortete Kuno, „er konnte eben oft auch selbst kaum anders. Es mußte in der damaligen Zeit ja alles in der Welt, ‚rentieren'; wovon sollte er leben? Sein Hausbesitz aber rentierte in schlechten Zeiten eben auch sehr schlecht, dann mußten es die Mieter büßen. Und so ging es durch alles hindurch."

„Ja," bemerkte Otto, „und wenn das jetzt nicht so geordnet wäre, daß alle Häuser in Stadt und Dorf von der Gemeinde aus straßenweise alljährlich gründlich durchgenommen werden, dann hätten wir es auch jetzt noch nicht so gut, als wirs nun haben. Denn es kann doch nicht jedermann alles das verstehen, was zum Hausbau und zur Erhaltung eines Hauses gehört, um zeitig jeden Schaden zu bemerken und sachgemäß zu beurteilen. Dafür ist eine sachverständige Leitung fürs Ganze nötig, welche stets von selbst eingreift. Was dann von kleinen, einfacheren Reparaturen noch nötig wird,

welche sich uns das Jahr über in den einzelnen Fällen als Bedürfnis offenbaren, so sind diese immer nur unbedeutenderer Art. Jedenfalls ist bei der regelmäßigen Aufsicht über das Ganze in solchen einzelnen Fällen dann um so schneller abgeholfen. Man weist die Werkstätten an, und es wird sofort nachgesehen und alles nötige ausgeführt. Diese auswärtigen Arbeiten sind den jungen Leuten der Werkstätten sogar besonders lieb. Sie lernen bei diesen Gängen allerlei Arbeit selbständig anfassen, und der Verkehr mit allen möglichen Familien, der sich da giebt, schult sie auch sonst, in Anstelligkeit und guter Sitte und auf die mannigfachste Weise."

„Das alles," versetzte Kuno, „hängt doch unmittelbar zusammen mit den völlig veränderten Besitz- und Eigentumsbegriffen, welche in der neuen Weltzeit allerorten zur Herrschaft und alleinigen Geltung gekommen sind. In früheren Jahrhunderten war der Privatbesitz in fast schrankenloser Oberherrschaft über alle gemeinsamen Interessen, eigentlich das heiligste, was es in der alten Gesellschaftsordnung gab. Daher auch die Strafen für Diebstahl und Entwendung streng und unerbittlich, übrigens bezeichnenderweise für groben Diebstahl vielfach viel strenger, als für irgend welche raffinierte Kniffe, Privatbesitz sich zu schaffen und zu vermehren auf jede erdenkliche Weise. Ein grober Diebstahl konnte oft so streng bestraft werden, daß damit ein ganzes Leben moralisch eigentlich vernichtet war, während zum Bei-

spiel selbst der Angriff auf Leben und Gesundheit, also Körperverletzung und sogar Totschlag, mit allem möglichen beschönigt oder entschuldigt, vielfach so gering bestraft wurde, daß das moralische Gefühl und das öffentliche Gewissen dadurch aufs tiefste verletzt wurde. Heutigen Tages wird das Eigentum auch noch heilig gehalten, aber es hat und braucht gar nicht mehr diese turmhohen Schutzmauern unerbittlich harter und oft übermäßig langer Freiheitsstrafen, weil der Privatbesitz ganz und gar anders geregelt ist, als das in früheren Jahrhunderten der Fall war, so daß die Spannung zwischen Reich und Arm, zwischen Überfluß und Darben gar nicht mehr existiert."

„Ganz richtig!" erwiderte Otto. „Bei aller Mannigfaltigkeit des Lebens ist es nicht mehr der krasse Unterschied in der Besitzfrage, welcher alles regierte. Jetzt ist die Gemeinschaft der Menschen die Eigentümerin für alles, früher war es der einzelne. Damit sind die Menschen an die Gemeinschaft gebunden und für die Gemeinschaft um ihrer selbst willen aufs höchste interessiert. Früher waren sie es meist nur für sich selbst und die Ihrigen, höchstens etwa noch für besondere Interessengemeinschaften, für das große Ganze aber mehr nur nach dem Maß der eigenen Interessen daran. Denn damals war es jener grause Kampf ums Dasein und eben damit vielfach ein Niederkämpfen anderer, — alles nur darauf aus, zu eigenem Besitz zu kommen, ihn zu sichern, zu mehren und zu vererben. Heute

giebt es überhaupt kaum ein Erbrecht mehr, der Privatbesitz besteht eigentlich nur noch im Sinn der Bequemlichkeit für beide Teile, für den Einzelnen sowohl als für die Gemeinschaft, weiter aber nicht mehr. Die Gemeinden bauen die Häuser und richten sie in der Hauptsache ein, nicht der einzelne; die Gemeinde sorgt dabei für möglichste Mannigfaltigkeit der Wohnungen, nicht etwa der einzelne für sich; der einzelne bewirbt sich, wenn er selbständig wird und eigenen Hausstand gründen will, um einen Wohnsitz; er kann ihn aber überall haben, hier oder dort, und zwar frei, nicht um Geld oder Geldeswert, sondern entweder direkt zugewiesen oder ausgelost zwischen zweien oder dreien, und zwar entweder in der eigenen Gemeinde oder in einer anderen, auch in einem anderen Landesteil oder in einem ganz anderen Lande, (gegen Austausch mit der betreffenden Gemeinde und dem betreffenden Land,) alles im Sinn des „Lehens" von Staat und Gemeinde oder des „Erbpachts" für sich und die Seinen, wenn man überhaupt so sagen will. Nie jedoch kann einer ohne besondere Gründe mehr als ein, höchstens zwei Häuser besitzen und nie mehr als zehn, höchstens zwanzig Morgen Landes, und zwar immer nur im engsten Umkreis des zugehörigen Hauses. Dagegen kann er ja jederzeit tauschen, und viele Familien machen sich selbst und einander gegenseitig das Vergnügen, mit Wohnung und Wohnort für immer oder auf Zeit einen Tausch einzugehen. Wer mag auch nur

immer in der Stadt wohnen? Wenn die Kinder älter werden, wenn ihre Schuljahre und die Pflichtjahre vorüber sind, bezieht man doch ohnedem gerne irgend eine der mehr auf der Höhe gelegenen Wohnungen. Bei unsern mannigfaltigen und bequemen Verkehrsmitteln fehlt es ja dabei doch nicht an dem wünschenswerten Verkehr mit anderen und mit der größeren Gemeinschaft der Menschen. So ist es auch ganz leicht zu machen, daß zum Beispiel verheiratete Kinder in die nächste Nähe ihrer Eltern zu wohnen kommen, und daß oft sämtliche Angehörige einer großen, weitverzweigten Familie in der lieblichsten Weise als Gutsnachbarn nahe beisammen wohnen. Dennoch aber bleibt es dabei, daß alles Gemeindebesitz ist, für die einzelnen nur Lehensbesitz, höchstens Erbpacht auf besonderen Antrag, aber ohne jegliches eigentliches Vererbungsrecht im Sinn des Privatbesitzes und Familienbesitzes auf Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hinaus. Wer stirbt, dessen Gut, das heißt Haus und Hof oder Garten, geht an Staat und Gemeinde über, sein ‚Geld‘, wenn man unsre ‚Scheine‘ noch so heißen will, verliert Giltigkeit und Wert; alles ist im freien Fluß der strebenden Kräfte, in lebendiger Beziehung der Lebenden untereinander, und so soll es auch sein."

„Ganz wie die Schrift sagt: ‚Wir haben nichts in die Welt gebracht, wir werden auch nichts hinausbringen‘," sagte Beatrice.

„Jawohl," antwortete Otto, „dieses Wort hat man

früher angesehen als ein Wort heiliger Entsagung oder aber bitteren Armutszwangs, jetzt gilt es als die ganz natürliche Grundlage für alles Bestehende und rechtlich Geltende in der Gesellschaft der Menschen."

„Früher hat man auch gemeint," erwiderte Kuno, „bei solchem Zustand werden die meisten träge und deshalb schließlich alle gleichgiltig werden gegen Arbeit und Erwerb, Fortschritt und Weiterentwicklung. Und jetzt ist doch gerade das Gegenteil der Fall. Ganz natürlich auch! Es ist ein freudiger Wetteifer aller fürs ganze erwacht, und das überall rege geistige Leben weckt und spornt auch den einzelnen, läßt keinen unbeeinflußt oder dahinten bleiben. In der gewerblichen und allseitigen Weiterentwicklung des Ganzen wissen sich zugleich die einzelnen glücklich und in ihren eigensten Interessen aufs höchste gefördert und befriedigt. Besonders die Pflichtjahre der Jugend werden in einem Maße ausgekauft, daß es kein Wunder ist, wenn die Mehrzahl der Menschen nachher stille für sich leben kann. Ein wahrer Reichtum von Beschäftigung jeder Art bietet sich dann ja doch noch jedem dar, die öffentlichen Ämter aber sind freie Ehrenämter, herauswachsend aus der innersten Begabung einzelner, welche zugleich praktische Erfahrung dafür schon gewonnen haben und eigenen innersten Antrieb dazu verspüren. Wer nämlich in der praktischen Thätigkeit für das Ganze bleiben will und zugleich ein gründliches Wissen, eine besondere Gabe der Mitteilung und

des belehrenden, bildenden Einflusses auf andere hat und bewiesen hat, der kann einen solchen Beruf bekommen. Doch ist auch dann niemand auf die Länge dazu gezwungen oder an einen besonderen Beruf und ein gegebenes Amt für immer äußerlich gebunden."

„Das ist überhaupt unser größtes Glück," sagte Otto, „daß in der neuen Weltzeit nicht mehr die Sorge ums liebe Brot dem Menschen den Beruf aufnötigt und dann ihn in dem Beruf festhält, sondern daß jedermann freie Wahl hat und behält. Wie schon in der Schul- und Studienzeit nicht mehr das unselige Gedränge ist, welches früher bestand, sondern alles mehr dem eigenen inneren Walten und Entfalten des Geistes überlassen bleibt, so ist auch nach der jetzt vierjährigen Dienst- und Pflichtzeit, bei allen sittlichen Pflichten und bei allem Ehrgefühl für Staat und Gemeinde, doch dem einzelnen immer freie Wahl gelassen. Laune und Unbeständigkeit ist ja nie etwas gutes, aber festgebannt sein in einen bestimmten Beruf hinein, das wäre auch nichts Vollkommenes. Einen ‚Beruf' haben heißt doch ‚berufen' sein, und zwar nicht bloß von Menschen, sondern vor allem durch inneren Ruf und Trieb, also auch nicht so, daß man in denselben hineingebannt und daran gefesselt wäre, sondern vielmehr so, daß der Beruf innerer Beruf ist und bleibt und äußerer Beruf nur solange bleibt, als er innerer Beruf ist; oder anders ausgedrückt: daß man in seinem Beruf immer wächst und vorwärts kommt,

und zwar wieder nicht etwa bloß durch eine höhere Stufe und ein höheres Amt, was man früher fast einzig und allein als das rechte Vorwärtskommen ansah, sondern durch inneres Wachstum, durch ein Sichweiterentwickeln der innersten Seele, des eigenen Geistes. Der äußere Beruf darf nicht zur Fessel werden, welche die Entwicklung des Geisteslebens hemmt oder einengt. Des Menschen wahrer Beruf ist das, inneres Leben zu erzeugen und dieses sein inwendiges Leben zur That werden zu lassen, und das muß allezeit möglich sein und bleiben im äußeren Beruf, sonst ist es um diesen ein sehr unvollkommenes Ding; er ist dann nur ein Äußerliches und nicht mehr eigentlich Beruf."

„Allerdings," antwortete Kuno, „und es ist ja doch nicht nur Laune und wetterwendisches Wesen, nicht bloße Unbeständigkeit oder Mangel an Thatkraft, wenn in uns das Bedürfnis sich regt, einen äußeren Beruf zu verlassen und sich für einige Zeit oder auf immer zurückzuziehen. Es ist doch oft gerade auch eines thatkräftigen Mannes innerstes Sehnen, von Zeit zu Zeit wieder in die Tiefen des Geisteslebens sich zurückzuziehen, und dem eigenen Sinnen und Streben innerlich Raum zu geben. Man wird dadurch noch lange nicht etwa lahm und bequem, sondern man wird so gerade wieder jung und frisch; das Leben geht nicht einen zu mechanischen Gang, sondern es regen sich neu die innersten Kräfte der verborgenen Natur und der eigensten Be-

gabung. Darum gehört diese Freiheit notwendig zu einem idealeren Leben; sie am allermeisten giebt uns neue Kräfte und ewige Jugend!"

„Aber, Ihr Männer!" sagte Gertrud, „das giebt ja eine ganze Philosophie, — wo will das hinaus mit unserer Unterhaltung? Denket auch an unsre Freunde von Jerusalem!"

„Ich bitte Dich!" rief ihr Gatte, — „sind das nicht die wichtigsten Lebensinteressen für uns alle, ist das nicht auch ein Lobpreis des gütigen Gottes, der alles wohlgemacht hat? Und zugleich ist es eine Erinnerung an das Seufzen der Kreatur in der vergangenen Weltzeit, welche wir, die ‚Gesegneten des Herrn,' dankbar zu bewahren verpflichtet sind."

„Ja, ganz gewiß!" rief jetzt Ruben. „Und gerade wir beide, Rahel und ich, haben mit besonderer Freude zugehört. Ihr Europäer seid voran, wir halten kaum schon gleichen Schritt in dieser herrlichen Entwicklung."

„In Euren Ländern," antwortete Otto, „sind alle diese Kulturfragen nie so schroffe Kampfes- und Entscheidungsfragen gewesen, wie bei uns zu Lande, — selbst im letzten Jahrhundert nicht so sehr. Euer mehr patriarchalisches Lebenssystem, die größere Fruchtbarkeit des Bodens und die geringere Bevölkerung, welche dazu noch mit dem einfachsten zufrieden ist, — alles bringt es mit sich, daß Kulturfragen dieser Art bei Euch von

jeher weniger zu herben Kämpfen und schroffen Gegensätzen geführt haben und auch jetzt auf viel einfachere Weise sich lösen, so daß der Gegensatz von einst und jetzt in diesen Fragen bei Euch nicht so schroff ist und nicht so schnell offenbar wird."

„Immerhin!" antwortete Ruben, „aber nur um so mehr regt es uns immer neu an, wenn wir näheres von Euch darüber hören."

„Und uns umgekehrt," sagte Kuno, „kommt jedesmal, wenn Ihr Jerusalemiten wieder bei uns seid, die Erinnerung an die alten Zeiten, an unsre gemeinsam verlebte Jugend und damit an die ‚Tage der geringen Dinge', wie sie vor alters gewesen sind. Wer könnte auch anders, als davon reden, so oft wir uns wiedersehen!"

„Und mit Recht!" sagte Rahel, „wir verstehen Euch wohl; es ist auch wirklich eine ganz andere Zeit geworden; es ist jetzt wahr geworden, was Jesajas vom Arbeitsleben der messianischen Zeit sagt: ‚Sie werden Häuser bauen und bewohnen, sie werden Weinberge pflanzen und deren Früchte auch essen; sie sollen nicht bauen, daß es ein anderer bewohne, und nicht pflanzen, daß es ein anderer esse, sie sollen nicht umsonst arbeiten,' — mit einem Wort: es ist ein frisches, erfolgreiches, nicht mehr mühseliges Arbeitsleben geworden, so daß ein jeder das Ziel seiner Lebensarbeit wirklich auch erreicht. So ist es verheißen und so ist es auch wahr geworden."

„Du hast recht, Rahel!“ sagte Gertrud jetzt, mit herzlichem Grüßen zu Rahel hinüberwinkend.

„Jawohl hat sie recht,“ rief Otto, — „jetzt heißt es nicht mehr: im Schweiß Deines Angesichts sollst Du dein Brot essen! Die Arbeit ist noch da, so reich als je steht das Arbeitsfeld der ganzen Menschheit offen auf allen Lebensgebieten, und der Segen der Arbeit ist auch reichlich da, so reich als je einmal, dagegen der Fluch der Mühsal ist weg, — gelobt sei Gott, der Fluch ist weg!“

„Ja, der Fluch ist weg,“ sagte Beatrice, „weg ist die Plage für viele Tausende, alle die Mühsal des Lebens ohne Ende und ohne Erfolg, die verlorenen Hoffnungen für viele Millionen; das ist das Große und Herrliche in unsrer Zeit!“

„Dazu gehört auch,“ erwiderte ihr jetzt Ruben, „daß viele der unzähligen geistlosen Berufsarbeiten nicht mehr unter uns sind, welche man mit einem Wort Kontrollarbeiten nennen kann; sie wurden einst zu den geistigen Beschäftigungen gezählt und waren doch die geistlosesten und geisttötendsten, die man sich denken kann.“

„Ich stimme ganz mit Dir überein,“ sagte Kuno; „sie sind ja vielfach auch jetzt noch unentbehrlich, — zum Beispiel auf allen unseren statistischen Ämtern, im weiten Gebiet des wirtschaftlichen und industriellen Lebens. Aber sie existieren mehr nur, soweit sie Geist sind und Geist entwickeln, und beschäftigen nicht mehr ein und

denselben Menschen für sein halbes oder ganzes Leben, sondern vor allem unsere Jugend in den Pflichtjahren auf einige Zeit, um zugleich Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu lehren, scharfes, klares Denken und festes Erfassen für kühnen Willensentschluß, — ferner berufsmäßig auch in reiferen Jahren noch, dann jedoch nur solche Leute, welche innersten Beruf dazu haben, in solchem Fall aber auch eine reiche Geistesarbeit daraus machen, der Menschheit im ganzen zum größten Nutzen, — so wie es also z. B. Dein Mann treibt, liebe Gertrud, in unsrem Landesversorgungsamt."

„Im kleinen wenigstens, für die Gemeinde und den Kreis," warf Otto bescheiden ein.

„Ja," sagte Ruben, „dagegen die vielen kleinen und kleinlichen Dinge mannigfacher Kontrollarbeit sind jetzt weg, weil der Staat seinen Organismus nicht mehr auf den Zwang und nicht mehr auf das System des allgemeinen Mißtrauens und der dabei nötigen Kontrolle, klein und groß, kreuz und quer, aufbauen muß, sondern auf Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit. Damit ist doch alles ganz anders geworden."

„Gewiß," sagte Otto, „und jetzt muß mir meine Frau erst noch einmal gestatten, ein Stückchen ‚Philosophie' zu treiben, wie sie es nannte. Denn an keinem andern Beispiel kann man das, was ich vorhin sagte, besser beweisen, als an dem von Ruben erwähnten. Oder sagt doch selbst: wie viele einseitige Leute, steife

Menschen, verknöcherte Figuren gab es früher in den vielfältigen Berufsarten des alten Staatslebens, — alles doch eigentlich Erzeugnisse seines Bureaukratismus! Und war das ein Wunder? Wenn überhaupt die Menschenseele etwas Lebendiges ist, so muß sie doch lebendig bleiben dürfen in dem Beruf des Menschen und durch diesen. Wenn dieser aber nicht Geist ist, wenn der Mensch außerhalb seines Berufs, neben demselben, geistiges Leben und geistige Erholung suchen mußte, wenn er seinem Beruf fast entfliehen mußte, um eigentliche Geistesnahrung zu haben, war das wirklich das Richtige? Wenn das Amt jahraus jahrein einen zwar wohlgeordneten, weise überdachten Beruf vorschrieb, aber doch zugleich in zu enge Grenzen fesselte, in zu gleichmäßige Bahnen einzwängte, war das gut? War das wirklich gut?"

„Es war nicht wohl anders zu machen," sagte Gertrud, „und jede Arbeit ohne Ausnahme kann doch in sich selbst ihren Segen haben, aber gut war es freilich so nicht, und insofern gebe ich Dir durchaus recht mit dem, was Du gesagt hast."

„Ja," erwiderte Otto, „und unsere Freunde von Jerusalem sollen von mir aller Ehre wert geachtet sein: wenn auch wir Europäer den Asiaten noch bis zum letzten Jahrhundert in tausend Dingen überlegen gewesen sind, so ist es doch ein hochwichtiges Ding um das, daß wir Abendländer jetzt auch mehr das stille, verborgene

Arbeiten der Seele, ihr tieferes Innenleben, das Walten und Weben des Geistes in seinen eigenen Tiefen wirklich hochhalten, höher halten, als man es in der Zeit des rast- und ruhelosen Arbeitslebens im Schweiß des Angesichts einerseits und des hastigen und sinnlichen Genußlebens in Saus und Braus andererseits zu thun pflegte. Die Menschheit ist durch Gottes Gnade — ich weiß es wohl, durch Gottes Gnade — jetzt endlich reifer geworden für ein geheiligteres Arbeitsleben, wie für eine heilige Ruhe in Gott."

„Der Sabbath ist angebrochen, der große Sabbath des Volkes Gottes!" rief Rahel.

„Jawohl," antwortete Kuno, „die ganze Menschheit hat es erkannt: Arbeit allein thut es nicht, mit allem Rennen und Jagen nicht, auch Denkarbeit allein thut es nicht, sondern zurück zu Gott und zurück in die innersten Tiefen des Geisteslebens muß die Menschheit, in stillem Sinnen und innerem Erschauen, und zwar nicht für leere Schwärmerei und eitle Träumerei, sondern um die höchsten Ziele zu erfassen, damit die reiche Gemüts- und Geistestiefe der Menschenseele sich voll erschließe und nicht allein das sittlich-religiöse Innenleben in praktischer Ausgestaltung aller Lebensverhältnisse, sondern auch Künste und Wissenschaften jeder Art ganz neu erblühen, ganz eigenartig sich entfalten und großartig emporwachsen, wie es noch nie in irgend einer Zeit unter den Menschen so umfassend der Fall gewesen ist. Das

ist jetzt unsere Losung geworden und das macht nun der Menschheit seliges Glück aus."

„Nun muß ich aber doch noch einmal mahnen, abzubrechen, lieber Mann," redete Gertrud dazwischen, — „es ist allzuspät geworden, und der Wagen kommt, wie ich höre, an's Haus; es ist Zeit, heimzufahren."

„Wie schade!" sagte Beatrice.

„Wir werden uns aber doch bald wiedersehen?" rief Kuno.

„O gewiß, wie gerne!" war Rubens und Rahels Antwort, und Otto versprach dasselbe.

Bald bestieg man den Wagen, und durch die lichthelle Bergstraße abwärts fuhr man zur mittleren Stadt, dann quer durch die breite Straße, darauf die Bergstraße hinan und in großem Bogen auf die jenseitige Höhe. Draußen außerhalb der Stadt aber leuchteten die Sterne noch einmal so hell vom klaren Himmel, mit ihren lichten, freundlichen Engelsaugen die schlafende Erde grüßend.

„Siehe, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht," sagte Rahel ganz leise zu Ruben, als er sich, ihre Hand fassend, traulich von seinem Sitze aus zu ihr vorneigte.

Nach einer halben Stunde schon war man daheim und freute sich noch lange herzlich der schönen, erquicklichen Gemeinschaft mit alten treuen Freunden. Der weithin freie Nachthimmel war anzuschauen wie ein

großes, stilles Meer, wie ein offenes Thor in ferne Welten. Sein herrlicher Schimmer war dem seligen Glück der Menschheit zu vergleichen, welche jetzt am Ziel ist, sein geheimnisvolles Leuchten aber dem mächtigen Sehnen der Menschenseele nach immer herrlicheren Tiefen der Erkenntnis und nach einer noch fernen unsichtbaren Welt vollendeter, ewiger Seligkeit. Der leuchtende Nachthimmel und die frohen Augen der Menschen redeten eine Sprache: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!





VII. Kapitel.

Auf der Höhe.

Motto:

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen.

Schiller, Glocke.

Es war der erste November herangekommen. Ein dichter Nebel lag im Thal, den die Sonne erst im Lauf der Vormittagsstunden verdrängte. Als sie ihn aber niedergekämpft hatte und er in dichten Ballen auf der Thalsohle lag, bis er sich wie vernichtet zur Erde verkroch, da stieg die Siegerin, das Tagesgestirn,

um so herrlicher empor, breitete Licht und Wärme über Berg und Thal aus und goß ihre Strahlen unter die immer bunteren Herbstfarben der Gesträuche und Bäume hinein, welche ihr allmählich immer spärlicheres Laub gestern dem Wind zum Raub und heute der Sonne zur Vergoldung übergaben, willig in die Zeit sich schickend, bald wehmütig kahl ausschauend, bald wie noch froh daran, im Sonnenglanz eines so lichten Novembertages wenigstens noch etwas von dem herrlichen Leben festhalten zu können, ehe der Winter komme und die Erde mit Baum und Strauch zum Todesschlaf zwinge.

Ruben und Rahel hatten längst den Wunsch ausgesprochen, endlich auch einmal noch das landwirtschaftliche Getriebe der Dorfbewohner mit anzusehen.

Man war seitdem öfters mit diesen zusammengekommen, drunten im Dorf, oder wenn sie heraufkamen, um Otto's Meinung zu hören in irgend einer Sache. Aber jetzt wollte man auch die großen Flächen des Berglandes und der Hochebene besuchen und das Leben und Treiben der jungen Mannschaft dort sich ansehen. Man hatte es ihnen ja versprochen und war es ihnen und ihrer Freude schuldig, sich zu freuen mit den Fröhlichen. Die Gemeinschaft mit allen Volkskreisen ward geradezu als eine Pflicht angesehen, durchaus nicht zu unterschätzen für das fröhliche Gedeihen des Ganzen, — zugleich als eine der schönsten Freuden, aus der immer neue, stärkende Ideale hervorwachsen.

Man hätte vom Parkhause aus über die Höhe hinweg jene Hochfläche erreichen können, aber Martin, der Dorfälteste, und Frau Margaretha wollten auch mitgehen, und den Abend sollte man bei ihnen zubringen. So stieg man denn zu Thal, traf Kuno und Beatrice bereits bei Martin, benützte von da aus noch eine volle Stunde weit gemeinsam die Thalbahn und stieg erst viel weiter unten im Flußthal aus, um einen prächtigen Spazierweg durch eine Thalschlucht zu gehen und so von der entgegengesetzten Seite her auf die Hochebene zu kommen.

Martin machte den Führer. Man ging breite Feldwege entlang, welche sich meist ganz gerade durch die weitausgedehnten Gefilde hinzogen. Diese Feldwege waren, wenn auch nicht ebenso breit, so doch ebenso gut gebaut, wie jede gewöhnliche Straße, alle mit Gräben rechts und links versehen und überall so angelegt, daß durch sie die großen Feldflächen ihre Abgrenzung von einander und ihre gleichmäßige Einteilung erhielten, indem jede, im ganzen ein bestimmtes Flächenmaß enthaltend, meist auch in der Breite gleichmäßig dahinlief. Hiedurch war auch die Bestellung der Felder ganz wesentlich erleichtert; wo die Flächen nach einer Seite hin sich abwärts neigten, da konnte die Anfuhr und Einfuhr (von Dungmitteln u. s. w.) immer auf der höher gelegenen Parallelstraße von oben her leicht geschehen, während umgekehrt die Abfuhr der Ernte auf

dem tiefer liegenden Weg bequem zu machen war. Alle schwieriger einzuteilenden oder schwerer zu bebauenden Flächen blieben als Wiesengründe liegen.

„Wer diese Felder,“ sagte Otto zur Erklärung für Ruben und Rahel, „vor Jahren schon gesehen hat, als hier fast alles noch Privatbesitz war, der müßte jetzt hierhersehen! Damals war diese Feldgegend vielfach ärmlich zerstückelt, im Anbau so bunt als möglich unter einander gewürfelt, bei jedem Besitzwechsel mit immer großen Kosten aufs neue diesem Schicksal preisgegeben; man kann sich denken, wie viel leichter jetzt der einheitliche Feldbau hier ist, wie viel Zeit, Kraft und Kosten dadurch gespart werden, wie viel gleichmäßiger sowohl die Einteilung und der Anbau, als die Arbeitsverteilung nun geschehen kann, was sich hier alles fast von selbst giebt.“

„Oder seht vollends dort hinüber,“ sagte der Dorfälteste und wies auf die andere Seite des Flußthals hin, wo auf der etwas tiefer gelegenen, aber sehr großen Hochebene ungeheuere, gleichmäßige Feldflächen zu erschauen waren, — „was war das früher für ein buntgewürfeltes Bild von allen möglichen Pflanzungen; jetzt ist alles einheitlich geordnet, regelrecht eingeteilt und wird ganz systematisch bewirtschaftet. Es ist nicht zu viel, wenn ich sage: das doppelte des Ertrags gegen frühere Zeit ist uns gewiß, so viel pünktlicher und leichter, so viel billiger und dazu müheloser ist jetzt die Arbeit.“

„Dazu kommt aber auch," bemerkte Otto, „daß sowohl Fruchtauswahl als Samenverfeinerung immer mehr auf das höchste Maß von Vollendung gebracht wird."

„Ja," sagte der Dorfälteste, „aber die Hauptsache ist und bleibt doch das, daß der Gemeindebesitz den Betrieb so sehr erleichtert und vereinfacht hat, wodurch die Felderbestellung auch immer rechtzeitig und schnell möglich ist."

„Wer denkt heutzutage noch daran," sagte Kuno, „wie in alten Zeiten auch die Berghänge, welche jetzt fast alle entweder Wald oder Anlagen geworden sind, mühsam bebaut wurden? Man denke sich, welche Menge Zeit und Kraft da verbraucht wurde für eine niemalen sich eigentlich lohnende Arbeit!"

„Ja," fügte Otto bei, „und welche Umwälzungen hat das überall gegeben, bis es dahin gekommen ist, daß die Waldgegend dem Wald wieder gegeben und die Feldflächen dem Feldbau gleichmäßig erschlossen wurden, so daß ganze Länderstrecken ihr Gesicht verändert haben! Was diesen Punkt gerade betrifft, so wird man nicht nur von doppeltem, sondern vielfach von fast dreifachem Ertrag früheren Zeiten gegenüber reden dürfen, lieber Martin."

„Immerhin da und dort," erwiderte dieser, „und dabei ist und bleibt ja Eure Sache, Ihr Herren, immer weitere Forschungen zu machen und immer bessere Einteilungen zu treffen."

„Die richtige Bewässerung der Gegend macht auch sehr viel aus,“ antwortete Otto. „Quellen und Flüsse werden immer besser benützt. ‚Der Fluß kann alles,‘ heißt es jetzt, gerade wie: ‚der Fluß ist heilig!‘ Die Industrie soll es machen wie sie will, aber nirgends mehr darf sie einen Fluß verunreinigen, der überhaupt absolut nirgends mehr dazu da ist, den Unrat aufzunehmen, — ‚der Fluß ist heilig.‘ Dagegen weiß man es auch nirgends mehr anders, als daß die Berghänge mit ihren warmen Lagen überall nicht allein durch Quellen von oben, sondern auch durch die emporgetriebenen Wasser des Flusses vom Thal her reichlich gespeist und getränkt werden, so daß die Gärten im Sommer nirgends versengt sind, sondern überall schön und prächtig frisch dastehen.“

„Die ganze Gegend ein Garten Gottes, wie es sein soll!“ sagte Beatrice.

Jetzt begegnete man einer Truppe junger Leute, welche mit Pferden, Wagen und Geschirr gerade von den oberen Geländen her einrückte, nachdem sie die letzte Arbeit dort gethan hatten. Man begrüßte sie freundlich und ging ihnen gerne nach in die Pferdeställe und Scheunenräume, welche hier oben auf den Hochflächen in stattlichem Aufbau zu finden waren. Nicht nur wenn ein Gewitter überraschte, sondern auch für die Mittagspausen und die regelmäßigen Fütterungen barg sich hier Roß und Mann. Ein Teil mußte immer

ganz hier oben bleiben, gerade wie auch ein großer Teil des Viehstandes. Die Pferde waren alle schön gehalten, die Burschen zogen stattlich einher.

„Wie geht es da oben?" frug man ihren Hauptmann.

„Nun, es giebt jeden Tag ein schönes Stück Arbeit," antwortete er, „unsere Arbeit ist eine Lust, wenn wir alle bei einander sind. Massenarbeit ist nicht halb so mühsam und einer feuert den andern an."

Man ging durch alle Räume, welche groß und luftig gebaut, reinlich gehalten und reichlich mit Wasser versehen waren. Geschirr und Geräte, Pflüge und Sämaschinen, Eggen und Walzen standen in großen Schuppen in Reih und Glied, daß es eine Freude war, das alles anzusehen. Nahe bei den Scheunen standen in besonderem Raum mächtige Dreschmaschinen, gerade wie bei den Ställen die Futterschneidmaschinen, alles bequem gelagert, sorgsam verwahrt und gut gehalten. Alles das besichtigte man mit frohem Behagen, wie es einem Menschen immer bei dem geht, was einem Arbeitstriumph gleich sieht und dem Worte entspricht: „machet euch die Erde unterthan!" Der Mensch fühlt sich überall da befriedigt, wo Ideale erfüllt sind, wenn es auch nur materielle Ideale sind und wenn er auch selbst keinen unmittelbaren Anteil an solcher Arbeit hat. Gerade auch die Frauen hatten ihre helle Freude daran, und die Burschen fühlten sich sehr geehrt durch das rege

Interesse an ihrer Arbeit und an ihrem schönen Tagewerk.

Frau Margaretha aber drängte heute, bald heimzugehen. Sie begehrte die Gäste noch bei sich zu bewirten, und so zog man bald zu Thal auf dem kürzesten Wege, unmittelbar über dem Dorfe den Abstieg dahin suchend.

Unterwegs sprachen die Männer von der letzten Ernte und dem mutmaßlichen Jahresresultat der ganzen Gegend. Martin erzählte, was das Dorf dieses Jahr verausgabt habe für öffentliche Neubauten und Familienwohnungen und was es vom Ernteergebnis pflichtmäßig an den Kreis abliefere, beziehungsweise mit ihm verrechne, ferner was man in Reserve zurückgelegt habe u. s. w.

„Es ist ja das alles eine gleichmäßige Verrechnung an den Kreis, gerade wie der Kreis mit der Landschaft und die Landschaft mit dem ganzen Land verrechnet u. s. w. Denn jeder Teil hat seine besonderen Bedürfnisse und Ausgaben, auch der Staat und der ganze Staatenbund, wie der große Völkerbund für große internationale, gemeinsame Unternehmungen," sagte Kuno.

„Mit den Rationen für die Mannschaft in den Pflichtjahren," fuhr Martin fort, „soweit sie nicht in den Familien, sondern beisammen gespeist werden, ist es bei uns gerade so, wie in der Stadt auch, ebenso mit den Rationen für die Familien. Jede Familie bekommt nach Kopfzahl und Alter ihre Geldscheine in bestimmter

Vierteljahrssumme voraus und verschafft sich dafür alles, was sie will und braucht, sei es in den öffentlichen Speisehäusern selbst oder aus denselben, sowie aus den Bazaren und Magazinräumen in Stadt oder Dorf."

„Außer den Geldscheinen der Gemeinde," ergänzte Otto, „kommen auch bei uns noch die Wertscheine des Kreises und der Landschaft vierteljährlich zur Verteilung und zwar diese wieder ganz nach dem Maß, wie die Einnahmen und die Reservemittel des Kreises und der Landschaft gerade stehen. So baut sich das Vermögen des Volks und des Staats von unten nach oben sicher und gleichmäßig auf, und jeder Kreis, jede Gemeinde, jede Familie und jeder Einzelne hat das größte Interesse am Fleiß aller und am Wohlergehen aller. Kein Einzelner kann anders zum Wohlstand kommen, als wenn die Gesamtheit dazu kommt. Und keiner kann viel größeres Vermögen haben als der andere. An einem großen Privatvermögen hätte auch niemand ein besonderes Interesse; denn versorgt weiß man sich jederzeit zusammen mit der Gemeinschaft und nur so; was man dagegen von Geldscheinen und Wertscheinen aufhebt, verliert ja mit dem Tod des Besitzers allen Wert."

„Darum wächst aber doch das Volks- und Nationalvermögen durch seinen gesamten Volks- und Nationalbesitz in Bauten und Verkehrsmitteln immer mehr," fügte Kuno bei, „und es wird für die späteren Geschlechter allezeit möglich werden, selbst jetzt gebaute

Häuser völlig zu erneuern und alles noch viel vollkommener einzurichten."

Inzwischen war man an Martins Haus angekommen. Die Gäste traten ein, Frau Margaretha trug auf und war glücklich, die ganze Gesellschaft bewirten zu können.

In traulichem Gespräch ging der Abend hin; zum Abschied sagte Beatrice:

„Übermorgen müßt Ihr aber bei uns sein, wenn die Spanier durchkommen!"

„Ja, da dürft Ihr nicht fehlen," rief Kuno; „es ist schon ausgemacht, die Freunde kommen alle auch."

„Ach ja, Martin, das wollen wir thun!" rief Frau Margaretha, — „darf Henri mitkommen?"

„Ganz gewiß soll er mitkommen!" antwortete Kuno und Beatrice, „es wird ein schönes Fest für die Jugend geben."

„Ich erinnere mich, ich las es vor einigen Tagen in der Zeitung, daß Spanier angesagt seien," sagte Martin. „Wie viele sind es wohl?"

„Nun, bei zweitausend, alles Leute in den Pflichtjahren; es ist ein ganzes Regiment, — sie marschieren nach Deutschland. Sie wollen die Welt sehen und zugleich die neuen, großen Gebirgsstraßen in Baiern und Tyrol passieren," sagte Kuno.

„Wir erwarten Euch also bestimmt auf Mittag schon."

„Ich lasse die junge Mannschaft auf diesen Tag

auch zur Stadt gehen, soweit sie abkommen kann," sagte Martin.

„Gut, es kommen die Mannschaften der ganzen Gegend. Aber Henri also kommt zu uns, nicht wahr?" frug Kuno noch einmal.

„Auf Wiedersehen denn!" drängte jetzt Gertrud.

„Auf Wiedersehen übermorgen!"







VIII. Kapitel.

Die Spanier kommen.

Ada und Henri.

Motto:

Göttliche Liebe! du bists, die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt sind sie doch ewig verbunden durch dich!

Schiller.

In der That, das war ein herrlicher Anblick, als die Spanier durch die Stadt marschierten!

Schon ihre kleidsame, doch dunkle Tracht, die kurze Jacke und die kurzen Beinkleider, die Gamaschen und die Lederschuhe, die wollene farbige Schärpe und der spitze, breitkrämpige schwarze Hut, dazu ihre stolzen Banner, die sie durch die Stadt trugen, — alles bot

ein schönes, lebensvolles Bild, als sie in bequem zusammengeschlossenen Reihen zu sechsen in einem Glied einherschritten, lauter kräftige Gestalten, zum teil hochgewachsene Leute, alle stolzen Schrittes und elastisch beweglich, auch der einfache Mann fast vornehm aussehend in Haltung und Blick. Aber brudertreu und je und je mit erhobener Hand, so grüßten sie unsre junge Mannschaft, welche teils in Doppelreihen Spalier bildete, teils den auf dem Bahnhof abgeholten Zug eröffnete und schloß. Laute Zurufe erfüllten die Straßen, durch welche sie zogen; die Frauen und Mädchen schwenkten die Tücher, von jedem Erker herab und von jedem Balkon aus wurden sie neu begrüßt. Überall flatterten Fahnen im Winde, Standarten schmückten alle Häuser; die ganze Stadt zeigte ein buntes Leben, jede Straße, durch die sie zogen, bot ihnen ein neues Bild.

Der Zug, welcher durch die obere breite Straße in die Stadt einmarschiert war, kam, schließlich wieder in dieselbe zurückkehrend, zuletzt vor den Gast- und Logierhäusern zum Stehen; dort begrüßte man sich vorläufig, und dann ging es in die Logierhäuser, ein Mittagsmahl einzunehmen, und darnach die Stadt und ihre Gelände, die Gebäude und ihre Werkstätten zu sehen. Auf den Abend sollte eine große Versammlung gehalten werden.

Unsre Freunde waren alle wieder beisammen. Mittags hatten sie sich den schönen Zug und den Ein=

marsch durch die Stadt vom Hause aus mit angesehen; es war seit langen Jahren wieder das erstemal, daß Spanier gerade diese Stadt passierten, wenn sie durchs Land zogen. Daher der festliche Empfang und die allgemeine Freude.

Ada hatte auf dem Balkon gestanden, und Henri hatte sich zu ihr gesellt. Er überragte die Jungfrau um Haupteslänge, doch war sie selbst eine stattliche Erscheinung.

„Hast Du den Gruß gesehen, mit dem sie Dich grüßten, Ada?"

„Ja."

„Der dritte Bannerträger neigte sogar seine Fahne."

„Nun, davon habe ich nichts gemerkt!"

„Doch, Ada! mir ist es nicht entgangen."

„Die Spanier sind immer höflich."

„Aber auch stolz, — sie thun nie zu viel."

„Nun, das wäre doch fast zuviel gewesen," lächelte sie.

„Für Dich ist das nie zuviel, meine liebe Ada. Ich schaue zu Dir auch hoch empor, Ada."

„So darfst Du nicht sagen, lieber Henri."

„Doch, Ada, auch mein Banner neigt sich vor Dir; das weißt Du, Ada."

Sie schwieg, aber sie sah jetzt freundlich und offen Henri in die Augen.

„Ada! wann wirst Du einmal mein sein?"

„Ich bin Dein, Henri!"

„Ja, aber wann werde ich Dich offen so nennen dürfen?"

Ada errötete. „Wie es die Eltern wollen," sagte sie.

„Ada, Du bist mein Traum und mein Leben. Dir gehört meiner Seele frohestes Jauchzen, Dir meines Herzens tiefstes Sehnen," sagte er jetzt mit großer Bewegung.

„Henri, lieber Henri, Du hast mein Herz, das weißt Du."

„Ja, das weiß ich, Ada, und Gott sei Lob und Dank, daß ich das weiß. Das ist auch der Sonnenschein meines Lebens, und selbst an trüberen Tagen ist das die Macht, welche jeden Sturm legt und alle Wolken verscheucht. Aber wann wirst Du ganz mein sein, Ada? das sage mir heute!"

„Die Eltern segnen unsern Bund, das fühle ich wohl. Wenn sie wissen, Henri, daß wir beide innerlich gewiß geworden sind, so wirst Du auch mit ihnen reden können."

„Ach, wie glücklich machst Du mich, Ada! Hast Du es Deiner Mutter gesagt?"

Ada zögerte errötend. „Ja, Henri," sagte sie dann, „ich habe es ihr gesagt."

„Tausend Dank, Ada, tausend Dank!"

„Und als die frohe Schar am Haus vorüberzog . . . ."



4. Seite 120.

„Henri, lieber Henri, Du hast mein Herz, das weißt Du!“
„Ja, das weiß ich, Ada, und Gott sei Dank, daß ich es weiß!“



„. . . . die Dich grüßte und immer wieder grüßte!“ unterbrach Henri.

Ada fuhr fort: . . . . „Da sagte ich mir: Du bist es, Henri, Du allein von lange her! Warum soll ich also Dir nicht die Antwort geben, die Du heute wieder von mir fordern wirst?“

„O Ada! wie machst Du mich glücklich!“

„Wir sind beide glücklich, Henri, Du bist mein und ich — bin Dein.“

Er ergriff ihre Hand mit inniger Freude:

„So kommt denn bald ein Tag, wo unsre Eltern den Bund feierlich segnen, Ada! und bald noch ein anderer, wo ein Zug, — durch Dich, Ada, schöner als dieser heutige hier, — durch unser Dorf wallt und in die Kirche tritt, den Segen von oben zu erflehen. Denn dort im Dorfe möchten es meine Eltern haben; Du weißt, Ada, ich bin ihr Einziger.“

„Ja, meine Eltern werden dem auch nicht entgegen sein. Soll ich dort einst leben und wirken, an Deiner Seite, wenn Gott es gönnt, auch viele andere glücklich zu machen, so möchte ich selbst am liebsten auch dort eingesegnet sein.“

„O Ada, Ada! wir sind die Kinder der Gesegneten des Herrn und sollen und wollen auch anderen ein Segen sein, nicht wahr?“ sagte er mit innerster Ergriffenheit, in feuriger Mannesbegeisterung sich hoch aufrichtend.

Jetzt sah sie zu ihm empor, dann neigte sie ihr Haupt, und eine Thräne glänzte in ihren schönen Augen: „Was wollte ich lieber, Henri, als das? Gott schenke es uns!"

Er hob die Hand in die Höhe und rief leise: „Er wird es thun; ihm wollen wir Leben und Arbeit weihen, zu seiner Ehre und zum Wohl anderer Menschen."

„Ja, Henri! das sei auch mein Gelöbnis; das allein schafft uns wahres Lebensglück."

„Der Winter ist jetzt vor der Thüre, Ada, wir aber tragen den Frühling im Herzen, nicht wahr? Und wenn die Frühlingswinde wieder durch die Lande wehen und die ersten Blumen kommen, dann, Ada, dann sollen sie alle Dir, Dir auf den Weg gestreut sein, durchs ganze Dorf entlang."

„Der Herr selbst führe uns seine Straße, Henri; er streue uns seinen Segen auf unsern Weg."

„Ja und Amen, Ada, Du meine Geliebte!"

* * *

Die Gesellschaft stand noch immer an den Fenstern des großen Zimmers, in fröhlicher Unterhaltung das bunte Bild der Stadt zu ihren Füßen, das Wogen der Menge in der breiten Straße und vor den Logierhäusern betrachtend. Ada und Henri traten jetzt hinzu,

und bald ging man zu Tisch, heute im eigenen Haus; die Logier- und Speisehäuser waren alle überfüllt.

In diesen wogte die Menge junger Leute und setzte sich jetzt zu Tische, immer je eine Truppe Spanier und eine gleich große Einheimischer beisammen.

Die eine gab der andern die Ehre, die Tafelrunde war überall eine fröhliche und herzliche, bei den Einheimischen schlug edle Gastlichkeit, bei den Gästen dankende Freude immer den rechten Ton an, und beides weihte die gegenseitige Berührung.

Es flammten die Augen in froher Begrüßung, jugendkräftige Begeisterung sprach sich in manchem beredten Trinkspruch aus. Darauf machte man den Gang durch die Stadt und den Park, durch Straßen und Werkstätten, bald hier verweilend, bald dort in der immer mächtiger anschwellenden Menge sich drängend, bis der Abend des so sonnenhell verlaufenden Tages jedermann mahnte, sich zu der großen Festversammlung zu rüsten, welche die jungen Leute ihren spanischen Gästen zu Ehren hielten.

* * *

Rahel blieb diesmal bei Beatrice und sie beide waren bald im traulichsten Gespräch.

„Was macht Deine Ada, Beatrice?"

„Nun, sie wächst stille heran. Das mütterliche

Heim ist ihr immer ihr liebstes. Sie ist ein echtes Weib, heimisches Wesen und stille Thätigkeit ist ihr Leben und ihr Glück. Ich möchte es auch nicht anders wünschen."

„Da hast Du recht, — was ist besser und schöner als das? Gottlob, daß das jetzt das Ideal aller ohne Ausnahme geworden ist."

„Ja, gottlob! aber kaum eine ihres Alters ist ihr voran; für ihr Alter ist sie ausgereift. Sie ist unsre tägliche Freude."

„Darf ich fragen? . . . Henri bemüht sich um sie, das ist mir nicht verborgen geblieben."

„Ja, warum soll ich es Dir nicht sagen: die beiden jungen Leute haben einander herzlich lieb; es ist schon lange her, daß sie sich näher stehen, aber es zeigt sich erst in letzter Zeit auch uns, daß es mehr ist, als das."

„Das wolle Gott segnen, Beatrice! einen besseren Mann könnte man ihr gar nicht wünschen; er hat mir schon vorgestern und auch früher mehreremale ganz besonders wohl gefallen."

„Ja, er ist immer frohgemut und dabei ein ernster Mann. Er hat klare Ziele und einen festen Sinn, und ist die frohe Hoffnung für seine Eltern und die ganze Gemeinde."

„Nun! da paßt Ada auch trefflich zu ihm, ihr fehlt auch nicht die hohe Stirne, welche große Gedanken er-

fassen kann, dabei spricht ein so tiefes Gemüt aus ihren innigen, seligen Augen."

„Es freut mich, Rahel, daß Du mir meine liebe Tochter so wert schätzest. Wir hoffen, daß Gott die beiden jungen Leute mit einander segne, wenn es so weit kommen soll."

„Und so weit wird es kommen, ich zweifle seit heute nicht mehr daran."

„Es mag wohl so sein," antwortete Beatrice, „wir wissen . . . oder ich weiß ja zwar eigentlich nur von meiner Tochter, aber es wird ja wohl so sein." — Nach einer Weile fuhr sie fort: „Es ist ja wirklich ein Glück, Rahel, wie frei man diese edle Jugend ihre Wege gehen lassen kann."

„Ach ja, Beatrice, Du hast recht. Was ist es doch eine ganz andere Zeit geworden! Die reinen Augen einer Jungfrau sind überall eine heilige Hut um sie her, überall, wo sie auch geht und steht. Mir ekelt, wenn ich an unsere Jugendzeit zurückdenke! Welche Sitten dazumal, welche oft wirklich frechen Sitten! Äußerlich höfische Art um uns Mädchen her und mit feinen Manieren der Schein, aber auch nur der Schein guter Sitte, innerlich dagegen wie viel Verderben oft, manchmal ein ganzer Abgrund von Schlechtigkeit, — und das alles mußte man sich gefallen lassen; oft war es ein Glück, oft aber auch ein rechtes Unglück, daß wir arme Mädchen nicht einmal etwas davon wußten."

„Aber auch die Mädchenwelt, Rahel, — sie war auch darnach; hier ein Zieren und da ein Bereitsein, überhaupt eine Eitelkeit und eine Gefallsucht ärmlichster Art. Dabei ihr ganzer Sinn von Putz und Prunk unzertrennlich, — in der That kein Wunder, daß sie die tägliche Zielscheibe für Spaß oder gar Spott ganz derselben Männerwelt waren, welche kaum zuvor ihre gewandten Bücklinge vor ihnen gemacht oder mit Liebenswürdigkeiten sich um sie bemüht hatte. Was hat denn bei den meisten stiller Sinn und häusliches Wesen gegolten? Bedauert hat man solche im besten Fall, oft noch bespöttelt und belacht, vielen hat sogar selbst Zucht und Ordnung nichts mehr gegolten."

„O ich weiß es auch wohl noch, Beatrice, wie arm und einsam wir uns oft fühlten in der öden, so geistesleeren und doch so eitlen Welt, wo jeder unbefangene Verkehr vergällt war durch das Gift des überall lauernden Verderbens oder aber durch die Sorge mißgünstigen und üblen Klatsches."

„Ja, so war es, Rahel! Du hast ja auch Dein Teil zu leiden gehabt!"

„Und wenn ich an meinen unglücklichen Bruder denke!" seufzte Rahel und schwieg einige Zeit.

Beatrice antwortete hier nicht. Es waren das die trübsten Erinnerungen für sie beide.

Nach einiger Zeit ergriff Rahel selbst wieder das Wort und fuhr fort: „Die Sache hängt aber auch mit

den sozialen Verhältnissen zusammen; wäre es heutzutage immer noch jener Kampf ums Dasein, wie dazumal, so wäre auch in dieser Sache noch viel Unheil übrig. In unserer viel glücklicheren Zeit aber kann, wie jeder Mann, so jedes Mädchen an das Ziel ihrer irdischen Bestimmung kommen, und das ist doch ein großes Glück und in vieler Beziehung ein bei weitem leichterer Weg," sagte Rahel, längere Zeit sinnend und wie aus ernsten Erinnerungen heraus.

„Ganz gewiß!" antwortete Beatrice, „und das eben hilft wieder mit, daß die gegenseitigen Beziehungen viel natürlicher, ungezwungener und idealer geworden sind; aber die Hauptsache ist und bleibt doch die sittlich reine Art und die tadellose Weihe des Innern, welche, wie jeder Jungfrau, so jedem reifenden Jüngling auf die Stirne geschrieben ist; wie vieles ist da anders geworden! Wie ganz anders gehen die jungen Leute heutzutage ihre Wege! ‚Sie ringen sich durch,' sagt mein Mann, ‚im eigenen Innenleben. Sie reifen aus in heiligen Idealen, und dann sind sie frohgemut, begeistert für Jugendkraft und Jugendfrische; ein stolzer Mut, der alles Niedere und Gemeine unter sich zwingt, beherrscht die ganze Schar. Wer anders sein wollte, sollte sich einmal unter ihnen sehen lassen'!"

„Beatrice!" sagte Rahel zustimmend, „der alte Notschrei hat ausgeklungen: ‚Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!' Dieser

Notschrei Gebundener ist jetzt verwandelt in den Lobpreis des Messias, der die große Erlösungszeit und Erhörungszeit hat anbrechen lassen. Das ist es!"

„Ja freilich, Rahel, das ist es!"

* * *

In der großen Abendversammlung stieg inzwischen die allgemeine Freude zu hoher Begeisterung empor; die junge Mannschaft hatte eines der nationalen Schauspiele aufgeführt, wie sie immer mehr Sitte geworden sind; gilt es doch als ein schönster Ruhm, in die alte Geschichte des eigenen Volkes sich versenkend und ihre verborgensten Lebensquellen erlauschend, aus dem Born frischen, urkräftigen geschichtlichen Lebens dem Volk sein Wesen und Streben in hohen Idealgestalten, aber auch in den verschiedensten Schattenrissen darzustellen.

So giebt es denn schon jetzt eine fast zusammenhängende Kette von farbenfrischen Geschichtsbildern von der urältesten Zeit an bis in die mittlere und neuere Geschichte der vergangenen Weltzeit Liebe zum eigenen Volk und Vaterland, zu Land und Leuten, zu Haus und Heim feiern da ihre freudigsten Triumphe. Froher Sang und sprudelndes Wort, ringender Geist und gedrungene Sprache werden offenbar und wetteifern miteinander, das innere Leben wie die äußere Geschichte des Volks und Landes zur schönen, harmonischen Dar-

stellung und zu lebensvollem Ausdruck zu bringen. Manche alte Schmach vergangener Jahrhunderte wird dabei sühnend offenbar, mancher Blick in die Tiefen Gottes, der die Völkergeschichte lenkt und in seiner Hand behält, erschüttert und beseligt die Zuhörer und Beschauer. Es ist ein Stück Volksbildung und Volkserziehung edelster Art um diese Schauspiele geworden, für welche sich viele Kräfte freiwillig stellen und alle dankbar lernend sich einheitlich zusammenordnen.

Die Spanier schauten begierig zu und horchten aufmerksam auf die wohlbekannten Laute der stammverwandten Sprache; es war eine sehr glückliche Wahl bei dem Spiel des heutigen Abends, den Volksgeist zu erregen und zugleich beide Völker neu zu verbrüdern. Es wäre kein Wort dieses Inhalts mehr nötig gewesen, so ganz von selbst brachte das Geschaute und Gehörte diese herrliche Wirkung hervor. Unter allgemeinem Jubel schloß diese auch äußerlich glänzend gelungene Darstellung. „Über den Pyrenäen sehen wir uns wieder!“ rief am Schluß einer der Spanier zur Überraschung der ganzen Versammlung laut aus, und das Echo freudiger Zustimmung erscholl durch das ganze Schauspielhaus, so kräftig antworteten die Stimmen der jungen Franzosen. —

Das war der erste Teil des festlichen Abends.

Jetzt kam noch im anstoßenden größeren Saal das festliche Bankett einer Männerversammlung für die jungen Leute allein.

War das ein Rauschen und Schwirren der Stimmen, ein Grüßen und Sichbekanntgeben der neuen Freunde unter einander, als man in der ersten Halbstunde noch auf- und abging, Freunde suchte und Bekannte grüßte, — bis die Glocke des Vorsitzenden die Ruhe herstellte und die angewiesenen Plätze eingenommen wurden. Nun folgte eine Rede auf die andere, nicht regellos, aber mannigfaltig. Bald sprach ein Spanier, bald ein Franzose, bald grüßend, bald erzählend, dankend oder einladend. Einer der Spanier erzählte, was sie auf ihrer weiten Reise schon gesehen, die Städte und die Bauten, die Pässe und die Brücken, Land und Leute, die neuerweckten Trachten des Volks und die ureigenen Sitten jeder Landschaft. Die Einheimischen hörten mit bescheidenem Wohlbehagen die Eindrücke wiedergeben, welche die feurigen Söhne des heißen Spaniens bei ihnen empfangen hatten. Dann pries wieder ein Franzose das stolze Bruderland und seine neu erstandene Größe und schlug mit freudiger Begeisterung unter dem Jubelruf der Seinen in die dargebotene Hand des spanischen Bruders.

Großen Eindruck machte es, als ein anderer, wieder ein Spanier, von ihren weiteren Reiseplänen redete und davon sagte, wie lange schon es sie verlange, auch die deutschen Lande zu durchziehen und deutsche Kulturarbeiten in ihrer Eigenart kennen zu lernen, wobei er die Tiefe des deutschen Geistes pries, vom ‚Herzen

Europas‘ und von ‚den heiligsten Pulsschlägen dieses Herzens‘ redend, — und darauf ein Franzose antwortete: sie seien glücklich darin, das deutsche Brudervolk schon näher zu kennen und ihm nahe zu wohnen, auch viele seiner Angehörigen dauernd unter sich zu haben; es sei ein edler Wetteifer zwischen Deutschland und Frankreich schon lange entbrannt, den alten, gottlob! längst begrabenen Haß und Hader mit zwiefältiger Wertschätzung und treuer Bruderliebe zu vertauschen; die Güter und Gaben deutschen Geistes und deutschen Gemüts mit den beweglichen Kräften und reichen Gaben des französischen Volks zusammen dem großen Ganzen der Menschheit zu Dienst zu stellen, das sei jetzt das eifrigste Bestreben und die heiligste Freude beider Völker.

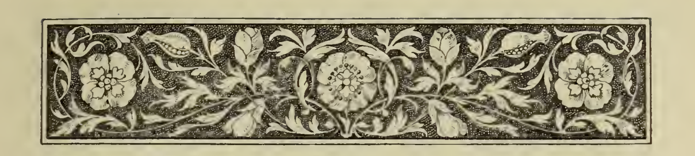
Aber am schönsten leuchteten die Augen, als jetzt der ältesten einer, ein schöner, starker Spanier, den Schluß machte und, wie einen Blick über die weite Erde hin werfend, von der allgemeinen Völkerverbindung und von der seligen Völkerverbrüderung sprach, von welcher jetzt zu reden kein leerer Klingklang, sondern ein hehrer Lobgesang sei, weil das längst nicht mehr eitle Phrase, vielmehr jetzt siegreiche Thatsache geworden sei, — wobei er die Erde pries, welche eine neue Zeit habe erstehen sehen, wo Blutvergießen ein Ekel und der Krieg eine Unmöglichkeit wäre, der Friede dagegen gleichwohl voll Kraftentwicklung und die Herzen voll Kraftbe-

geisterung seien. Dann rief er mit erhobener Stimme die ganze Versammlung auf, dem siegreichen, einzigen Herrn der Welt, dem guten Völkerhirten, dem Hochgelobten höchsten Namens ihre Huldigung darzubringen und zum Ausdruck wahrer und bleibender Festfreude ihm und ihm allein Leib und Seele, Leben und Arbeit jetzt aufs neue zu weihen, zur Ehre des ewigen Gottes und zum Wohl der glücklichen Menschheit!

Schöner hätte der Tag nicht schließen können; die ganze Versammlung hatte sich wie auf einen Schlag erhoben. Froh begeistert stimmte man ein, erhoben schied man von einander.

Der morgende Tag brachte einen Abschied wie von alten Freunden, das Leben der Jugend hatte eine neue Weihe erhalten; die Blüte beider Nationen hatte sich Freundschaft unter einander und neue Treue gegen ihre alten, heiligen Jugendgelöbnisse versprochen. Der Festabend war zu einem Lebensereignis, der Abschied von einander zu einem Segen geworden, den sie alle wohl im Herzen behielten und gewinnreich in das arbeitsame Leben hinaustrugen.





IX. Kapitel.

Ein Sonntag.

Motto:
Thut mir auf die schöne Pforte,
Führt in Gottes Haus mich ein!
Ach, wie wird an diesem Orte
Meine Seele fröhlich sein!
Schmolk.

Die Adventszeit war herangekommen, die Glocken des heiligen Advent läuteten im Thal, der klare Himmel des kalten, aber sonnenhellen Tages nahm ihren betenden Schall auf und trug ihn hoch zu Gott empor und weit in alle Lande hinaus.

Der Sonntag ist ein seliger Tag. Nicht die Menschen erst machen den Sabbath zu dem was er ist,

sondern Gott „heiligte ihn und segnete ihn." Wer das Gottgewisse dieses Tages nicht kennt, der ist um eine Seligkeit ärmer als andere Menschen, auch wenn er sich vergnügen will. Der Festtag aber steht hohepriesterlich erhaben in der Reihe der Sonntage, er trägt ein noch herrlicheres Kleid als diese alle. Und nun der heilige Advent in der neuen Weltzeit gar, welche selber ein großer Sabbath Gottes, die Eine, große, heilige Adventszeit des Herrn ist!

Ja, die Adventsglocken läuteten, — und gerne zogen unsere Freunde vom Parkhaus mit einander zu Thal, um in dem neuen Kirchlein dort dem Gottesdienst anzuwohnen und zugleich Martin und Frau Margaretha kurz zu grüßen, auch Henri und Ada, sowie deren Eltern heute hier zu dem Verlöbnis zu beglückwünschen. Alle miteinander gingen sie jetzt zur Kirche, welche nicht im Dorfe selbst, sondern etwas höher gelegen, nahe bei der Bergwand, neu erbaut ist und zwar unmittelbar der Stelle gegenüber, wo diese, die Bergwand, durch eine tief eingeschnittene, aber steil emporsteigende Schlucht weit aufgerissen ist und dadurch einen besonders malerischen Anblick darbietet. Wenn man sich jetzt vom Dorfe her dem Kirchlein näherte, so kam hier der volle Schall der dreieinigen Glockentöne, durch die Schlucht hin hoch emporgetragen, mit verstärktem Wiederhall und fast noch hehrer und noch reiner klingend, als unmittelbar vom Turm herab, den zur Kirche Wallenden ent-

gegen. Der stille Weg zur Bergkirche ward so schon zu einem Wallen im Vorhof.

Und nun das Heiligtum! Was soll ich sagen? Es hat ja schon in alten Zeiten für eine Ehre gegolten, ein über allen andern Häusern hoch emporragendes Gotteshaus zu erbauen und dasselbe zum Kleinod zu gestalten, dem nichts anderes gleiche.

Das Bergkirchlein hier war auch ein solches. Wenn man das hohe Portal betrat und mit einem Blick hinein- und durch die ganze Säulenreihe durchschaute bis in den Chor hinauf, so fing das selige Auge sofort die stillen, prächtigen Farben seiner Fenster auf, wie Engelsgrüße aus einer höheren Welt.

Doch wir wollen keinen Augenblick länger bei dem verweilen, was das Auge hier zu schauen und was jetzt das Ohr zu hören bekam mit dem Orgelgruß. Nirgends als bei Religion und Gottesdienst ist es ja so wichtig, daß Form nicht nur leere Form sei, wenn auch noch so schön, sondern immer zugleich das volle Gefäß für Geist und Geistesfülle. Das war aber hier auch in der That der Fall; ein gottgeweihtes Herz brachten sie alle mit, und die ganze Gemeinde war eine wirklich betende Gemeinde. Auch der ganze Verlauf der gottes-dienstlichen Versammlung zeigte, daß die Gemeinde reif und mündig sei und zugleich reich und geisterfüllt, so wie die alten Propheten einst weissagten: „Sie werden alle von Gott gelehret sein."

Der Lobgesang der Kinder stieg als ein fröhliches „Hosianna dem Sohne Davids!“ in die Höhe, und die Gesänge der Gemeinde ließen eine Gebetsweihe spüren, welche ebenso innig anmutete, wie die frohe Glaubensbegeisterung, die sich darin aussprach. Als aber der Mann am Altar erschien, welcher berufen war, das Gebet der Gemeinde zu Gott emporzutragen, da sanken sie alle auf die Kniee, mitbetend mit einer solchen Innerlichkeit und Feierlichkeit, zugleich aber mit solcher Kindlichkeit und Einfachheit, daß es jeden von uns ergriffen hätte, wenn er gewürdigt gewesen wäre, hier zugegen zu sein.

Als er geendet, hörte die Gemeinde ein Adventswort der h. Schrift stehend an; nachdem sie sich aber niedergelassen hatte, da ergoß sich aus seinem Mund ein herrlicher Lobpreis Gottes und des Heilandes. Man könnte nicht sagen, daß es eine Predigt gewesen wäre, es war eigentlich nicht einmal eine Rede, sondern nur ein kurzer Hymnus auf den allgewaltigen, hochherrlichen Gott und auf die allen geoffenbarte Huld und Majestät unseres Heilandes; aber es floß, wenn auch in ganz schlichter Sprache und ohne alles das, was man Künste der Rhetorik nennen könnte, doch so voll innerster Überzeugung, voll tiefster Ehrfurcht und frohster Begeisterung zugleich von seinen Lippen, daß es den Zuhörer im innersten Herzen ergriff, im tiefsten Gemüt ihm wohl that und zu freudigem Glauben und innigem Dank bewegte. Es hätte jetzt die richtige Feststimmung über

jeden kommen müssen, wenn er auch die Festfreude im Herzen nicht schon selbst mitgebracht hätte.

Ihr Ja und Amen gab die Gemeinde schon in einem gemeinsamen Lobgesang zu erkennen, welcher zugleich die Mitte des ganzen Gottesdienstes bezeichnete. Dann aber bekundete sich ihre Mündigkeit auch noch in etwas anderem, das man in früheren Jahrhunderten im öffentlichen Gottesdienst nirgends überhaupt für möglich gehalten hätte. Ringsum in den Chorstühlen standen die „Väter" der Gemeinde, meist ältere Männer, bewährte Charaktere, reife Christen. Auf sie ward jetzt der Blick aller gerichtet, und die ganze Gemeinde hörte ihnen zu, nicht in Neugier oder Fürwitz, sondern in ernstem Eifer und wahrer Christenfreude. Einer jener Männer um den andern sagte ein Wort, meist kurz und schlicht, aber kernig und klar, — so schon der erste, welcher die eigenste selige Erfahrung eines langen Lebens und des innersten Herzens zum Ausdruck brachte, woran ein zweiter eine herzliche Bitte und Ermahnung an die ganze Gemeinde und besonders an ihre Jugend anschloß. Ein anderer rief bei den Alten die Erinnerung wach an jenen allerheiligsten Advent des Herrn vor dreißig Jahren, und wieder einer sprach von den Schauern und Schrecken jener Zeit und von der Bewahrung derer, welche der Herr aller Not entrückt habe. Darauf rief der fünfte die Jugend wieder auf, auch ihresteils Treue zu halten und mit jenen Bewährten zu wett=

eifern, und wieder ein anderer pries demütig Gottes bewahrende Gnade, die den Alten ihr Weh' half übersteh'n.

Besonders ergreifend war es, als ein hochbetagter Mann mit zitternder Stimme, kindlich wie ein Kind, den Kindern dankte für ihr fröhliches seliges Hosianna, das heute erklungen, und darauf sein Nachbar die Betagten antrieb, Gott für den großen Trost zu danken, den wir alle mit der seligen Heilsgewißheit für unser Sterben haben.

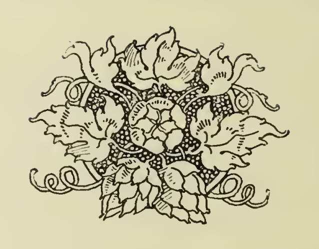
Wohl niemand ahnte, wie nahe diese beiden Greise ihrem eigenen Abschied waren und daß einer von ihnen sogar schon wenige Tage darauf das Zeitliche segnen werde, um selbst das himmlische Hosianna anzustimmen.

Endlich wies wieder ein anderer seine Zeitgenossen darauf hin, daß ihrer aller Leben auch jetzt immer noch ein „Warten auf den Herrn" sein müsse, dessen Herrlichkeit ohne Unterlaß nahe sei. Im Anschluß an eben dieses Mannes Wort sprach noch jemand über jene so merkwürdigen, ganz besonderen Offenbarungen, welche unter ihnen hier und da geschehen, worauf noch ein anderer die Jünglinge und jungen Männer aufrief, die Missions- und Kulturarbeit unter allen Heiden, dieses heiligste Erbe der Väter, diese höchste Ehre der neuen Zeit, immer hochzuhalten und sich selbst dazu erwählen zu lassen. Zum Schluß kam noch ein Lobpreis des ewigen Gottes, welcher am Ende aller Dinge im

ewigen Leben einst sich noch viel herrlicher offenbaren werde.

Als aber die Gemeinde wieder gebetet hatte, das letzte Lied verklungen war und der Segen des Herrn auf allen Häuptern lag, da war das jener Friede und jene Freude, jene wunderbare, stille Machtwirkung des heiligen Evangeliums, von welchem einer der Apostel seinerzeit gesagt hat, daß „darein auch die Engel gelüste zu schauen."







X. Kapitel.

Der Tod des Patriarchen.

Motto:
Jerusalem! du hochgebaute Stadt!
Wollt' Gott, ich wär in dir!
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Thale,
Weit über blaches Feld
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt.

Meyfarth.

Die Winterstürme meldeten sich schon mannigfach an, und Ruben und Rahel hatten wiederholt davon gesagt, daß sie nun schon viel zu lange geblieben seien. Aber die Freunde im Parkhaus sowohl als in der

Stadt suchten sie immer wieder zu bewegen, noch länger zu bleiben, und am letzten Sonntag, am heiligen Fest, hatten sie sich glücklich geschätzt, noch einmal in dem schönen Kirchlein der Dorfgemeinde an der gemeinsamen Andacht teilnehmen zu können.

Drei Tage nach dem Festtag, am Mittwoch gegen Abend, sprach man wieder vom nahen Abschied und zugleich vom Wiedersehen in Jerusalem, wohin die beiden morgenländischen Freunde aufs innigste und herzlichste einluden, bis sie denn auch ein bestimmtes Versprechen erhalten hatten. Es war wieder ein auffallend milder Tag gewesen, sogar die Fenster waren geöffnet. Auf einmal schlugen unten im Thal die Glocken an; war das von der Stadt her oder vom Dorf? Jetzt wurde es deutlich, es kam vom Dorf, — was war es wohl? Offenbar ein besonderes Glockenzeichen, fünf, zehn, fünfzehn Schläge, dann wieder eine Pause, darauf einige leise Schläge, ganz langsam und unterbrochen, dann lauter und heller, wieder fünf, zehn, fünfzehn, und schließlich ein Läuten aller Glocken, wie an einem Sonntag, dann war alles stille.

„Ich weiß wohl, was das zu bedeuten hat," sagte jetzt Gertrud, „gewiß ist der alte Matthi gestorben, der noch am letzten Sonntag so beweglich geredet hat. Vorgestern hieß es, seine Kraft verfalle zusehends, und gestern hörte ich dasselbe wieder. Gott schenke ihm ein seliges Erwachen!"

„Er ist der ältesten einer aus der alten Zeit, ein treuer Mann, ein bewährter Mann," sagte Otto.

„Gott schenke ihm den ewigen Frieden, — wer so stirbt, der stirbt wohl!" sprach leise Rahel mit Thränen in den Augen; „ich habe ihn nie gekannt, aber was und wie er am Sonntag den Kindern von ihrem Hosianna sprach, das ist mir tief zu Herzen gegangen. Nun wird er auch sein Hosianna singen."

„Müde war er schon lange, schon seit Jahresfrist alt und lebenssatt," antwortete Otto, „hundert und sechs Jahre sind ja auch eine schöne Zeit; seine Gattin ist auch schon einundneunzig Jahre alt; die beiden haben etwas miteinander erlebt! Gott segne die nun einsame Witwe."

„Eigentlich einsam ist sie gottlob! nicht. Ihre Enkel werden ihr eine starke Stütze sein und ihr gewiß ein friedliches Alter bereiten. Aber es wird ein tiefer Riß in ihrem Leben sein, der heutige Tag!" sagte Gertrud. —

Ja, es war ein tiefer Riß! Der alte Matthi war schon sechsundsiebenzig Jahre alt gewesen, als das zwanzigste Jahrhundert zu Ende ging, schon dazumal ein alter Mann, wiewohl noch rüstig. Und er hatte etwas erlebt!

Jetzt lebte ja nur noch eine Tochter, nun selbst schon eine Frau von sechzig Jahren; drei Söhne und zwei Töchter hatte er gehabt, aber die ernste Sichtung jener aufgeregten Zeit um das Jahr 2000 hatte auch

seine eigene Familie betroffen. Die scharfe Scheidung war mitten durch sie hindurchgegangen. Er selbst war jederzeit ein braver, fleißiger Mann gewesen, seine Frau in derselben Gesinnung mit ihm verbunden. Freilich den gewichtigen Entscheidungsfragen jener antichristlichen Zeit waren sie doch beide aus dem Wege geblieben; jedes glaubte in einem arbeitsamen, berufstreuen Leben das Rechte getroffen zu haben. Einer der drei Söhne dagegen, der jüngste, wurde aufs tiefste ergriffen von den gewaltigen Bewegungen und Erschütterungen jener Zeit. Der Vater sah es nicht gerne, daß er ‚Partei nehme' und auch noch gar selber sich denen anschließe, welche der allgemeinen Anschauung damaliger Zeit stille trotzten und den aufgeregten Strömungen der öffentlichen Meinung in weltflüchtiger Art den Rücken kehrten, indem sie andere, freilich ganz andere Überzeugungen im Herzen trugen und unter den Menschen bekannten, als die große Menge jener Zeit es wollte.

Da gab es viel Feindschaft von außen und in der Familie viel Verdruß. Die zwei älteren Söhne, von der damaligen Zeitströmung ganz hingenommen und den bei der Majorität beliebten Windrichtungen blindlings folgend, erbitterten sich immer mehr gegen den Bruder, den stillen Sonderling, den eigensinnigen Frömmler, wie sie ihn nannten. Es gab manches harte Wort; Bruderkrieg ist noch immer der bitterste Krieg gewesen. Der arme, vielverspottete und in seiner

Glaubensüberzeugung schließlich auch bedrängte und fast geächtete Bruder teilte das Los mit andern; er wußte sich getrieben durch das Wort dessen, der gesagt hat: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert!“ Er zog, wie aus der eigenen Familie verstoßen, von dannen, obdachlos, und — ward nicht mehr gesehen.

Den Eltern aber, gerechten Leuten, welche freilich die besonderen Wege dieses Sohnes damals nicht recht verstehen konnten, war sein Abschied doch tief schmerzlich, umsomehr als sie die gewaltthätige und rauhe Weise seiner zwei Brüder nicht billigen konnten. Diese selbst riß das allgemeine Verderben immer mehr abwärts; was sie beide schließlich für ein jähes Ende fanden, das hat dann die Mutter grau und den Vater lange Zeit zu einem einsamen, tieftrauernden Mann gemacht. Das bitterste Leid aber bereitete ihnen hierbei eigentlich die durchaus eitle Natur der älteren Tochter, welche, oberflächlichen Sinnes und ohne tieferes Gemüt, den Spott der beiden Brüder womöglich noch überbot; mit ihren spitzen Reden und ihrer herzlosen Unfreundlichkeit trug sie nicht zum wenigsten die eigentliche Schuld daran, daß es den ernsten, frommen Bruder schließlich aus dem Hause trieb. „Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein,“ hieß es für ihn. Als sie dann, kurz verheiratet, eines schnellen Todes starb, da hatten die einst mit ihren fünf kleinen Kindern so

glücklichen Eltern ein vertrübtes Leben und nur noch die einzige, jüngere Tochter bei sich. Diese, ganz in der Art der Eltern aufgewachsen, liebte ein arbeitsames Ordnungsleben und ging auch so mitten durch. Allen dreien aber war es weh ums Herz, seit der fromme Bruder, fast verstoßen, jedenfalls verdrängt, von ihnen geschieden war.

Doch seitdem standen sie selber allerdings fast besser zur guten Sache, wenn man so sagen darf, als vorher. Wo nämlich jetzt einer von den bedrängten Christen der damaligen Zeit vorüberging und an ihre Thüre klopfte, erwiesen sie ihm Barmherzigkeit um des eigenen Sohnes, um des eigenen Bruders willen, und es war wohl zu spüren, daß sie, obwohl selbst noch ohne bestimmtere Stellungnahme, doch nicht mehr ferne waren vom Reiche Gottes. Und so waren sie denn, leidgebeugt und unter dem Druck des eigenen Familienkummers, aber voll Barmherzigkeit gegen alle bedrängten Christen, schließlich auch mit unter den „Gesegneten des Herrn", welche an jenem großen Tag gewürdigt wurden, am Leben zu bleiben und zu ererben das Friedensreich, welches der Allmächtige schon durch Jahrhunderte hindurch vorbereitet hatte für diese letzten Tage der Menschheit.

Und nun war er, der hochbetagte, 106 Jahre alte Greis, heute zu seiner Ruhe eingegangen. Er war in der ganzen Gegend bekannt als einer der Patriarchen

aus der schrecklichen Zeit, — schon um deswillen hoch-geehrt, aber auch ausgereift in der Schule des Lebens und ausgerüstet mit einem reichen Maß von innerer Erfahrung. Die Führung der Geschäfte der Gemeinde hatte er von Anfang an bescheiden abgelehnt, seine Begabung lag auf einer andern Seite, sein Ansehen aber war unbestritten. Mit Recht galt er besonders als einer der Träger göttlicher und menschlicher Auktorität, sein Rat galt immer viel, nicht zum wenigsten bei der Jugend des neuen Geschlechts. Die Alten überhaupt zu ehren, besonders aber die Patriarchen der alten Weltzeit hochzuhalten, war ja ohnedem die Ehre und der Segen dieser Zeit geworden, und bei ihm spürte man in der That eine abgeklärte Lebensreife und eine Gemütsfrische, zugleich eine geweihte Menschenliebe im Bunde mit einer Gottinnigkeit, welche gleichsehr anziehen, wie Ehrfurcht gebieten mußte. Wie mancher junge Mann saß ihm oft wie ein Kind zu Füßen, wenn innere Kämpfe ihn in die Stille führten. Niemand wußte so ruhig und so siegesstark die edelsten Ideale, zu denen er sich selbst durchgerungen, in die Seele anderer überzutragen, als er gerade. Es geschah das eigentlich weniger durch Worte, als durch das Gewicht seiner eigenen schlichten und doch so geistesmächtigen Persönlichkeit.

So war es denn kein Wunder, daß jedermann jetzt von seinem Ende sprach und alle sich rüsteten, diesem Mann zu seiner letzten Ruhe das Geleit zu geben.

Er war so friedlich gestorben! Die Nacht zuvor hatte er sich noch fast gesund zur Ruhe gelegt. Am Morgen sagte er beim Erwachen zu seiner Gattin: „Mir hat ganz wundersam geträumt. Ich stand auf einem hohen Berge; hinter mir lag ein weiter Weg, der bergauf, bergab geführt hatte, vor mir aber das Meer, und ich schaute darauf hin. Da erhob sich ein starker Wind und dunkle Wolken türmten sich übereinander; bald heulte der Sturm und ungestüm erhoben sich die Wellen. Da hörte ich hinter mir eine mächtige Stimme, welche alles Getöse bei weitem übertönte: ‚Geh' hinüber, geh' hinüber!‘ Vorher sah ich alles an wie ein schönes Schauspiel, das mich selber weiter nichts angehe; jetzt aber ergriff mich Angst und Bangen und ich rief: ‚Ach, wie kann ich!‘ Da antwortete die Stimme: ‚Gehe hinüber, nur mutig vorwärts!‘ Und es trieb mich an, — ich weiß nicht was. Mit müden Knieen und schweren Beinen machte ich mich auf, da — gerade wie ich an den Rand des Ufers kam, war auf einmal eine schöne, lichte Brücke gebaut, in hellen Regenbogenfarben strahlend. Ich schritt darauf zu und siehe da! vor mir her, immer winkend, als wollte er mir die Hand reichen, ging eine hohe, herrliche Gestalt, — wer meinst Du wohl, daß das war? Unser lieber Matthi wars, unser eigener, lieber Sohn! Aber jetzt nicht mehr der arme, gedrückte, verfolgte, sondern groß und vornehm, ganz herrlich anzusehen, wie ein Sieger immer vorwärts

dringend, dabei so freundlich und so selig dreinschauend. Und immer rief er: ‚Komm! Vater, komm! Nur weiter, nur vorwärts!‘ Da auf einmal, auf der Mitte der Brücke angekommen, schaute ich in eine glänzend helle Landschaft hinein, welche jetzt weit offen vor mir dalag, — o wie schön, wie schön! Alles lauter Lieblichkeit und lauter Herrlichkeit! ‚Sieh, lieber Vater, da gehen wir hin,‘ sagte jetzt mein Führer, unser lieber Sohn, ‚bald bist Du drüben, bald bist Du drüben!‘ Da mit einemmale war das Traumbild weg, und ich — erwachte.“ So hatte sein letzter Morgen begonnen, und heute war er nun den ganzen Tag gar sehr müde und lag zu Bette; die beiden Gatten kamen beide nicht los von dem Bilde der Nacht, sie sprachen auch ganz offen miteinander darüber, sie hatten ja schon oft vom baldigen Abschied miteinander geredet, und jetzt sah es wirklich so aus, als wollte es dazu kommen. Denn die Kraft des Alten verfiel heute zusehends; nicht daß etwas besonderes an ihn gekommen wäre, aber er wurde schwächer und schwächer. Einmal rief er nach langem Schweigen: ‚Herr, ich warte auf Dein Heil!‘ Seine Gattin hielt stille seine Hand in der ihrigen.

„Soll ich nicht die Enkel holen?“ frug nachmittags gegen drei Uhr seine Tochter.

„Ja, hole sie nur,“ antwortete er, seines Zustandes sich klar bewußt, „ich will sie sehen!“ und dann nach einer Pause: „ich will sie alle segnen!“

Nach einer halben Stunde kamen sie alle herein, voran der erste, ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, dann dessen zwei Schwestern und noch ein jüngerer Bruder von zwanzig Jahren. Sie sahen dem Alten auf seinem Lager die Veränderung wohl an; ehrfürchtig ihn anschauend blickten sie stille auf ihn hin, nachdem sie ihn kurz um sein Befinden befragt hatten. Dann erhob er sich ein wenig, legte die rechte Hand auf den Erstgeborenen, der ihm zunächst saß, und segnete ihn feierlich. Vom Stuhle weg ließ sich der Enkelsohn alsbald auf die Kniee nieder und neigte tiefergriffen und betend sein Haupt; alle knieten jetzt an dem Bette des Greises nieder und so segnete er auch die zwei Schwestern, dann den jüngsten Enkelsohn. Darauf trat die verwitwete Mutter der Enkelkinder, seine einzige noch lebende Tochter, an das Bett und bat auch um seinen Segen. Und wie er sie nun segnete! Mit zärtlicher Liebe grüßte er sie, die treue Schwester seines unvergeßlichen Matthi. Im Hintergrund aber stand die eigene Gattin, die hochbetagte Frau.

„Gieb mir auch Deinen Segen, Matthi!“ sprach sie weinend.

„Jawohl segne ich Dich,“ sprach er. „Du hast meinen Segen und Du wirst ihn behalten. Der Herr segne Dich und behüte Dich, bis wir wieder beisammen sind. Ich gehe nur ein wenig voraus, weiter ist's nichts. Trage kein Leid, liebes Weib!“



5. Seite 151.

Zehn Jungfrauen mit Palmzweigen in der Hand gingen dem Zuge weit voran, den Sarg trugen Jünglinge im Schmuck ihrer Kraft.



Es flossen aber reichliche, stille Thränen. Doch seine Augen, sie füllten sich nicht, sondern sie leuchteten helle auf, als er das greise Haupt erhob und in eine höhere Welt zu schauen schien. „Ich bin auf der Brücke," rief er jetzt, „nur weiter, nur vorwärts, Matthi! bald bin ich drüben, bald bin ich drüben!" Dann sank er in die Kissen und — war über die Brücke des Todes gegangen, über das stürmische Meer, in die Gefilde der Seligen. —

War das ein Frieden, als die schöne Patriarchengestalt zur Ruhe gebettet war! Das stille Totenstüblein wurde kaum mehr leer. Ganz leise betrat man das liebe Haus, die Familie selbst mochte niemand stören, aber den alten Patriarchen wollten alle noch einmal sehen.

Als der Tag der Beerdigung kam, da wurde das Dorf von allen Seiten her überströmt und ganz überfüllt. Es gab ein großes, stilles, heiliges Fest. Gesprochen wurde nicht viel von der Menge, die hier zusammenströmte, in stiller Feierlichkeit begegnete und begrüßte man einander. In jedem Haus aber waren die Fremden mit Dank empfangene Gäste.

Nachmittags rüstete man sich zum Zug; zehn Jungfrauen mit Palmzweigen in der Hand gingen dem Zug weit voran, den Sarg trugen Jünglinge im Schmuck ihrer Kraft.

Ein Kreuz aus grünen Zweigen des Lebensbaumes, mit weißen Rosen besteckt, schmückte den Patriarchensarg.

So wallte der lange Zug zu Kirche und Kirchhof im Frieden empor. Und wieder schallten die dreieinigen Glockentöne vom Turm, und wieder erfüllte ihr voller ernster Klang die Schlucht und erscholl in reinerem, vollerem Wiederhall hernieder zu dem stillen Pilgerzug; die Kinder aber sangen ihm ein süßes, schönes Lied, ein Lied voll seligen Hosiannas. Das Lied lautete folgendermaßen:

I. Wechselchor.

Hosianna unsrem König gut!
Er läßt in treuer Hut
Uns fröhlich wallen,
Läßt in den Schoß uns fallen
Der Erde Glück!

II. Wechselchor.

Dennoch scheiden wir von hinnen gern
Und gehen heim zum Herrn!
Dort wird mit Kronen
Der König Treue lohnen.
Hosianna!

I. Wechselchor.

Neigt sich unser Pilgerpfad einmal
Hinab zum Todesthal,
Wer wird uns decken
Vor finstern Todesschrecken
Mit starker Hand?

II. Wechselchor.

Wahrlich, nimmer schreckt uns Tod und Grab:
Des guten Hirten Stab
Wird uns beschirmen,
Wenn Schatten hoch sich türmen.
Hosianna!

I. Wechselchor.

Selig, die ihr aus dem Todesthal
Zum ew'gen Sonnenstrahl
Euch aufgeschwungen,
Und nun mit neuen Zungen
Dem Herrn lobsingt!

II. Wechselchor.

Sel'ge Überwinder gehn voran,
Wir Wallenden, wohlan!
Auf gleichen Wegen
Zieh'n wir dem Herrn entgegen.
Hosianna!

So geleiteten die Kinder den Zug mit ihrem Gesang, so trug man seine Leiche in die Kirche und vor den Altar.

Als aber der Text verlesen werden sollte, da waren es die Worte: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum." Über den Entschlafenen selbst ward kaum mehr als der Name gesprochen, mit welchem er getauft worden war

und mit dem er einst gerufen werden wird. Man beugte sich viel zu sehr unter die Majestät des Todes oder vielmehr unter die Herrlichkeit des Todesüberwinders, als daß man Menschenkraft und Menschenehre hätte rühmen mögen. Wohl ward auch manches kräftige Wort gesprochen über das Patriarchenalter und über die große Verheißung und ihre immer hoffnungsreichere Erfüllung, welche Gott allem Volk gegeben hat in diesen Tagen der Weltverjüngung; zugleich ward Gott darüber gelobt, daß sein Sterben nicht ein Sterben im Gericht sei, sondern im großen Frieden Gottes. Aber nicht der Mensch von Staub, sondern der Lebensfürst, der dem Tod die Macht genommen hat, ward über diesem Grabe gepriesen. Es ging eine tiefe Bewegung durch die Versammlung, ein Geist bußfertiger Demütigung über der allgemeinen Sündhaftigkeit und über der Wahrheit des Worts, das seine Geltung immer noch nicht ganz verloren habe: „der Tod ist der Sünde Sold," und doch war es zugleich wie ein heiliges Trotzen gegen Tod und Todesmacht. Der Lobpreis der großen Erlösung durchsiegte die Trauer und vertrieb den Schmerz. Lebensbaum und Palmzweige wurden das Symbol des über allen Tod siegenden Lebens, der über alles Leid triumphierenden Christenfreude.

Als die Leiche aus der Kirche getragen und zum Grab gebracht ward, da empfing den Zug ein Posaunenchor, und nachdem die Leiche ins Grab eingesegnet war,

da erklang es wie ein Hymnus, als mit lauter Stimme jenes uralte Glaubensbekenntnis gesprochen wurde, welches mit den Worten schließt: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben." Die Gemeinde aber hatte ihr Leid und ihren Trost, ihren Glauben und ihr Gebet an diesem Tage in den Gesang eines schönen Liedes zusammengefaßt, welches also lautete:

[Grablied der Gemeinde.]

Christe, großer Überwinder!
Du Erstling selger Gotteskinder!
Du Friedefürst und Lebensborn!
Da dein Geist am Kreuz geschieden,
Ward in des Grabes stillen Frieden
Dein Leib gesenkt als Weizenkorn.
Nach kurzer Grabesruh'
Glorreich erstandest du!
Hosianna!
Trägst nun zum Lohn
Die Ehrenkron'
Und waltest auf des Reiches Thron!

Dir nach wirst du all die Deinen
Um deinen heilgen Thron vereinen,
Und Wonne wird ihr Erbteil sein.
Selig, die da gläubig starben!
Du sammelst sie, die edlen Garben,
In deine ew'gen Scheunen ein.
Groß ist ihr Glück schon hier, —
Vollkomm'ner noch bei dir!
Hosianna!
Dich schaut voll Wonn',
O Gottes Sohn,
Der hoffnungsfrohe Simeon!

Still im Kämmerlein verborgen
Schläft bis zum großen Ostermorgen
Der müde Leib in Grabesruh:
Bald in heilgen Gotteswettern
Des jüngsten Tags Posaunen schmettern,
Da rufen ihm die Engel zu:
Wach auf zur Herrlichkeit!
Die Hochzeit ist bereit!
Hallelujah!
Dem Bräutigam
Dem Gotteslamm,
Dem König, der vom Himmel kam!

Bei dem Klang der Jubellieder
Zum lichten Himmel schwebst du wieder,
Dir folgt empor der Sel'gen Schar!
Unser keines bleibt dahinten;
Wir alle, alle werden finden,
Was unsres Herzens Wünschen war:
Verschwunden Angst und Not,
Verschlungen Höll' und Tod!
Hallelujah!
Wohlan, wohlan!
Bald ists gethan!
Bald führst du alle himmelan!

Stille, mit großem Ernst, doch nicht gedrückt, sondern zu Gott erhoben ging die große Versammlung auseinander. Als man den Kirchweg wieder herabkam, da standen die Trompeter der jungen Mannschaft seitwärts vom Kirchhof unten am Hohlweg und wandten sich noch einmal um. Sie setzten kräftig an und bliesen zum Friedhof und zum frischen Grab empor, wie von

einer besonderen Bewegung getrieben, das sieghafte Auferstehungslied, welches aus deutschen Landen entstammt und jetzt zu fast allen Völkern über die ganze Erde hin gekommen ist und in deutscher Sprache heißt: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben." —

So begrub man den hundertundsechsjährigen Patriarchen Matthi, dessen Leben zwei Weltzeiten angehörte, dessen Geschichte weit zurückreichte in die vergangenen Tage, der schon damals fast ein Greis gewesen war, als seine beiden ältesten Söhne starben und verdarben in den Zeiten der antichristlichen großen, allgemeinen Versuchung, und man von seinem einigen lieben Sohn, welcher seinen Namen und auch sein Bild trug, nur noch zu sagen wußte: „er ward nicht mehr gesehen."

Doch es ist Zeit, daß wir zurückgehen auf jene merkwürdigste Epoche der Menschheitsgeschichte um das Jahr 2000.





II. Buch:

Die vorausgehende Sichtung und Scheidung.

Motto:

Doch zu dem gold'nen Ziel der Pfad? —
Wir müssen Schritt um Schritt ihn gehen:
Ausreifen muß der Geister Saat,
Und eines muß zuvor geschehen:
Was noch vermischt, verborgen war,
Muß werden klar und offenbar.







I. Kapitel.

Ein Kleeblatt in der Weinstube.

Motto:
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz.
Göthe, Faust.

Das war ums Jahr 2000!

Der kleine dicke Samtrock mit dem glatten, ausdruckslosen Gesicht und dem gewaltigen, weithinausragenden, zausigen Schnurrbart war in bester Laune. Schon als er noch ganz allein war, konnte man ihm das ansehen. Gemächlich gestützt auf die runden Ellbogen und diese mit beiden Händen kreuzweise bequem haltend, so saß er da, sein Gläslein vor sich, und blickte

behaglich nickend mit seinem immer dicker werdenden Gesicht still vor sich hin. Warum soll er auch darin nicht Genüge finden? Er saß ja in der Weinstube und hatte Muße. Auch war er ja ganz allein, wenigstens meinte er es; denn wer nicht auch dasaß, Muße hatte und trank, der rangierte bei ihm überhaupt nicht.

Der kleine dicke Samtrock war im Besitz — ich will nicht sagen: eines großen Verstandes, wohl aber zweier Schlagwörter, welche er wuchtig zu handhaben verstand, zweier Schlagwörter, welche bei ihm wie Kastor und Pollux immer beisammen waren und ihm auch in der That Halbgötter zu sein dünkten; denn sie waren ihm, weniger feierlich ausgedrückt, Kopf und Schwanz jeder Unterhaltung und schienen ihm das einzig Zutreffende, um seine natürlich immer gewichtigen Gedanken ganz akurat auszudrücken. Auch waren sie vorzüglich dazu geeignet, jegliche etwa durch das Stocken der Unterhaltung entstandene Gedankenleere in luftigem Bogen weithin zu überbrücken. Das waren nämlich die zwei Worte: großartig und kolossal.

Wenn er jetzt sein Haupt stille nach rechts und links wiegte und es im Vollgefühl seiner Gewichtigkeit nickend nach vorn sinken ließ, sodaß seine gläsernen Augen ganz von selbst sein Weinglas trafen, so schien er nur zu warten, bis er Gelegenheit bekäme, die ganze Fülle dieser zwei kenntnisschweren Worte über andere Wißbegierige auszugießen. Denn bis jetzt hatte

er noch nichts, rein gar nichts über die Lippen gebracht, — heißt das, noch kein Wort. Sein Schweigen war vielmehr lange Zeit — sagen wir in seinem Sinne kurzweg: selbst großartig und kolossal.

Nach einer halben Stunde trat ein großer, hagerer, junger Mann ein mit langen Armen und einem sehr niederen Spazierstock. Sein Gang war etwas fahrlässig-eilig, seine Haltung sehr bequem, die große Gestalt hing ziemlich nach vorne, er hatte glattliegende blonde Haare, das Gesicht war fast bartlos; der Ausdruck desselben wäre nicht unangenehm gewesen, wenn nicht seine Augen, welche aus ihren stark ausgebogenen Höhlen ganz freundlich und hell herausblicken konnten, gleichwohl viel launenhaftes Wesen verraten hätten, das, wenn ihn die böse Laune einmal faßte, oft auch in streng abstoßende Manieren übergehen konnte.

Kaum saß er bei dem kleinen dicken Samtrock, so trat, offenbar von beiden bestimmt erwartet und befriedigt empfangen, ein Mann von mittelgroßer, gedrungener Gestalt ein, eine kräftige Figur mit strammer Haltung, mit einem angenehm-ernsten Ausdruck im Gesicht, der Mund durch einen sehr starken, schwarzen Schnurrbart überschattet, welcher zu den schwarzen Augen mit den starken Augenbrauen und zu dem ganz schwarzen, krausen Haar harmonisch stimmte.

Er setzte sich zu den beiden, der dritte im Bunde, wie man bei der einfachen Begrüßung der drei unter-

einander sogleich sah, obwohl der ernste Ausdruck dieser in sich geschlossenen wirklichen Mannesnatur auf den ersten Blick Zweifel aufkommen ließ, ob denn dieser Mann mit den beiden anderen auch so ganz und gar harmoniere; und doch war das allem Anschein nach der Fall.

Er sprach zwar wenig. Die Unterhaltung führte der Blonde, wenn man nicht sagen will, daß der kleine dicke Samtrock sie mit seinen gewichtigen Worten beherrschte. Es war vormittags elf Uhr, gerade die richtige Weinstunde für Leute, welche die Arbeit nicht allzu ernst nehmen.

„Nun, wie war's?“ begann der Blonde.

„Großartig! Groß-ar-tig!“ antwortete der Samtrock.

„Nun also?“

„Kolossal, ganz kolossal!“ war die gerührte Antwort.

„Also! Los denn!“ erwiderte der Blonde etwas launisch.

„Ich sage Euch, ganz großartig, ganz ko-los-sal!“ gab der Samtrock, im tiefsten Gefühle schwelgend, von sich.

Der schwarze Schnurrbart zuckte jetzt ein wenig. Der Blonde aber wurde wirklich ungeduldig.

„So erzähle doch endlich!“ rückte er ihm näher.

„Also ich war in der Hauptstadt,“ begann jetzt der kleine dicke Samtrock; — „es war großartig, alles war auf den Beinen, alles! natürlich viele saßen auch, auf

Kandelabern, auf Mauergesimsen, auf Fensterstöcken, bis in den dritten und vierten, ja fünften und sechsten Stock, u. s. w. u. s. w., ganz kolossal. Die Bahnhöfe waren viel zu voll, es war ganz großartig. Man wartete stundenlang, oft schrie alles Hoch, es war ganz großartig. Aber es war nichts, es war nur blinder Lärm. Dann wurde wieder gelacht, ganz kolossal gelacht. Endlich kam er doch, vom Bahnhof dahergefahren. Eine kolossale Menge Menschen begleitete den Wagen des Präsidenten. Als er vorüberfuhr, war das Gedränge wirklich großartig, nein, wirklich großartig, ganz kolossal. Dann fuhr er also weiter und in das Präsidentengebäude, natürlich ich nach, was ich laufen konnte, und mir nach wieder andere, u. s. w. u. s. w, ganz großartig. Vor der Präsidentenwohnung pflanzte ich mich wieder auf, da standen aber schon Tausende, welche dort warteten. Es war wieder großartig dort. Alles wollte ihn sehen und etwas hören. Er kam auch auf den Balkon und grüßte die Menge, da jubelte alles und zwar wirklich großartig. Er machte eine Bewegung mit der Hand, — so oder etwa so, — oder nein, so machte er, — da hieß es: ‚Bst, bst!‘ und allmählich wurde alles still. Einige merkten es zwar nicht und schrieen weiter, ich natürlich auch, da stampften die Vorderen mit den Füßen und schrieen: ‚Maul halten! Er will reden,‘ und nun schwieg alles, ich natürlich auch. Ich sage Euch, das war großartig, diese Stille

jetzt. Dann rief er laut, d. h. so laut er eben reden konnte: ‚Bürger der Hauptstadt! Ich bin zurück vom Besuch des Weltregenten! Volk der Franzosen! Der Weltregent sendet Euch durch mich seinen Gruß!‘ Aber nun, das hättet Ihr sehen sollen, oder vielmehr hören sollen. Man umarmte einander, man küßte sich, man weinte, viele schrieen laut vor Jubel: ‚Präsident hoch! Weltregent hoch!‘ alles durcheinander, alles eine Begeisterung. Ja, das war eine Begeisterung, ganz kolossal, einfach großartig!“

Das Gesicht des Blonden hatte sich mehr und mehr aufgeheitert; aber auch der schwarze Schnurrbart nahm den Ausdruck behaglicher Freundlichkeit an.

Der schwarze Schnurrbart klopfte mit der feinen Hand etwas auf den Tisch und sagte befriedigt: „Und das *ist* auch großartig!“

Tiefgerührt und hochbefriedigt darüber, ein solches Verständnis für seine Ideen gefunden zu haben, erhob der Samtrock sein Glas, stieß mit dem schwarzen Schnurrbart an und sagte: „Auf's Wohl unsres Präsidenten, Karl!“ und dann zum Blonden: „Auf's Wohl, Eugen!“

„Auf's Wohl des Präsidenten!“ erwiderte Karl, anstoßend und trinkend.

„Und des Weltregenten!“ setzte Eugen hinzu.

Alle drei stießen wiederholt an und tranken.

„Franz! Da hast Du wirklich etwas Schönes ge-



6. Seite 166.

Der kleine dicke Samtrock erhob sein Glas: „Auf's Wohl des Präsidenten, Karl!“ — „Und des Weltregenten!“ setzte Eugen hinzu.



sehen!" sagte Eugen, der Blonde, als sie ihre Gläser wieder abgesetzt hatten.

Der Samtrock schwieg vor Rührung über seinen gestrigen und heutigen Erfolg, still ins Glas nickend; nur sagte er, den Kopf seitwärts neigend und das Glas zwischen den Fingern abwärts streichend: „Großartig schön! Kolossal!"

„Das sind Männer, die man brauchen kann heutigen Tages!" setzte Eugen, der Blonde, hinzu.

„Ja, ein Mann ist er, der Weltregent, das muß man sagen, — er weiß es anzufassen!" sagte Karl, der schwarze Schnurrbart.

„Und doch giebt es noch Kerle, welche ihn nicht gelten lassen wollen!" stieß Eugen empört heraus, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Hauen sollte man diese Kerle, hauen, ganz kolossal durchhauen," erwiderte jetzt pustend und fauchend, wie ein altes Dampfroß vergangener Zeiten, der entrüstete Samtrock auf der Höhe der Idee.

„Hauen und niederschießen, samt und sonders!" ergänzte der Blonde.

Franz, der Samtrock, war jetzt auf's Höchste befriedigt über seinen immer größeren Erzähler-Erfolgen. Es gab ihm das Frische und Leben, er war jetzt ganz in seinem Element. Ich will nicht sagen, daß er nun neue, großartige Ideen entwickelt hätte, aber er war doch sehr glücklich im Kreislauf seiner Ideen.

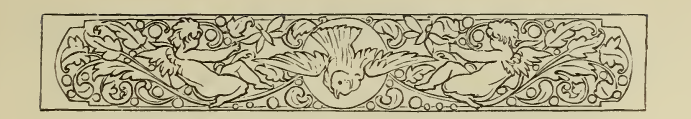
Wenn er seine zwei Hauptworte anwandte, glaubte er jedesmal große Erfolge zu erzielen; die Eintönigkeit war freilich auch oft kolossal; denn wenn er so ein Wort ausgesprochen hatte, war vielfach seine Geistesabwesenheit wirklich großartig, so daß er in seinem Gedankengang absolut nimmer weiter zu bringen war. Dann wurde er selbst dem Langweiligen langweilig. Ein so großes Ereignis jedoch wie das gestern in der Hauptstadt erlebte, von dem er heute Nacht wieder viel geträumt, aber gut ausgeschlafen hatte, genügte, ihn zu solch' umfassender Benützung seines zweispurigen Wortreichtums zu veranlassen, daß er diesmal doch wirklich guten Erfolg hatte, und — nach seiner Meinung wenigstens — wesentlich dadurch, daß er es nicht unterlassen hatte, seine zwei gewichtigen Worte mit immer neuer Weisheit stets am rechten Platze beleuchtend anzubringen. Im übrigen ging die Unterhaltung von jetzt ab immer in der Runde um, nicht daß alle gleich eifrig weiter gesprochen hätten, überhaupt nicht daß mehr viel Neues gesprochen worden wäre, das Dreieck von Freunden bewegte sich vielmehr so ziemlich im Kreise ein und derselben längst besprochenen Sache, aber das war ja auch übergenug; denn das Erlebte und Gehörte war ja auch etwas ganz Großartiges und Kolossales.

*   *

Inzwischen verließen zwei Männer im Hintergrund des Zimmers das Lokal. Sie waren mit ihrer Arbeit ganz oder so gut wie ganz unbemerkt geblieben; sie waren in den stillen Morgenstunden damit beschäftigt gewesen, einige schwere Möbel der Weinstube abzureiben und frisch zu polieren. Diese Arbeit geschah mit rüstiger Emsigkeit, aber auch mit großer Pünktlichkeit, und hatte länger gedauert, als sie selbst geglaubt hatten. Erst jetzt fanden sie alles gut und machten sich fertig, zu gehen. Kaum bemerkt verließen sie den behaglich düstern Raum der etwas niederen Weinstube, welche die Ecke der Hauptstraße bildete, gerade mit dem Blick auf die steinere Brücke hinaus.







II. Kapitel.

Zwei Freunde.

Motto:
Verrat und Argwohn lauscht an allen Ecken,
Bis in das Innerste der Häuser dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät' es not,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.
Schiller, Tell.

Die beiden Handwerker gingen über die Brücke, der äußeren Stadt zu. Sobald sie für sich waren, begann das Gespräch.

„Hast Du's gehört?" sagte der eine zum andern.

„Nur zu gut!" erwiderte dieser.

„Was für ein leeres Geschwätz wieder! Die Menge weiß doch nur zu gaffen und anzustaunen, weiter nichts!"

„Und auf Christenleute zu schimpfen, das geht auch noch."

„Und das gilt etwas!"

„Und wird uns noch etwas wissen lassen!"

„Ich fürchte auch; — es ist böse Zeit."

„Mir hat man schon gekündigt; solche Leute behalte er nicht, sagte unser Geschäftsherr gestern zu mir."

„Also ist es wahr geworden?"

„Ja, leider! Und nimm Dich nur in acht, heute mir, morgen Dir! Er kennt uns schon und unsere Freundschaft zu einander wohl auch."

„Er wird aber doch einen Unterschied machen?"

„Den gönne ich Dir, aber ich glaube nicht dran. Du stehst ihm höher, — das weiß ich wohl, — und mit Recht, ich erkenne das neidlos an; aber es kommt auch an Dich! Die Erregung der Bevölkerung wird ja immer größer. Seit die Zeitungsnachrichten von den Absichten des Weltregenten erzählen, fährt es in die Menge, daß es mir graust."

„Es ist wahr, und es geht eine Hetze los, als wären wir Übelthäter."

„Was haben wir denn Böses gethan? Unsern Glauben haben wir behalten und wollen ihn behalten, das ist das ganze Unrecht."

„Ja, — je und je hätte man es allerdings mehr in der Stille thun können. Es fiel auch manches herbe

Wort über den herrschenden Geist und die regierende Gewalt, und das erbitterte."

„Soll man nicht seinen Glauben bekennen?"

„Wohl! Aber es wirkte oft wie eine Herausforderung, und das mußte nicht immer geschehen."

„Wenn einem aber einmal der heilige Zorn kommt über solchem Unwesen, — wer kann da schweigen? Sie beten ihn ja an, den Weltregenten! Wer kann bei dieser Menschenvergötterung stille zusehen, ohne dagegen zu zeugen?"

„Gewiß, aber laß auch darin Gott, was Gottes ist! ‚die Rache ist mein!' spricht der Herr, ‚ich will vergelten!'"

„Es ist oft auch schwer, stille sein, wenn man immer gereizt und verspottet wird."

„Das gebe ich zu, und ich will nicht besser sein als Du; das fällt mir gar nicht ein; heute Dir, morgen mir, Du wirst ja recht damit haben. Wer weiß, ob es nicht das beste wäre, ich ginge gleich mit. Ziehen läßt man mich auch morgen schon, wenn ich heute noch kündige. Das glaube ich selbst. Denn bekannt bin ich ja auch dafür, daß mir der Weltregent nichts gilt und daß ich diese ganze große Verführung mit Grauen betrachte. Was wird es noch werden? Die Menschen taumeln ja, sie sind ganz trunken, es ist ein wahrer Wahnsinn von Irreligiosität und Menschenvergötterung zugleich."

„Und über was für einen Menschen vollends! Es ist ja grauenvoll!“

„Still davon! Es geht jemand vorüber, und es ist schon nicht gut, daß man uns wieder beisammenstehen sieht! Lebe wohl! Wir sehen uns morgen wieder. — Ich gehe, zu kündigen. Hier am Ort ist es auch für mich nimmer lang auszuhalten, warum sollten wir uns trennen? Für heute also lebe wohl! Auf Wiedersehen morgen oder noch heute abend!“

„Auf Wiedersehen, Gott helfe uns!“





III. Kapitel.

Eine ernste Entscheidung.

Motto:
Sieh an mein qualvoll Schwanken!
Geibel.

Der jüngere der beiden Männer ging raschen Schrittes seinen Weg, der ältere bog langsam in eine andere Straße ein. Hier kam er bald an eine der öffentlichen Anlagen und setzte sich auf eine Bank. Er sah sich zunächst um, wer in der Nähe sei. Er sah aber nur da und dort einige Arbeiter, welche das ihnen zugebrachte Mittagsmahl meist einsam und schweigend verzehrten. Da war ein alter Vater, der immerhin zwischen hinein mit seinem Töchterchen sprach, welches

ihm das Essen hierher gebracht hatte; dort ein junger Mann, neben welchem, die Hände auf den Knieen, sein junges Weib saß, gerne ausruhend und ruhig befriedigt zusehend, wie ihrem geliebten Mann das Essen schmeckte, das sie ihm soeben zugetragen hatte. Auf der anderen Seite saßen und lagen auf zwei Bänken mehrere junge Arbeiter, einige lachten und scherzten mit einander, einige waren auch sehr übel gelaunt und verdrossen. Zwei schliefen, ob von Nachtarbeit oder von Arbeitsübermüdung oder in verlotterter Kraft, konnte man ihnen ja jetzt nicht ansehen. Bald standen aber die ersteren auf, offenbar, um jetzt erst zum Essen zu gehen. Als sie an ihm vorüber kamen, sahen sie ihn an, als wollten sie ihn einladen, mit ihnen zu kommen. Aber er wich ihren Blicken aus und setzte sich, wie um weiter auszuruhen, anders zurecht.

Er mochte heute am allerwenigsten in das öffentliche Speisehaus. Lieber wollte er die Gesellschaft anderer Menschen heute ganz meiden, als in ein unliebsames Gespräch verwickelt werden. So zog er denn etwas Brot und Wurst aus der Tasche, was er sich vorhin gekauft hatte, und gedachte die Mittagsstunde hier zuzubringen, um, wenn möglich, heute mittag so schnell als irgend thunlich bei dem Herrn vorzukommen und seine Abmeldung anbringen zu können. Denn es konnte ja auch nicht sein, daß man ihn sogleich entließe, und dann hätte der arme Freund keine Hilfe an ihm und

müßte allein seiner Wege ziehen; — ob sie sich dann nachher wiederfinden am dritten oder vierten Ort, das war doch sehr die Frage. Inzwischen aber etwa daheim bleiben und warten, bis sie beide mit einander auf die Wanderschaft gehen könnten, das wollte der andere sicher nicht; so kannte er ihn und seine Familienverhältnisse schon.

Er sann darüber nach. „Mein lieber Freund ist eben auch etwas stürmisch," sagte er zu sich selbst. „Nur immer alles heraussagen, nur nie schweigen können, nur nichts auf sich sitzen lassen! Und immer entschuldigt er es, — er wolle wahr sein, sagt er, er wolle nicht feig erscheinen, man müsse auch seinen Glauben bekennen u. s. w. Es ist ja wahr, er ist ein durch und durch edler Mensch, ein frommer Mensch, er meint es treu und gut und wäre imstand, sein Leben zu lassen für seinen Glauben, — aber hat es denn diesmal sein müssen, diesmal gerade oder jetzt schon? — Wie wäre es, wenn ich für ihn bitten würde, man möge ihn noch behalten, er sei ja ein guter Arbeiter, er wäre niemals imstand, dem Geschäft zu schaden, man könnte ihn jahraus jahrein allein und ohne Aufsicht arbeiten lassen, in einen Goldhaufen könnte man ihn hineinsetzen, so durch und durch ehrlich sei er. Gewiß, das wird ziehen! Sie behalten ihn, sie sind nachher wieder froh an ihm und jedenfalls froh daran, wenn ich nicht auch gehe, denn um viel Wechsel ist es ihnen in der gegenwärtigen

Zeit auch nicht zu thun. — Aber ob? wer weiß das gewiß? die Laune, die böse Laune des Herrn! wer weiß, wie ich ihn heute treffe? Es kommt ja ganz darauf an. — Es wird nicht gehen, ich muß eben doch auch kündigen! Verlassen kann ich ihn nicht. Wüßte er es, daß ichs um deswillen thue, so würde er es nicht dulden, der edle Mensch, der nie sein eigenes sucht; aber allein darf er mir nicht ziehen, das steht fest!"

So kämpfte es in ihm; sein Mittagsmahl war bald vorüber; es drückte ihn nicht, denn viel war es heute nicht. Das wäre auch nicht gut gewesen; denn es drückte ihn ja anderes, ganz anderes, jetzt genug!

Er war zu verständig, als daß er einen solchen Wechsel hätte leicht nehmen mögen, wie das andere oft thaten, meinend, sie seien Männer, wenn sie trotzig davonlaufen und nach vierzehn Tagen wieder bittend daherkommen, wie wetterwendische Kinder, um den gleichen Platz wieder zu suchen, den sie trotzig verlassen hatten, als wären sie selbst die Herren in der weiten Welt. Die Welt ist ja weit, weglaufen konnte jeder; aber die Arbeitsnöten und der Hunger machten die weite Welt oft zu einer brennenden Prärie, aus welcher sich auch die Wilden gern wieder flüchteten und dankbar ihr altes verachtetes Nest wieder suchten, wenn es nur überhaupt noch zu finden oder zu besetzen war.

Unter solche zählte sein lieber Freund ja nicht. Im Gegenteil, er war treu gegen Gott und treu gegen

Menschen, und es hätte ihn keine Arbeitsüberbürdung, selbst kein kärglicher Lohn, (obschon er Besseres suchte und Höheres erstrebte,) je weggetrieben. Was ihn wegtrieb, war einzig und allein etwas Innerliches, Geistiges, — die Überzeugung, sein Glaube. Er konnte es oft nicht mehr ertragen, immer verspottet zu werden; und vollends unerträglich war es ihm, nicht etwa nur sich für seine Person, sondern seine Glaubensüberzeugung selber angegriffen zu sehen, das geschmäht zu wissen, was ihm das einzige Feste und Sichere, das einzig Große und Kostbare in der unbeständigen wertlosen Welt zu sein schien; — den allerhöchsten Namen, den menschliche Lippen nennen können, von der Masse total vergessen und verlassen, von anderen aber, welche mit ihm darüber zusammenstießen, so verachtet und geschmäht zu wissen, wie sonst nichts in der Welt, — das, das war ihm ein Brand im Herzen, ein Riß durch die Seele, es war ihm eine Kränkung seines innersten Gemütes, ein nagender Wurm bei Tag und Nacht.

Er allein, der ältere Freund, hatte ganz dieselben Gesinnungen, auch dasselbe Weh im Gemüte; aber er war nicht so persönlich gekränkt dadurch, nicht so aufgeregt. Nun ja, er hatte es auch leichter. Sein Bruder ließ ihn gewähren und andere Verwandte waren ihm nicht nahe, beide Eltern aber tot; der junge Freund dagegen war bedrängt in der eigenen Familie, von den eigenen Geschwistern. Da wurde gelacht und gescherzt,

gestichelt und gebissen, geschimpft und beleidigt, gehaßt und verfolgt. In einem Stall giebt es unter zehn immer auch ein paar bissige, unruhige, böse Tiere, aber immer doch nur ein paar, oder vielleicht nur eines, und man kann sich ihrer schließlich erwehren, man bindet sie an, man stellt sie besonders. Aber Menschen, — Menschen! Nein! wenn Menschen einander einmal plagen wollen, dann sind sie Teufel und treiben es teufelmäßig. — Und in Glaubenssachen gar! O da giebt es ein goldenes Wort: Gewissensfreiheit! ein schönes Wort: Toleranz! Wenn aber das aufgerissene Maul eines Spötters von diesen beiden redet, so meint er, er dürfe eine Rute, eine Geißel, und wenn es ihm, dem Toleranten, beliebe, auch eine Folter daraus machen für seinen stillen, bescheidenen, zurücktretenden Bruder. So ist es in der Welt, in der weiten Welt ist es so. Ob das nicht verkehrte Welt ist? Ob das Toleranz ist? So war es aber von jeher in der Welt, und die Jahrhunderte der Aufklärung haben es um nichts besser gemacht. —

Aber was sollte er nun thun? Wie sollte er es recht machen? In der That, er wußte es immer noch nicht. Als die Zeit des nachmittäglichen Arbeitsbeginnes vollends herankam, da machte er sich auf, er verließ seine Bank, übrigens langsam genug, recht langsam. Nicht geraden Wegs ging er seiner Arbeitsstätte zu, sondern auf allerlei Umwegen, einerseits um nicht sozusagen

mit dem Strom zu schwimmen, wenn jetzt die Massen der Arbeiter denselben Weg gingen, wobei sich ja leicht einer oder der andere an ihn hängen und vielleicht durch irgend ein unliebsames Gespräch ihn lästig stören könnte; auf der anderen Seite mochte er jetzt auch nicht durch Einschlagen einer dem Strom entgegengesetzten Richtung gegen den Strom schwimmen und sich dabei von jedermann ins Gesicht sehen lassen. Ein unentschlossenes Gesicht ist zwar nach außen oft das rätselhafteste, oft so sehr, daß kein Mensch daraus irgend etwas erraten kann, nicht einmal die Unentschlossenheit selber; es gleicht einem Haus, in welchem alle Fenstervorhänge heruntergelassen, alle Thüren und Läden fest verschlossen sind, und wer nicht vorher schon damit bekannt ist, weiß jetzt nicht, ist das Haus verlassen oder ist es verkauft, ist Verarmung an diesem Zustand schuld und kommt Gant, — oder ist der Grund am Ende gar das Gegenteil, indem der reiche Besitzer mit Frau und Kind, mit Troß und Dienerschaft verreist und in die weite Welt hinausgezogen ist. Ja, er hätte es sich auch nicht ansehen lassen mögen, was da drinnen in ihm vorgehe, aber arm und im Gedränge, fast gar verlassen und verkauft kam er sich doch vor, äußerlich wenigstens, wenn ihn auch je und je ein Gefühl ermutigte, daß er doch innerlich reich sei, reich und glücklich, vielleicht schließlich reicher und innerlich glücklicher, als viele andere in großen, reichen Häusern. Freilich unentschlossen war

er, recht sehr unentschlossen, und als er schließlich durch einige Winkelgäßchen und Nebenplätze an seine Fabrik kam und hinten womöglich ungesehen hereinschlüpfte, da klopfte ihm doch das Herz, denn jetzt, jetzt mußte irgend etwas geschehen. „Geschehen!“ Wenn man doch nur immer alles „geschehen“ lassen könnte! Wenn man doch nicht oft gerade in den wichtigsten Fällen des Lebens sich selbst entscheiden, offen reden, frei handeln müßte! Wenn es doch nur nicht so schwer wäre, in bedrängter Lage zu handeln, oft sogar schwer, auch nur ein Wort zu reden, ja nur innerlich sich zu entscheiden! Aber es ist so. Und doch, — kommt dann der Augenblick, so schiebt man nicht bloß, sondern man wird geschoben, man treibt nicht bloß, sondern man wird getrieben, ein unbestimmtes Etwas giebt den Ausschlag, man weiß oft selber nicht, ist es ein „Will“ oder ist es ein „Muß,“ ist es das eigene Ich in uns oder ist es irgend eine Macht außer uns.

Wie es auch zuging, — an seinen Arbeitsplatz kam er jetzt nicht, auf einmal stand er im Comptoir, und wie er einmal drinnen war, da wurde er erst recht geschoben. Da ging es ja zuerst durch die verschiedenen äußeren Räume, Ausstellungsräume, Musterlagerräume hindurch, da gab es kein Stehenbleiben, sonst hätte es geheißen: „Was thun Sie da, was wollen Sie?“ Jetzt gings zu den Buchhaltern hinein und rechts oben an einem etwas in der Ecke stehenden Pult vorüber, und

hier saß — sein Bruder! Derselbe grüßte ihn sehr freundlich, aber stille, durchaus nicht etwa förmlich und geschäftlich, aber eilig und geschäftig. Denn er war sehr fleißig und mußte auch ein gutes Beispiel geben, wollte und sollte nicht parteiisch erscheinen, — und so verzögerte unser Freund an diesem Platze vorbei wohl seine Schritte ein ganz klein wenig, aber doch nur ein ganz klein wenig; ihm ging es viel zu schnell, er hätte so gerne etwas gesagt, aber das war rein nicht zu machen. Die Thüre zum Prokuristen stand ja offen, und die Arbeitszeit hatte kaum begonnen; der erste Buchhalter, sein Bruder, mußte das beste Beispiel geben, und in diesen Räumen konnte am allerwenigsten ein Arbeiter stehen bleiben oder gar schwatzen. So ging er denn durch, zum ersten Prokuristen hinein, der sagte nur: „Zum Herrn?“ und er seinerseits nur: „Ja, zum Herrn!“ und ging an die letzte Thüre, — die war zu. Es war nämlich eine eigentümliche Sitte im Haus; der Herr des Geschäfts war nicht viel im Verkehr mit den Arbeitern, aber er verlangte, daß jeder Arbeitsaustritt immer zuerst bei ihm direkt gemeldet werden solle. Er hatte so seine Gründe; ein paarmal war es ihm so vorgekommen, als könnte da vieles verhütet oder besser gemacht werden. Ob wirklich auf diese Weise etwas besser gemacht oder vieles verhütet werde, war ja eine Frage, aber er meinte es nun einmal, darum war es im besten Meinen von ihm so geordnet. Daher nur die

kurze Frage des Prokuristen und die kurze Antwort des Arbeiters. Man wußte ja hier jedenfalls schon: ein Arbeiter kommt nicht ohne weiteres so direkt herein, wenn es nicht eben ein ganz bestimmter Grund ist, der ihn treibt. Hätte es sich jetzt geschickt, daß er noch einmal zurücksehe, so hätte er gesehen, daß sein geliebter Bruder von seinem Pulte sorglich aufschaute, als er an der letzten, geschlossenen Thüre ankam. So aber sah er nichts, sondern er hörte nur, — oder vielmehr er horchte auf sein Anklopfen; das Ohr ganz nahe an die Thüre haltend, horchte er, ob „herein!" gerufen werde. Fast wäre er zu frühe eingetreten, denn sein Herz klopfte auch, und das verwirrte ihn, vielleicht verwechselte er es mit seinem Klopfen und meinte, er habe schon öfter geklopft und es sei vielleicht schon „herein!" gerufen worden. Jedenfalls rief jetzt wirklich drinnen eine kräfige Befehlsstimme: „Herein!" und — drinnen war er in einem Augenblick. —

„Was wollen Sie?"

„Ich habe kündigen wollen."

„Wie heißen Sie? Ach, Sie sind Brünné, nicht wahr?"

„Ja, ich heiße Leon Brünné."

„Und was ist Ihr Begehr?"

„Kündigen habe ich wollen."

„Nun, und was ist der Grund?"

„Herr Pilsen, ich will es offen sagen. . . ."

„Nur heraus damit!“ sagte Herr Pilsen gemessen-freundlich.

„Meinem Freund ist gekündigt und da möchte ich auch gehen.“

„Nun?“ antwortete Herr Pilsen etwas kurz.

„Sie dürfen nicht meinen, es geschehe aus Trotz oder so etwas, — gewiß nicht, sondern nur aus Mitleid.“

„Was tausend!“ war Herr Pilsens ironische Antwort.

„Ich meine, aus Mitleid mit meinem Freund.“

„Sie meinen den, dem wir gestern gekündigt haben?“

„Ja.“

„Nun, der ist Ihr Freund und Sie der seine?“

„Ja, Herr Pilsen.“

„Und das ist Matthi, der Hitzkopf? Solche Leute können wir nicht behalten. Sie werden zu unangenehm. Sie wissen doch, wie die Zeiten sind. Da hat man nur Belästigungen. Ich hoffe, Sie werden anders denken als er, aber warum sind Sie dann sein Freund?“

„Einmal verdient er meine Freundschaft, Herr Pilsen, und dann denke ich gerade so wie er.“

„Gerade so?“ frug Herr Pilsen ärgerlich und befremdet.

„Ja wohl. Warum nicht, Herr Pilsen? das sind Glaubenssachen . . . . . .“

„Ach, Glaubenssachen! Ansichten sind's, Ansichten, und was für —!“ rief er ärgerlich. „Doch das geht

mich nichts an. Ja also, ich kann nur sagen, es thut mir leid, aber halten will ich Sie nicht. Ich habe nicht gewußt, ... doch ja, es fällt mir ein, es ist schon einmal die Rede davon gewesen, daß Sie auch so einer sind. Guter Freund, nehmen Sie einen guten Rat an und nehmen Sie sich in acht; lassen Sie diese sonderbaren Sachen; das muß nicht sein! Es muß nicht sein, daß man sich unbrauchbar macht fürs praktische Leben! Aber ich will Sie nicht beeinflussen. Wenn Sie gehen wollen, so gehen Sie eben. — Melden Sie sich eben draußen, sagen Sie es zuerst dem Herrn Prokuristen. Adieu!" sagte er geschäftlich, wenn auch eher mißgestimmt, als wirklich unfreundlich.

„Leben Sie wohl, Herr Pilsen!" Leon ging, die Thüre schloß sich hinter ihm, oder vielmehr er schloß sie selber; Herr Pilsen war schon wieder an seinem Platz, über welchen er aber noch einen Blick zur Thüre warf und, um das unbefangen thun zu können, sein Tintenzeug oben auf dem Pult zurechtrückte. —

Leon Brünné stand jetzt vor dem Prokuristen.

„Herr Simon, ich soll Ihnen sagen, daß ich gehen will; ich habe gekündigt."

Herr Simon, der Prokurist, sah ihn etwas verwundert an. „Sie gekündigt? sind Sie erst eine Woche hier im Geschäft? was giebts denn?!"

„Es ist mir leid, aber es geht nicht anders."

„Nun?"

„Mein Freund Matthi geht, so will ich auch gehen.“

„Ja, der wird gegangen,“ sagte der Prokurist halb ärgerlich, „aber Sie?“

„Ich kann und will ihn nicht verlassen, er ist mein lieber Freund und er verdient Freundschaft.“

„Aber nicht von Ihnen!“

„Doch, Herr Simon, — daß ichs kurz sage, wir sind ganz einer Gesinnung.“

Der Prokurist sah ihn von oben bis unten an, als wollte er die Gesinnung, dieses unerklärliche Ding von Gesinnung — sehen, riechen, fühlen, betasten.

Es gab eine peinliche Pause, keiner von beiden Teilen wollte über „Gesinnung“ jetzt weiter reden. Leon sah selbst ein und war von jeher der Meinung, daß es sich nicht immer paßt, von dergleichen Dingen zu reden. Und der Prokurist war wohl der Meinung, daß das jedenfalls jetzt ins Geschäft durchaus nicht passe. Was gehört zu einem Geschäft? Fleiß, schöne Handschrift, praktisches Wesen, gute Kenntnisse, gute Manieren, natürlich auch vor allem Solidität, — aber doch nicht „Gesinnung!“ Doch nein, ernstlich nein! Da hätten wir dem Herrn Prokuristen Simon Unrecht, bitter Unrecht gethan. Er war selbst ein Mann von edler, durchaus edler Gesinnung. Nur meinte er, ‚es kann jetzt nicht davon geredet werden; das gehört doch jedenfalls nicht ins Geschäft. Hier ist die Arbeit und nur die Arbeit und die Pflicht; lassen wir also Sachen weg, welche aufhalten

und zu weit führen,‘ dachte er. Im übrigen war er viel zu gerecht, als daß er eines Mannes Überzeugung hätte nahetreten oder sie beeinflussen mögen. Er war ein Deutscher von Geburt, erst wenige Jahre da, aber allgemein geachtet und besonders von seinem Chef sehr wertgehalten, weil durch und durch zuverlässig, energisch, umsichtig, praktisch, gewandt, — in der That, das große Ganze hatte an ihm die stärkste Stütze, die beste Kraft, er füllte seinen Platz aus und er verdiente den ersten Platz. Er war im Grund genommen noch jung, unverheiratet, er hätte vielleicht heiraten können, — doch lassen wir dieses bekannte Thema. Aber er hatte also Gesinnung, eine wirklich ernsthafte, edle Gesinnung, er war Gemütsmensch durch und durch, nur sah man es ihm im Geschäft natürlich nicht so leicht an.

Doch ewig kann man nicht vor einander stehen bleiben und einander anschauen. Nun, es dauerte auch nicht ewig, es war nur eine Pause, wenn schon Leon so etwas verspürte, als wäre es eine halbe Ewigkeit, — und doch wieder viel zu kurz für eine solche Entscheidung. Denn es war jedenfalls eine sehr ernste Entscheidung.

„Haben Sie Herrn Pilsen Ihre Gründe gesagt?“ fragte jetzt Herr Simon.

„Ja, ich habe ihm alles gesagt.“

„Nun, dann ist es schon gut. Gehen Sie nun eben vorerst wieder an Ihre Arbeit.“

Damit entließ er ihn, und Leon Brünné (beiläufig gesagt, vom Urgroßvater her ein ursprünglich deutscher Name „Brunner",) ging an seinem Bruder vorbei, welcher ihn wieder fragend ansah, aber auch jetzt weiter nichts reden wollte, — und ging an seine Arbeit.

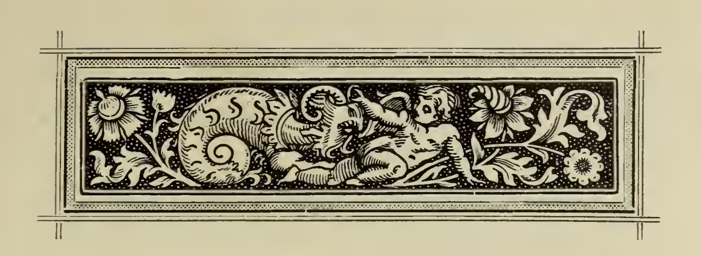
Ja, wenn das nur wahr wäre! aber wenn man so „an die Arbeit" geht, so giebt das eigentlich gerade das Gegenteil von Arbeit. Arbeit ist doch nicht bloß das, daß die Hände stoßen und schlagen, drücken und schieben, oder daß die Arme hin- und herfahren, bald auf und ab, bald vor- und rückwärts, und daß daraus eine Wirkung entsteht, welche man Hämmern und Feilen, oder Sägen und Hobeln nennt. Dieses langweilige Ding von Bewegung des Körpers und seiner Glieder ist doch nicht Arbeit, das sind doch nur Körperbewegungen, die man ja viel besser und gesünder, viel schöner und lustiger in Gottes freier Natur spazieren gehend machen könnte. Arbeit heißt doch vor allen Dingen Wollen und Denken, Aufpassen und Überlegen, Vorsehen und Nachsehen, mit einem Wort: vor allem Geist und Seele bewegen, nicht bloß den Körper, und wenn die Arbeit das nicht ist, so ist sie nichts, jedenfalls nicht wohlgethan, oder mindestens nicht befriedigend.

Er kam sich denn fast vor wie hinausgeworfen, so höflich man auch gegen ihn gewesen war. Er kam sich vor, wie wenn ihm die Thüre vor der Nase zugeworfen worden wäre, wenn schon er sie ja bei Herrn Pilsen

selbst zugemacht hatte und die anderen Thüren alle weit offen geblieben waren, — oder etwas königlicher ausgedrückt: er kam sich vor, wie wenn er die Schiffe hinter sich verbrannt hätte und stände nun am Ufer des unbekannten Landes, oder nein, wie wenn der arme Brünné von einer hohen Brücke herabgesprungen wäre und jetzt im Wasser läge, oder — meinetwegen wieder großartiger ausgedrückt, wie wenn er noch im weiten Ocean schwämme, im tiefen Wasser, zwar von der Salzflut getragen, aber von der Salzflut also, welche bekanntlich bitter ist, — und rein nicht wüßte, nach welcher Richtung hin er sich jetzt wenden wolle.

In der That, so geht die Arbeit schwer, sehr schwer von statten. Von statten geht sie gar nicht, vielleicht man „schafft wie ein Feind“ darauf los, wie man zu sagen pflegt, aber es ist absolut keine Befriedigung drin, und es will auch nicht recht gelingen. Doch es war jetzt einmal so, es ließ sich für jetzt nicht mehr ändern, — also nur immer zu, Leon, nur immer zu!





IV. Kapitel.

Was über ihn beschlossen wird.

Motto:
Glaub's nur, die Welt verzeiht dir nie,
Willst besser werden du als sie!

Inzwischen rief Herr Pilsen den Prokuristen zu sich herein, oder nein, wie er eben die elektrische Glocke greifen wollte, erhob er sich lieber vollends ganz und ging zu Herrn Simon hinaus. Zuerst lehnte er, mit langsamem Schritt durch's Zimmer gehend, dessen äußere Thüre ein wenig an, dann stemmte er beide offenen Hände nach hinten zu in die Seite, die Rockflügel damit einigermaßen zurückschiebend und stellte sich zu seinem Prokuristen. In solchen Augenblicken, allein

mit seinem geliebten Prokuristen, war er ganz gemütlich. Und diesmal wurde es eine längere Unterredung, als sie beide gemeint hatten.

„Nun, Herr Simon, Brünné will ja mit dem Matthi gehen. Das ist eigentlich eine recht dumme, unangenehme Geschichte."

„Allerdings, Herr Pilsen."

„Es ist recht ärgerlich! Dieser Leon Brünné, schon lange bei uns, der beste Arbeiter, wie man mir sagt, durch und durch zuverlässig, hält etwas auf Ehre, giebt ein gutes Beispiel, — alles wäre recht, und jetzt läuft er davon, mir nichts, dir nichts, für nichts und wieder nichts," — er lachte, — „das ist eigentlich so unnötig wie ein Kropf."

„Er aber hat, scheint es, den Kropf voll; man hat ihm seinen Freund beleidigt, darum will er mitgehen."

„Ach ja! Aber er sagte, er sei einer Gesinnung mit ihm. Sagen Sie doch, Herr Simon, was sind doch das für Leute? Was wollen sie denn eigentlich? Was machen sie für Geschichten!"

„Es sind religiöse Skrupel. Sie wollen den Weltregenten nicht gelten lassen und sind im stillen gegen die bestehende Gewalt überhaupt."

„Also eigentlich politische Skrupel? Dummheiten! — ‚den Weltregenten nicht gelten lassen!' Der wird viel nach ihnen fragen! Sie brauchen sich weder um religiöse noch um politische Skrupel zu kümmern."

„Herr Pilsen! ‚um politische‘ . . . . ja! Aber religiöse Skrupel, — das ist eine eigene Sache! Ich sage Ihnen, wenn das einmal in einem Menschen festsitzt, das ist nicht mehr herauszubringen. Damit ist vorsichtig umzugehen, sonst macht man aus übel nur ärger.“

Herr Pilsen lächelte und drohte mit dem Finger: „Na, Sie sind ein Deutscher, Sie sind aus dem Lande der Reformation. Ihr Deutsche seid von jeher Grübler gewesen, Grübler und Nörgler. Wir Franzosen sind da andere Leute. Was lauft, lauft; solche Dinge, welche ihren Weg gehen, die lassen wir gehen.“

Herr Simon hatte so seine Zweifel über dieses sehr allgemeine Urteil seines Chefs. Er sagte aber: „Jedenfalls sollen diese Leute die politischen Sachen anderen überlassen, wenn sie doch nun einmal ausdrücklich sonst ruhige, stille Leute sein wollen und sind.“

„Nun, das trifft aber auf den andern nicht gerade zu,“ sagte Herr Pilsen, — „das ist ein Hitzkopf, scheint es.“

„Es scheint so, es ist aber auch mit ihm nicht so schlimm, Herr Pilsen! Sie hänseln und verspotten ihn viel, in der Werkstätte und draußen. Und daheim soll er es auch nicht gerade gut haben; — da ist er eben gekränkt und gereizt. Das sollte ja nicht sein, aber im übrigen ist auch er in der That ein ruhiger, stiller Mensch.“

„Wie heißt er sonst eigentlich?“ frug Herr Pilsen.

„Matthi, — seinen Familiennamen weiß ich im Augenblick auch nicht; man sagt allgemein nur ‚Matthi‘ zu ihm. Weil er viel verspottet wird, so läuft es den Leuten besser, immer nur „Matthi“ zu rufen. Darum sagen wir auch so zu ihm. Er ist übrigens ein ganz gescheidter Mensch und wirklich ein braver Mann, Herr Pilsen!“

„Aber wir können solche Leute nicht brauchen, sie sind die Zielscheibe des allgemeinen Gesprächs und Ärgers. Mit einem besonderen Gesetz wurde schon einmal gedroht, und gewiß kommt noch eines, — da ist es sicherlich besser, wir haben solche Leute überhaupt nicht, als daß wir später, wenn es noch schlimmer mit ihnen wird, nur Widerwärtigkeiten mit ihnen bekommen.“

„Das ist richtig, Herr Pilsen, — und es wird so kommen.“

„Aber sagen Sie doch, Herr Simon, sagen Sie doch: Was wollen diese Leute denn eigentlich?“

„Was sie wollen? Ja, wie schon gesagt, der Weltregent ist ihnen ein Dorn im Auge, sie haben so ihre besonderen Gedanken über ihn.“

„Wie so?“

„Sie sagen, er sei der Antichrist,“ lächelte Herr Simon.

„Was heißt das, Sie halber Curé?“ (d. h. Pfarrer.)

„Nun, das bin ich nicht, — aber das Wort bedeutet, er sei insgeheim ein Feind der Religion, ein

Gegner des Christentums; eigentlich heißt es ‚Feind Christi‘, glaube ich.“

„Ich bitte Sie! In die Kirche kann doch jedermann, wer noch will; das schadet ja nichts und daran hindert auch kein Mensch, gewiß auch der Antichrist — will sagen: der Weltregent — nicht. Verzeihung! Mir ist dieser Name ganz fremd.“

„In unserer deutschen Heimat, Herr Pilsen, hat es von jeher Leute gegeben, welche sich mit diesem Begriff zu thun gemacht haben. Unser Doktor Luther hat vom Papsttum gemeint, es sei der Antichrist u. s. w. u. s. w.“

„Nun, Herr Simon, aber ich bitte Sie! da sehen Sie, da seid ihr Evangelischen, ihr Lutheraner, oder wie Ihr Euch nennt, uns Katholiken gegenüber doch sehr zurück. Wir sind nicht so intolerant, daß wir so etwas gegen andere Religionen, wollte sagen Konfessionen, aussprechen möchten.“

„Bitte, Herr Pilsen! das sagt heutzutage auch niemand mehr. Nur also die Idee gilt noch etwas bei vielen religiösen Leuten; man versteht eben, glaube ich, alles darunter, was gegen die Religion feindselig ist, oder was das Christentum bekämpft.“

„Mein Gott, Herr Simon! Das thut aber doch kein ordentlicher Mensch! Man läßt doch heutigen tages gern jedermann in Frieden, der andere in Frieden läßt!“

„Ja, ja!“ antwortete Herr Simon, — „schon recht, aber solchen Leuten gegenüber ist man doch eigentlich recht streng. Alles schimpft über sie, alles! Ich bin auch nicht dafür, daß man so viel Wesens macht von der Religion, aber manchmal ist es mir doch auch unangenehm, wenn es so gar arg über sie hergeht. Diese Christenleute sind doch nun einmal oft auch ganz brave Leute.“

„Aber sie sollen den Weltregenten in Ruhe lassen! Und das thun sie nicht! Überall hört man davon, ich versichere Sie. Überall sind sie die stillen Unzufriedenen! Auf allen meinen Reisen höre ich es. Ich kann Ihnen sagen, überall, in allen Ländern wird davon gesprochen! Das wird einem doch zu viel! Was thut ihnen denn der Weltregent? Jetzt wäre man so weit, daß endlich alles unter einem Hut wäre und die Völker Frieden und Ruhe hätten. Jetzt kann kein Ehrgeiziger mehr Krieg anfangen, und alle Völker mit ihren Präsidenten, oder was so heißt, sind fest verbunden und vereinigt unter dem einen Weltregenten, — das ist doch etwas Großes! Da sollen sie ihn in Ruhe lassen! Er thut ihnen ja auch nichts!“ ereiferte sich Herr Pilsen in großpatriotischen Wutgefühlen.

„Nun, Herr Pilsen, unter uns gesagt: — er kann sie auch nicht leiden! Am Anfang und noch vor drei Jahren etwa war es schon recht, da hieß es ‚Friede, Friede‘ und ‚allen Religionen Duldung, Glaubensfreiheit,

Gewissensfreiheit' u. s. w. Aber er ist doch offenbar sehr empfindlich, daß da Leute sind, welche ihn innerlich nicht anerkennen. Sie sagen, Herr Pilsen, sie sollen ihn in Ruhe lassen; ja, sie lassen ihn in Ruhe, sie mucksen sich ja nicht, sie thun ihm nichts, nur trauen sie ihm nicht; sie munkeln über ihn, aber ich versichere Sie, sie mucksen sich nicht!"

„Sie sollten es auch probieren! Potz tausend noch einmal!! Friede muß jetzt sein, — die Völker haben genug erlitten von den schrecklichen Kriegen und von den ewigen Kriegsrüstungen selbst in Friedenszeit! Herr Simon, ich bin doch ein guter Mann, das sagen Sie selbst, aber wenn es an das geht, dann kann ich ganz wild werden. Friede muß sein, Friede, sage ich! Es ist schon übergenug Blutvergießen und Krieg in der Welt gewesen! Es ist hohe Zeit, daß es jetzt endlich mit dem ewigen Frieden ernst wird und ernst bleibt. Wo soll es mit Handel und Verkehr hinkommen, so wie die Verhältnisse in der Welt nun einmal sind, wenn nicht Ruhe bleibt, Ruhe, sage ich!"

„Die fangen keinen Krieg an, Herr Pilsen, da stehe ich dafür!"

„Sie wissen auch nicht alles! Und jedenfalls: der Obrigkeit unterthan, das kann man verlangen, besonders von guten Christen! Wenn ich Weltregent wäre, ich sagen Ihnen, — wer mich nicht anerkennen würde, der sollte mir mucksen!"

Er sah aus wie ein Schlachtschwert; er nahm die Feder vom Ohr wie einen Spieß.

Herr Simon lächelte: „Herr Pilsen, diese Christen mucksen ja auch nicht, sie munkeln bloß.“

„Also, also! Und das sollen sie bleiben lassen! Bleiben sollen sie das lassen! Religion ist recht, aber das ist Politik, und das beides gehört nicht zusammen!“

„Herr Pilsen, verzeihen Sie, ganz läßt sich das nicht trennen; wenn ich einmal das und das glaube, also z. B. daß der Weltregent der Antichrist ist ....“

„Sie doch nicht! Um's Himmelswillen!“

„Ich sage ja nur so! Wenn man einmal glaubt, oder besser gesagt, der Meinung ist, daß der Weltregent der Antichrist sei, — man lehnt sich ja nicht gegen ihn auf, aber ....“ er zuckte die Achseln und wußte sich nicht recht auszudrücken.

„Nun! ‚Aber‘ ....?“

Jetzt hatte er das Wort —: „Herr Pilsen, — dann sind jedenfalls Gedanken zollfrei. Das muß sein, das muß sein! Das gehört zur Gewissensfreiheit und zur Toleranz. Bedenken Sie, wir hätten keine Freiheit in der Welt, wenn das nicht wäre.“

Herr Simon war ein Sohn seines Vaterlandes, er hatte seinerzeit Geschichte studiert und die Ideen der letzten Jahrhunderte alle eingesogen. Ob alle? — aber jedenfalls hatte er einen Hauch ihres Geistes verspürt.

„Und das mag ja doch wohl auch sein, Herr Pilsen,“ fuhr er fort, „daß der Weltregent allzu empfindlich ist; man sagt, er zeige neuerdings einen wahren Haß gegen alles, was Christentum heißt; und wissen Sie, wenn es an's Christentum geht, so geht es eigentlich an alle Religion überhaupt. Ich kann das nicht so erklären, aber ich habe so ein Gefühl davon, und Herr Pilsen, das wäre doch wirklich nicht gut.“

Herr Pilsen sagte: „Ja freilich, das wäre nicht gut. Aber so schlimm wird es auch nicht sein.“

Übrigens wurde er jetzt ruhig, nicht sowohl durch Herrn Simon's Beweisführungen, als vielmehr, weil einigermaßen geschlagen durch die Schlagwörter. Für Leute vom rechten Schlag sind ja Schlagwörter eigentlich nur Wörter, aber für flache Leute sind es wirkliche Schläge, wenn auch nur mit der flachen Klinge ausgeteilt, — immerhin wirksam genug, um dem oberflächlichen Gedankengang wieder neue Nahrung oder doch eine andere Richtung zu geben. So brach er denn ab und sagte: „Aber nun, was ist es mit unsern Leuten?“

Herr Simon besann sich ernstlich. Jetzt hatte eine andere Anschauung, eine billigere, gerechtere, in ihm auf einmal wirklich die Oberhand gewonnen; er sagte: „Man könnte es ja noch einmal versuchen!“

„Meinetwegen; aber wie anfangen? ‚Nunquam retrorsum, nie rückwärts!‘ ist der Grundsatz des wahren Fortschritts,“ sagte er, einen Schritt zurücktretend, wie

um sich in seiner ganzen Größe sehen zu lassen; — er war übrigens etwas kleiner, als Herr Simon.

Herr Simon meinte: „Wohl, — aber man kann doch zu dem Leon Brünné ganz gut sagen, man wolle im Vertrauen auf ihn den Matthi behalten und ....“

„und erwarte bestimmt, daß er für ihn gut stehe und von jetzt an auf ihn Einfluß übe u. s. w. u. s. w.!“

„So meine ich! Man kann es ja auch seinem Bruder sagen; dem wird die Sache ja ohnedem höchst peinlich sein, denn das ist ein durch und durch braver Mann, wir könnten keinen besseren haben.“

„Der tausend! Daran habe ich ja gar nicht gedacht. Das ist ja prächtig! Dann steht der Bruder für den Bruder und dieser für den Freund ein!“

„So ist es!“

„Also! bitte! Rufen Sie Herrn Kuno Brünné herein.“

Herr Kuno Brünné, der Bruder Leon's, trat ein, ein schöner, schlanker Mann, eigentlich gerade wie sein Bruder, vielleicht etwas feiner, aber die Augen ganz gleich.

Er war in einiger Verlegenheit. Er mochte ja wohl gemerkt haben, um was es sich handle; die Thür war schon lange angelehnt, und da der Bruder vor einer halben Stunde das Zimmer des Prinzipals verlassen hatte, war er in Sorge, was es denn sei? Und doch hatte er nicht wohl fragen können; jetzt sollte er es aus erster Quelle hören.

„Hören Sie, Herr Brünné," sagte Herr Pilsen, „Sie nehmen mir nicht übel, Sie wissen, wir haben Sie gern. Ihr Bruder kommt da in dumme Sachen hinein; wir können das nicht brauchen, daß wir bei uns Leute haben, die ihre Hirngespinste mit politischen Gedanken verquicken, — also mit einem Wort, diese Christen, wie man sie neuerdings kurzweg nennt, — mein Gott! wir sind ja alle Christen, gute Christen, — aber ich meine eben, diese besondere Art, diese strengen Leute mit ihrem herben, eigensinnigen Wesen, — Sie wissen, diese Munkler gegen den Weltregenten und die regierende Gewalt, — also es geht nicht, es geht nicht! Denken Sie an das Geschäft, man hat seine Rücksichten, wie geht es oft mit der Kundschaft! u. s. w. u. s. w. Nun also, dem Matthi wird gekündigt, jetzt geht Ihr guter Bruder, etwas einfältig oder vorschnell diesmal, her und kündigt auch!"

Herr Kuno machte eine Bewegung des Bedauerns nicht bloß, sondern man sah ihm zugleich den inneren Schmerz an.

„Nun, nun! Wir sagen da eben zueinander: Sie sind der Bruder. Reden Sie ihm ordentlich ein, dann wird es schon recht werden. Sie stehen uns gut für den Bruder und er für den Freund, dann können beide miteinander bleiben. Ich bin ja der toleranteste Mensch von der Welt, Sie wissen ja."

Herr Brünné atmete auf und wollte anfangen:

„Mir ist es herzlich leid, Herr Pilsen! die Sache ist nämlich die . . . .,“ — da legte Herr Pilsen die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Schon gut, lieber Herr Brünné! ich weiß schon, was Sie sagen wollen oder wie Sie's meinen. Ich hoffe, es wird schon recht werden. Also ich verlasse mich darauf! Gehen Sie selbst hinaus und sagen Sie es den beiden.“

Die letztere Wendung war wirklich glücklich. Herr Simon war sehr damit einverstanden, und Herr Pilsen mit der abgehauenen Rede des Herrn Kuno Brünné ganz besonders auch; er hatte nämlich jetzt doch schon ziemlich viel über Religion gehört, es war ihm übergenug, auch war viel Zeit verloren mit der Sache, soviel war es ja nicht wert.

So ging denn Herr Brünné hinaus, das nötige zu sagen und zu ordnen. Herr Pilsen sagte zu Herrn Simon: „Also!“ Herr Simon verbeugte sich, und Herr Pilsen ging in sein Zimmer.





V. Kapitel.

Die zwei Brüder.

Motto:
Ich glaube an dein Herz und schließe dich
Mit Hoffnung an die brüderliche Brust.
Schiller, Braut von Messina.

Die beiden Brüder Leon und Kuno Brünné wohnten in einem Haus beisammen. Beide noch unverheiratet, hatten sie je ein Zimmer gemietet und waren abends viel beisammen. Sie sahen sich sehr ähnlich und waren auch innerlich einander mannigfach ähnlich. Ihre Eltern waren beide gestorben, als sie kaum mehr als sechzehn und vierzehn Jahre alt waren. So standen sie ganz allein in der Welt da. Leon, der Schreiner, war der

ältere; er hatte sein Meisterstück gemacht, und das war nicht ein Tisch oder ein Schrank oder ein feiner Sekretär oder dergleichen, sondern sein Meisterstück war das, daß er mit eisernem Fleiß es dem jüngeren Bruder Kuno ermöglichte, etwas mehr zu lernen, als er selber hatte lernen können bei den geringen Barmitteln, welche nach der Eltern Tod noch da waren. Diese starben nämlich bald nacheinander an einer und derselben Krankheit und ließen die beiden jungen Leute, ihre einzigen Kinder, ganz allein in der Welt zurück. Aber es war eine edle, zähe Kraft in den Söhnen. Der Großvater, welcher noch bis zu einem Jahr vor der Eltern Tod gelebt hatte, hatte oft mit stiller Freude den beiden Knaben zugesehen, wenn sie miteinander spielten oder miteinander lernten, füreinander sorgten und immer so treu zusammenhielten. „Es steckt ein guter Kern in ihnen," hatte er dann gesagt, „es sind Hugenottenkinder." Nun waren freilich die Eltern nur der Abstammung nach Hugenotten; beides ehrbare Leute, bekümmerten sie sich doch eigentlich wenig um den Glauben, in dem sie erzogen waren, und wenn nicht der Großvater, übrigens auch er mehr nur äußerlich, den Zusammenhang erhalten hätte, so wäre nicht mehr viel übrig geblieben von den alten Familienüberlieferungen.

Aber es war so, wie der Großvater gesagt hatte, und es bildete sich jetzt nur immer mehr so heraus. Die beiden jungen Leute, ganz auf sich gestellt und ganz

aufeinander angewiesen, hielten fest zusammen und behielten ein schönes Ziel im Auge. Eine immer geheime, aber nie ganz verlöschende Sehnsucht nach den Eltern, nach der eigenen Familie und dem eigenen Heim, was ihnen alles so mit einemmale genommen war, ein Fremdlingsgefühl in der Welt, machte sie stiller, ernster; sie faßten das Leben schon früher, als die meisten jungen Leute, verantwortungsvoll auf und verfolgten höhere Ziele.

Leon, der ältere, der Schreiner, hatte tüchtig gelernt; sein Beruf machte ihm viel Freude, aber für seinen Bruder hatte er etwas Besseres im Sinn. Er blieb dabei: dieser sollte mehr lernen als er selber und sollte es einmal noch besser haben als er. Da war es nun rührend, wie gewissenhaft er das festhielt, wie sorgsam er sparte, wie unermüdlich er darauf aus war, wenn möglich mit Accorden oder sonst nebenher noch etwas Weiteres zu verdienen, — alles für seinen geliebten Bruder, immer darauf bedacht, die spärlichen Mittel des kleinen Vermögens durch seinen Verdienst zu steigern, um dem Bruder alles Nötige zukommen lassen zu können.

Ebenso rührend aber war auch dessen treue Dankbarkeit, eine Dankbarkeit mit der That, mit unermüdlichem Fleiß und zärtlicher, achtungsvoller Anhänglichkeit. Leon, der Schreiner, war eigentlich eher noch begabter als der jüngere Bruder, aber er beneidete diesen nicht, wenn er sich sagte, daß derselbe es vielleicht einmal viel besser haben werde als er; im Gegenteil: was er

für ihn that, das freute ihn immer so, als hätte er es für sich selber gethan.

Dieses Verhältnis der beiden Brüder litt auch mit den Jahren nicht. Als der Schreiner Leon Brünné, schon seit langem in dem feinen Möbelgeschäft des Herrn Pilsen in Arbeit, die Freude erlebt hatte, daß sein Bruder Kuno, natürlich durch anderer Leute Empfehlung als durch die seinige, (denn sonst hätte man ihn wohl gar nicht angenommen, in der Sorge, es möchte aus diesem Verhältnis irgend eine Unzuträglichkeit erwachsen,) in demselben Geschäft als Buchhalter angestellt wurde, da war Leon überglücklich. Und als Kuno, trotzdem man bald hörte, daß er der Bruder sei, nun doch sogar Aufbesserung und einen höheren Posten bekam, da war es eine doppelte Freude. Wie er nun aber endlich gar seinen Platz dort an dem Pult in der Ecke, über den andern Buchhaltern, einnahm, — da hätte Leon stolz darauf sein können, daß er, er allein eigentlich ihm das alles ermöglicht oder doch für das alles den materiellen Grund gelegt hatte. Aber es fiel ihm gar nicht ein, so zu denken, sondern er freute sich nur eben wie ein Kind. Das Süßeste in seiner Freude war ohne Zweifel das, daß sein Bruder Kuno, in innigster Dankbarkeit mit ihm verbunden, nie, nie sich zu überheben begann, sondern immer der gleich dankbare war, der seinen Bruder Schreiner wie älter, so auch höher achtete als sich selber.

Und in einer Beziehung war er es ja auch. Beide hatten sie viel Gemüt. Der Schatten, welcher in ihre Jugend hereinfiel, hatte ihnen das Gemüt auch nicht verdunkelt, sondern sie nur allerdings ernster gemacht. Sie konnten keine Schmetterlinge werden; dafür hatten sie die Art nicht und das Geld nicht, dafür hatten sie das Gemüt nicht und die Lebensführung nicht. Und doch war ein Unterschied zwischen beiden! Leon blieb einfacher, seinen einfacheren Verhältnissen gemäß; Kuno nahm ein mehr weltförmiges Wesen an und mußte es ja. Ein französischer Arbeiter rechter Art lernt gründlich, schult sich selber tüchtig durch, hält etwas auf gute Kenntnisse und gehöriges Emporkommen in jeder Beziehung, — aber einfacher blieb Leon, der Schreiner, doch, als Kuno, der Kaufmann.

Wenn es nun nur diese Verschiedenheit allein gewesen wäre! Aber in des innersten Herzens Kammer, da ist ein Allerheiligstes, da wohnt Gott im Dunkel — oder auch im Licht, wie man sagen will! Nun jedenfalls der eine Mensch ist da drinnen, tief innen bei sich selbst, besser zuhause als der andere. Jenes Allerheiligste hat jeder Mensch, aber bei dem einen ist der Zugang mehr offen gehalten, bei dem andern die Thüre oft ein wenig verstellt, oft so, daß man schon sieht, der betreffende Mensch selber kommt nicht viel da hinein.

Solcher Art war der Unterschied zwischen beiden Brüdern, dem einfachen Leon und dem weltgewandteren

Kuno. Beide hatten ein gleich gutes Gemüt und beide waren ganz ähnlich veranlagt in geistiger Beziehung. Der einzige Unterschied verbarg sich daher vielleicht nach außen ganz, und auch sie selber wurden sich desselben wohl erst allmählich etwas mehr bewußt, aber vorhanden war er doch schon lange: — Leon war ein frommer Mensch, Kuno ein gerechter Mann. — Sie hatten und behielten sich aber innig lieb, und zu einem Zwiespalt war es trotz dieser zarten Scheidelinie noch nie gekommen.

Heute hatten sie besonderen Grund, miteinander zu reden, als sie abends beisammen saßen. Auf dem Comptoir oder vielmehr in der Werkstatt hatte man ja nur das Notwendigste abmachen können; jetzt drängte es natürlich beide, ausführlicher miteinander über die Sache zu sprechen.

„Ach Leon!" sagte Kuno, „heute war es mir doch recht bange; schon als Du hereinkamst und als Du wieder hinausgingst, — beidesmal an mir vorbei, — und ich konnte doch nicht mit Dir sprechen, Du wirst es begriffen haben."

„O natürlich! lieber Kuno, — es war mir auch leid, aber man konnte ja nichts machen."

„Aber sage doch, Leon! Hätte es denn sein müssen, daß Du kündigtest? Sieh, es war mir doch eine ziemliche Verlegenheit, als mich die beiden Herren hereinriefen und mir die Sache sagten. Sie sind ja recht

freundlich und sie haben offenbar Dich auch gerne, aber . . . . ."

„Ich begreife wohl, und es war mir selber herzlich leid um Dich, aber, lieber Kuno, verzeih'! in diesen Sachen, — da allein verstehen wir ja einander nicht so ganz."

„Ja, das ist wahr, und ich bin gewiß selber schuld; aber es wäre mir leid, wenn Du zu weit gingest und unnötig einen Sturm heraufbeschwören würdest. Denke auch an mich!"

„O ich denke wohl daran, das darfst Du mir glauben, und wenn etwas mich bestimmen könnte, so wäre es das, Dir keine Unannehmlichkeiten zu bereiten."

„So meinte ich es nicht! Das soll Dich nicht leiten, ja nicht! Aber sieh'! wie schmerzlich wäre das, wenn wir beide auseinander müßten!"

„Das wäre auch mir das Allerärgste, mein lieber Bruder. Wir haben ja niemand mehr auf der Welt, wenn wir nicht einander haben; aber es giebt etwas, das ist doch noch heiliger und ernster, als die süße Bruderliebe. Verzeih' mir, wenn ich mich so ausdrücke."

„Ich weiß wohl, was Du meinst. Aber nur keinen Sturm, lieber Bruder, nur keinen unnötigen Sturm!"

„O Kuno, Kuno! Der Sturm ist schon da, wir Leute fachen ihn nicht an, ich nicht und meinesgleichen auch nicht. Aber er ist schon da. Oder wenigstens die Gewitterschwüle ist für uns reichlich da, und Sturmvögel zeigen sich auch schon hin und wieder. Für uns

beide, Matthi und mich, ist der heutige Sturm, — ein kleiner eigentlich nur, — ja nun auch vorerst wieder vorüber, und das danke ich Dir wirklich von Herzen. Aber es ist ein ganz anderer Sturm im Anzug, fürchte ich, und der wird über das ganze Land, ja über die ganze Erde hinbrausen."

„Lieber Leon, dein Matthi — ich kenne ihn ja nicht näher, aber der bringt Dir düstere Gedanken bei, er sieht auch ganz so aus. Was brauchst Du Dich von ihm, — dem viel Jüngeren, will ich nur einmal sagen, — so beeinflussen zu lassen!"

„Vielleicht beeinflusse ich mehr ihn, lieber Kuno, als er mich; jedenfalls ist er es wert, daß ich mich seiner annehme, und ganz offen gesagt: — mir sind diese Dinge heiligster Ernst, die Dir nun einmal — nicht gleichgiltig, aber nicht so wichtig erscheinen."

„Ich danke Dir, daß Du mich nicht gering achtest, aber ich verstehe Dich wirklich nicht recht. Sage mir doch auch nur ein einzigesmal Deine ganze Meinung über diese Dinge."

„Das hätte ich schon oft gerne gethan. Aber ich mochte Dir nicht lästig sein mit Dingen, in welchen Du nun einmal ganz anders zu denken scheinst, als ich."

„Wir sind aber doch Brüder, Leon! So rede doch nur frei mit mir."

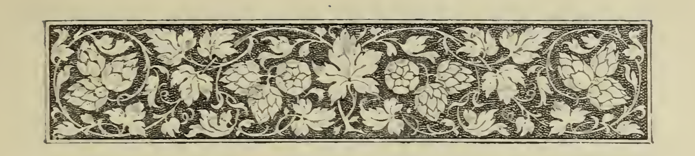
„Wie gerne, Kuno! wie gerne! Nun bin ich doch einmal von Dir dazu aufgefordert!"

„Gebeten, lieber Bruder, gedrungen, nicht bloß aufgefordert, wenn ich so sagen darf. — Wir müssen da doch klar übereinander werden, wills Gott, ganz gewiß im Frieden.“

Das war in der That das erste-, das allererstemal, daß die beiden Brüder sich über diese Sachen so nahe kamen. Nirgends ist es oft schwerer, als in religiösen Dingen, bei unterschiedlichen Anschauungen frei und offen miteinander zu reden, ohne einander wehe zu thun und die Herzen zu entfremden. Es erschien Leon in der That eine gottgegebene Stunde, und auch Kuno war ganz erleichtert, daß er es herbeigeführt habe, den Bruder einmal ganz offen hören zu können. Er hoffte immerhin, dann auch einigen besänftigenden Einfluß auf ihn ausüben zu dürfen, und das mußte er ja, er hatte es doch seinen beiden Herren versprochen; hatte er doch sozusagen Bürgschaft für den Bruder geleistet und wollte sich nun heute sichern, auch den Bruder dazu zu bringen, daß dieser wieder Bürgschaft für den Freund leiste. Aber ach! — „Ach was! ‚Glaubenssachen!‘ — Ansichten sinds, Ansichten!“ hätte Herr Pilsen gesagt. Er, Kuno, konnte so nicht sagen, aber gespannt war er, was kommen werde.







VI. Kapitel.

Enthüllungen.

Motto:
(Manuel:) „So will ich diese Bruderhand ergreifen,"
(Cesar:) „Die mir die nächste auf der ganzen Welt!"
Schiller, Braut von Messina.

Ja, er war gespannt, was kommen werde.

Die Brüder setzten sich beide gegen einander zurecht, aber nicht für ein leeres Wortgefecht, noch weniger um gegen einander zu kämpfen, sondern der eine begierig zu hören, der andere gleich begierig zu reden, beide im ernsten Gefühl der Verantwortung, die brüderliche Liebe um keinen Preis zu verletzen, während zugleich die Wahrheit und die innere Überzeugungstreue ihnen beiden

über alles ging. Das ist ja immer die beste, eigentlich einzige Grundlage für ein derartiges Gespräch.

„Nun also, lieber Leon, Du willst mir Deine Ansicht sagen?“ sagte Kuno jetzt mit herzlicher Liebe und Achtung.

„Ja, Kuno, meine Überzeugung über die gegenwärtige Zeit und über das, was jetzt in der Welt vorgeht.“

„Ich höre.“

„Ich weiß eigentlich nicht recht, wo ich anfangen soll. Ich will es aber gerade heraus sagen: wir haben eine böse Zeit, Kuno, eine arge Zeit!“

„Ach, so ist es immer gewesen!“

„So schlimm doch fast noch nie.“

„Für Euch, meinst Du, für Leute Deiner Überzeugung?“

„Für uns Christen jedenfalls; überhaupt aber ist es eine sehr ernste Zeit. Es naht eine große Entscheidung für alle Welt.“

„Wie so denn? Nie war alles besser glatt gelegt in der ganzen weiten Welt, als gegenwärtig gerade.“

„Ja, glatt gelegt auf der Oberfläche. Aber in der Tiefe brodelt es, Kuno, und in den Lüften faucht es! Es kommt eine Erderschütterung, eine Weltbewegung kommt, — Ungewitter und Sturm, sage ich Dir, ein ganz gewaltiger Sturm!“

„Was sind aber das für Meinungen, lieber Bruder! Ich sehe nichts, ich fürchte nichts!“

„Aber ich schaue es, ich fühle es, mir graust es!"

„So erkläre Dich doch nur näher, lieber Bruder, ich verstehe Dich wirklich nicht. Das sind doch eigentlich alles nur allgemeine Redensarten. Sage doch, was habt Ihr denn eigentlich, Ihr Christen? was wollt Ihr denn? wovor fürchtet Ihr Euch? Rede nur!"

„Um damit anzufangen, lieber Kuno: ist das auch natürlich, daß man mitten in der allgemeinen Christenheit uns Leute immer nur Christen, ‚die Christen,' nennt? Wo sind wir hingekommen? Sieh, so sehr hat der allgemeine Abfall aufgeräumt unter den Menschen, daß nur wir noch Christen heißen!"

„So ist das nicht gemeint, Leon, — im Gegenteil! Man hat im allgemeinen nichts gegen das Christentum und seine Kultur. Wir sind alle Christen, alle sind wir Christen; nur Ihr, sagt man, wollt etwas Besonderes sein und darum nennt man Euch so."

„Wir sind ‚etwas Besonderes' geworden, ja! durch lauter Verachtung und Spott, durch lauter Haß und Anfeindung, — das ist das Besondere an uns. Uns stößt man hinaus, die wir still unseren Weg gehen und keinem Menschen etwas zu leid thun . . . ."

„. . . aber der öffentlichen Meinung überall trotzen, lieber Leon! — denke an Deinen Matthi! — und, verzeihe mir! gegen das herrliche, große, allgemeine, festgefügte Friedensreich, das sich über die ganze Welt hin ausbreitet, — dagegen meint Ihr Euch immer sozusagen

in der Stille empören zu müssen, nicht wahr? Sieh, lieber Leon, das reizt andere Leute und das muß notwendig reizen. Unser Herr Pilsen sagt oft ganz empört: ‚Was hat es für Kampf gekostet! Welche Ströme von Blut sind geflossen, bis es dazu kam, daß endlich alle Staaten eins geworden sind, alle Völker nun unter einem Haupt stehen, so daß jetzt kein Krieg mehr möglich ist und endlich, endlich einmal der ewige Friede auf die Erde kommen kann!‘ Und da steht nun Ihr Leute und stemmt Euch in aller Stille förmlich gegen die ganze, große, einmütige öffentliche Meinung. Wozu denn, sage mir doch, wozu denn? Warum immer die öffentliche Meinung reizen? Eure speziellen religiösen Ansichten könnt Ihr ja behalten, aber wozu denn das?!“

„Lieber Kuno, das ist es ja eben! wir denken nun einmal ganz, ganz anders von der gegenwärtigen Zeit, von dieser öffentlichen Meinung und von dem, der sie führt und die Macht in den Händen hat!“

„Ja, das ist gerade noch das Allerschlimmste und das Unvernünftigste. Was glaubt Ihr denn etwa ausrichten zu können gegen den Erkorenen aller Nationen, den mächtigen, weisen Weltregenten? Das geht doch nicht! nein, das geht wirklich nicht, lieber Leon!“

„Du bringst mich jetzt selbst auf die Hauptsache, Kuno; daß wir etwas gegen ihn ausrichten können, das zu meinen fällt uns gar nicht ein. Aber wir wollen nichts mit der allgemeinen Anbeterei dieses Menschen

zu thun haben, wie sie immer mehr Mode geworden ist. Wir kennen ihn anders als Ihr, Kuno, — wir kennen ihn!"

„Nun, nun?"

„Ich will Dir jetzt ganz offen meine Meinung sagen, Kuno! Der Weltregent ist der Antichrist, so sagt die Weissagung, so deuten die Zeichen der Zeit. Ihr betet ihn an, wir aber fürchten ihn, oder nein! wir fürchten ihn nicht, aber uns graut vor ihm."

„Was soll das sein?"

„Ja, uns graut vor ihm, denn das ist der Mensch der Sünde, der kommen soll, wie die heilige Schrift sagt, der Sohn des Verderbens, der arglistige Feind des Christentums und unseres Heilandes, der große Widersacher, der sich überhebt über alles, was Gott oder Gottesdienst heißt, der sich noch setzt in den Tempel Gottes als ein Gott und giebt vor, er sei Gott. Gieb nur acht, so kommt es alles noch! Angefangen hat er mit Heuchelei, mit arglistiger Heuchelei, als achte er Religion und Christentum, Kirche und Papsttum. So viel ist aber jetzt schon offenbar, daß das nicht seine eigentliche Gesinnung ist und daß alles nur Heuchelei war. Jedenfalls geht es jetzt gegen uns, — und was wird bei ihm noch kommen, dessen Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern . . . !"

„Lieber Bruder, Du sprichst da in starken Aus-

drücken, in sehr starken, überschwenglichen Ausdrücken, erlaube mir das zu sagen."

„Bitte! ganz mit den Worten der heiligen Schrift, — und es ist ja schon vieles davon ganz merkwürdig eingetroffen. Was aber noch nicht ist, wird noch werden, — wir werden es beide noch erleben."

„Leon, Du würdest einem ganz angst und bange machen, wenn man das alles glauben müßte. Aber laß das, ich bitte Dich! Du bist nun einmal verbittert, weil es gegen Euch geht. Ich gebe dies ja zu, wiewohl nach meiner Ansicht der Grund dazu jedenfalls nicht blos auf jener Seite liegt. Aber bedenke doch auch: die Großen der Erde haben noch jederzeit ihre Neider gehabt und auch ihre Verleumder; er ist ein großer Mann, der Weltregent, ein bedeutender Mensch, er hat diplomatisches Geschick und allerdings wunderbaren, wirklich wunderbaren Erfolg. Sage doch selbst: so etwas ist noch nie dagewesen! Eine noch nie erreichte Herrschergewalt liegt in seiner Hand allein und er benützt sie rührig und geschickt, um den Frieden unter allen Völkern zu befestigen, daß es gar nicht mehr anders sein kann, — gar nicht mehr anders sein kann! — als daß die Welt jetzt Frieden behält und alles unter einer einheitlichen Leitung verbleibt zum Segen für alle Völker. Nun, Leon! da müssen wir doch dankbar sein, da muß man doch auch seine persönlichen Meinungen ein wenig unterstellen können unter das große Ganze, oder ein wenig

zurückstellen können um der Hauptsache willen; jedenfalls aber muß man sich hüten vor fast verleumderischen Anklagen, die mit nichts zu beweisen sind, ganz gewiß mit rein nichts!"

„Lieber Kuno, es ist mir sehr leid! — Du sprichst da eine ganz andere Weltanschauung aus, als ich sie habe, Du siehst nur Großes, nur den allgemeinen Frieden und das große allgemeine Völkerreich; Du sprichst von einem Segen für alle Völker, — und in meinen Überzeugungen siehst Du immer nur persönliche Meinungen oder jetzt gar verleumderische Anklagen, wo ich doch klar und bestimmt auf dem Boden der heiligen Schrift und ihrer Weissagung stehe; und die Zeichen der Zeit habe ich auch für mich, wenn ich so urteile, wie ich mich ausgesprochen habe."

„Die ‚Zeichen der Zeit?' was ist das?"

„Ja, der allgemeine Abfall vom Christentum! Denn das wirst Du doch nicht etwa Christentum nennen wollen, daß jeder mit Glaubenssachen überhaupt es halten kann wie er nur mag, und daß man dabei vom Glauben selber überhaupt gar nicht mehr soll reden dürfen. Das ist doch nicht Christentum, sondern allgemeiner Abfall ist das! Oder sage doch, hast Du denn nicht selbst in anderem Zusammenhang auch oft schon gesagt, es sei fürchterlich, wie gleichgiltig die Menschen leben, wie verderbt sie werden, wie roh, brutal und gemein, wie die Bande guter Sitte durchgerissen sind und man jede sitt-

liche Ordnung für eine Fessel hält? Das ist doch nicht mehr Christentum, sondern, ich sage es wiederholt, nichts anderes als allgemeiner Abfall ist das. Und damit ist es noch nie so schlimm gewesen als gegenwärtig, jedermann klagt ja darüber."

„Nun ja, das mag ja wahr sein, — aber oft kommt es uns auch mehr nur so vor, und im Grund genommen ist es wohl zu jeder Zeit so gewesen; — jedenfalls aber sind die Fortschritte auf dem Gebiet des Völkerlebens im großen doch ganz unverkennbar."

„Die Kulturfortschritte?"

„Und diejenigen im politischen Leben!" ergänzte Kuno.

„Das ist aber doch noch sehr die Frage," versetzte Leon, „das gerade sehen in der Stille Tausende und aber Tausende doch ganz anders an. Alle die Monarchisten in allen Ländern z. B. trauern im geheimen, — welcher religiösen Meinung sie nun auch sonst sind. Und damit kann Euer Weltregent noch etwas zu schaffen bekommen, glaube mir! Auch über Verrottung der öffentlichen Zustände im politischen Leben wird allgemein viel geklagt, viel! Nein, es ist nur das allgemeine Kulturgeschrei, — immer Kultur, Fortschritt, Aufklärung u. s. w. — was die Menschen so ganz blind macht; dazu dann noch dieser tolle Taumel über das einige große Reich, über ein allgewaltiges Weltreich unter einem einzigen Weltregenten, — das ist es, was die Menschen ganz betäubt und bezaubert und, wie gesagt,

blind macht gegen die wirklich krassen Schäden der Zeit, die immer unheilbarer werden."

„Und was wollt nun Ihr Christen dagegen?" sagte Kuno, wie ausweichend, aber innerlich sichtlich ein wenig mitgenommen.

„Wir? wir warten, — mit Sehnen und Verlangen warten wir!"

„Nun, auf was denn?"

„Soll ich Dir das auch sagen, lieber Kuno? — Auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi und seine herrliche Erscheinung warten wir! Es wird jetzt nicht mehr besser, sondern es wird vollends immer schlimmer werden, das glauben wir selber auch. Auch immer schlimmer für uns Christen; Du wirst sehen, wir werden immer mehr verachtet und immer mehr gehaßt werden, wir werden noch geplagt und verfolgt, verjagt und eingekerkert, — Du wirst es an Deinem eigenen Bruder noch erleben, — aber wir warten! Uns geht es noch ans Leben und an die letzte Kraft, aber der Herr ist mit uns; er wird uns bewahren vor dem Argen und erretten aus der großen Trübsal; er wird uns noch entrücken in seine Herrlichkeit oder, wenn wir auch sterben müssen um seines Namens willen, so wird doch unser Heiland erscheinen und wird den Antichrist und sein Reich niederwerfen, dafür aber sein eigenes Reich aufrichten und dann — aber erst dann! — wird Friede sein auf Erden für alle Zeit."

„Lieber Bruder, das sind alles ganz eigentümliche Ansichten; ich achte und ehre die Religion und das Christentum, aber siehe, die Welt geht ihren Lauf auf andere Weise, auf durchaus natürliche Weise. Was Du da gesagt hast, das sind so Religionsvorstellungen, — ich will nicht sagen: veraltet, aber symbolisch; sie bedeuten etwas, aber sie sind nicht so wirklich aufzufassen, als würde es einmal genau so geschehen. Sie sollen nur sagen: man solle Mut haben, es werde noch alles immer besser werden, es werde noch ganz herrlich hinausgehen."

„Ja, ja, ‚alles immer besser' und ‚noch ganz herrlich!' — es sieht darnach aus! Ich meine im Gegenteil: immer schlechter wird es in der Welt, immer trüber, immer heilloser und hoffnungsloser! Die Welt wird alt und wir kommen auf diese Weise an den Rand; wir kommen an eine Grenze, wo es einfach nimmer weiter geht, es sei denn, daß ein Wunder geschieht. Die Entwicklung spitzt sich zu, bis alles bricht. Die Not wird immer größer, bis nur einer noch helfen kann, und das ist — der Hochgelobte. Und der wird helfen, — wo die Not am größten, ist Gottes Hilf' am nächsten!"

„So sagt man ja."

„Ja, und so ist es auch! Und wenn das je einmal im Leben wahr geworden ist, so wird es am Ende dieser gegenwärtigen Weltzeit noch am vollkommensten wahr werden. Und die Welt kann das brauchen, Kuno, sie kann es brauchen!"

„Lieber Bruder, da gehen wir allerdings weit auseinander, und ich muß fast selber denken, wir haben eine ganz und gar verschiedene Weltanschauung. Nach Deiner Meinung geht es abwärts, einem bösen Ende zu. Bei mir heißt es: Fortschritt, wenn auch durch Kämpfe hindurch, — und immer herrlichere Entwicklung. Die Menschheit hat ein großes Ziel und das wird sie erreichen, glaube mir! aber nie allerdings in beschränkter Zeit, sondern nur in ewiger Fortentwicklung und Selbstverbesserung."

„Daß die Menschheit ein großes Ziel hat und es auch noch erreichen wird, das ist ja auch meine Meinung, aber erreichen wird sie es nicht durch sich selbst und nicht auf rein natürlichem Weg, sondern einzig nur durch ihren wahren Herrn, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, — durch den, der der Heiland aller Menschen und der Welt Heiland heißt und ist. Aber erst wenn dieser jetzt allmächtige Antichrist und alle seine Macht niedergeworfen ist, wird es dazu kommen. Sieh, das ist mein Glaube, das ist unser Christenglaube."

„Nun, lieber Bruder, das wollen wir jetzt lassen! Du greifst mir da doch ein wenig ans Herz. Jetzt sollen auch gar noch all diese herrlichen Erfolge und diese großartige Weltentwicklung, wie die Menschheit sie in den letzten Jahrhunderten erlebt und durchgemacht hat, vergeblich sein! all diese gewaltigen Völkerkämpfe

und Weltkämpfe, all diese Anspannung der letzten Kraft, um ein letztes großes Ziel zu erreichen und zu einem guten, wirklich guten Ende zu kommen, — alles das, dieser ganze, weite, blutsaure und oft blutige Weg und das jetzt so großartig erreichte Ziel einer allgemeinen Völkerverbindung, eines großen, allgemeinen Weltreichs soll vergeblich sein und am Ende gar verwerflich?!"

„Vergeblich soll er nicht sein, dieser Weg, denn er war und ist die große Vorbereitung fürs Reich Gottes, aber verwerflich ist vieles daran, lieber Bruder, und wirklich verwerflich ist jedenfalls sein Ende, das Weltregiment in der einzigen Hand dieses Menschen."

„Ich bitte Dich, lieber Bruder, wir wollen abbrechen! es ist wirklich so, es wird mir doch zu viel! Du nimmst es mir nicht übel, — jeder hat seine eigenen Ansichten. Wir kennen sie jetzt gegenseitig, — wir wollen es nun lassen."

Es gab eine Pause, — es hätte auch einen Riß geben können. Aber nein! einen Riß gab es nicht. Die beiden Brüder sahen einander mit Schmerz, aber mit Liebe an; der Schmerz war groß, aber die Liebe noch größer, — und sie setzten sich wieder zurecht.

Wie um zu überbrücken oder um einen Beweis für die Berechtigung seiner so übel beleuchteten Anschauung zu geben, begann jetzt Kuno das Gespräch doch wieder und sagte:

„Aber, Leon! nun möchte ich noch etwas anderes

fragen. Du klagst über alles: über das Weltregiment, über das verrottete politische Leben, über die verwilderten Sitten der Menschen, über den allgemeinen Abfall, — nun, wir wollen das also lassen. Aber sage mir, Leon! wenn es Dir so sehr um die Religion und das Christentum zu thun ist, — und das ist ja recht, das billige ich ja nur, — wie kommt es dann, daß Du mit diesem katholischen Matthi gerade so ganz ein Herz und eine Seele bist, und daß Ihr Christen überhaupt gar keinen Unterschied mehr machet zwischen katholisch und evangelisch? Das gehört doch auch zur Religion und zu einem rechten Christentum, daß man nicht gleichgiltig alles unter einander mengt?"

Leon lächelte.

„Ja," fuhr Kuno ermutigt fort, „da bin ich strenger als Du. Wir sind Hugenottenkinder, Leon! ich und Du, wir sind Protestanten! Ich bin ja ganz und gar für Toleranz, aber nur nicht gerade so, daß man alles mit einander vermischt. Die Konfessionen sollen getrennt bleiben, — heißt das nicht in Feindschaft, aber nur nicht so alles einerlei und alles durcheinander! Oder jedenfalls, wenn Du so streng bist, warum bist Du denn gerade darin so gleichgiltig? Sieh, lieber Bruder, ich will es Dir geradeheraus sagen: das Parteiwesen läßt Euch Christen nun auch über die schroffsten Unterschiede hinwegsehen. Das ist doch wirklich unnatürlich und jedenfalls eigentümlich, ganz eigentümlich, daß bei Euch

alles beisammen, alles unter einander ist. Das ist doch ein Zeichen, daß bei Euch auch nicht alles so rein und sauber ist, wie es sein sollte. Ihr seid rechte Parteileute geworden, Ihr Christen!"

Leon lächelte noch immer.

„Nun?" frug Kuno.

„Lieber Bruder!" antwortete jetzt Leon, „Du berührst da in der That etwas, wovon wir allerdings auch noch reden sollten, und glaube nur ja nicht, ich sei beschämt durch das, was Du mir vorhältst. Im Gegenteil! Du hättest mir gar keinen größeren Dienst thun können, als diesen Punkt zur Sprache zu bringen."

„Es soll mir nur lieb sein, wenn ich Deine Meinung darüber hören kann," versetzte Kuno.

Leon fuhr fort: „Also das ist Dein Vorwurf, daß wir Christen uns zusammenthun aus beiden Konfessionen? Vielleicht stört Dich auch das, daß allerlei Leute, welche früher bei den Sekten gewesen sind, jetzt auch mit uns eins werden?"

„Allerdings," entgegnete Kuno, „das ist auch sehr auffallend, Leon! Krethi und Plethi, alles unter einander, alles, was sonst nimmer ankommt, alles was sonst überall in der Welt hinausgestoßen wird, das kommt bei Euch Leuten zusammen! Und warum bleibt nicht wenigstens jeder bei seiner Kirche? warum will einem auch diese nicht mehr gut genug sein? Ich fasse es rein nicht, Leon!"

„Kuno, Du mußt doch selber sagen, — was ist aus der Kirche geworden! Alles, alles huldigt dem Antichrist! die katholische Kirche beugt sich und heuchelt gegen ihn, die evangelische Kirche beugt sich und schmeichelt — —"

„‚Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat,' heißt es!" klopfte Kuno etwas hart auf den Tisch.

„Gut," sagte Leon, „und das gefällt Dir sehr, daß heutigen tags auch die katholische Kirche endlich gelernt hat, diesen Spruch jetzt besser zu halten, als das in früheren Zeiten der Fall war?"

„Ja wohl gefällt mir das, — und das war auch nötig! nur Euch will es nicht gefallen!"

„Kuno, der Obrigkeit unterthan sind wir auch, nur die Geister sollen sich nicht knechten lassen. Hier heißt es: ‚man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen'; den Gesetzen aber sind und bleiben auch wir unterthan, und nirgends, ich kann wohl sagen, rein nirgends findest Du bei unsereinem eine Auflehnung gegen die Obrigkeit. Oder?"

Kuno zuckte die Achseln, doch widersprach er nicht. Dann sagte er: „Item, die Kirchen sind nicht so schlecht. In beiden Kirchen, hier wie dort, giebt es noch eine Menge trefflicher Männer und kräftiger Charaktere, geistvoller Prediger und angesehener Kirchenfürsten, — das kannst Du doch nicht leugnen?!"

„Das leugne ich auch nicht," sagte Leon, „es wäre ja auch gar zu trostlos; aber die Kirchen als Ganzes haben sich gebeugt, gebeugt haben sie sich unter das große Tier."

„Bitte! bitte!!"

„Nun also, — wie Du willst!" Aber gebeugt haben sie sich, selbst jene bisher unbeugsame Macht und geistliche Gewalt hat sich gebeugt!"

„Was thut's, wenn es Pflicht war?"

„Was es thut? Es knechtet die Charaktere, — das wird sich schon noch zeigen. ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt,' sagt Christus und das ist nicht nur ein Demutswort, sondern auch ein Scheidungswort. Doch das ist ja gar nicht das einzige; wir wollen jetzt nicht mehr auf die Hirten sehen, sondern auch auf die Heerden. Wo sind denn diese? sage mir, wo sind sie denn? Wo sind die Leute in den Kirchen? Leer sind diese, wenige Ausnahmen abgerechnet!"

„Leon, das ist ein anderer Punkt! Die Leute werden mündig . . . und das Kirchengehen allein macht doch den evangelischen oder katholischen Christen noch nicht!"

„Das ist natürlich meine Meinung auch. Nur meine ich zugleich: wie die Kirchen leer sind und immer leerer werden, so wird die Religion in den Herzen und das ganze Kirchenchristentum auch immer leerer, schaler und fahler. Es ist bald alles nur noch verwaschenes

Zeug, die allgemeine Verflachung zeigt sich wie in der Bildung, so auch hier auf dem religiösen Gebiet; bald will überhaupt niemand mehr etwas von Religion oder gar von Christentum."

„Das ist ein sehr hartes Urteil, Leon!" rief Kuno, jetzt fast ärgerlich. „Glaube mir, da drinnen im Herzen sieht es oft ganz anders aus, als Ihr Parteileute es meinet!"

„Das glaube ich gerne, Kuno!" rief Leon weich; „o wie gerne, mein lieber Bruder! Aber die Kirche als Ganzes, die Kirche zeigt vielfach ein fahles Gesicht."

„Auch das ist ein scharfes, ein sehr scharfes Urteil."

„Aber es ist so! — daß Gott erbarm! das ist nun einmal so geworden! Lieber Bruder, glaube mir: mich, dem seine Kirche ans Herz gewachsen ist, mich drückt das mehr als Dich, der Du ferner stehst. Und nun siehe! diese Kirche, die sich jetzt auch nur beugt, — sie stößt uns auch hinaus, — oder meinetwegen, sie stößt uns nicht gerade hinaus, aber sie nimmt sich unserer nicht an! Ich kann Dir sagen, wir fühlen uns trotz Kirche und Kirche, hier wie dort, verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Ja, ich kann Dir wohl sagen, wir wären trostlos, wenn nicht unser Herr gesagt hätte: ‚Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.' Wir

haben immer noch, auch jetzt noch, treue Prediger, das sage ich selbst; wenn es aber an das geht, wie wir in der Welt verachtet und gehaßt sind, dann finden wir bei dieser Kirche, die sich auch gebeugt hat, keinen Trost und keine Anerkennung, höchstens Bedauern, aber kein thätiges Mitleid mehr! Man wird begütigt und beschwichtigt, ermahnt und gewarnt, vorsichtig beraten und unter Umständen auch gezankt. So ist es mehr und mehr überall. Wir waren die treuesten Glieder der Kirche, aber überall sind wir jetzt unbequem und überlästig; wir sind nicht Sektierer, aber wir werden hinausgeschoben. O wie das wehe thut, Kuno! Ich rede vom Innersten und Heiligsten, das es für uns giebt. Wir Christen seufzen und tragen Leid über die Not der Kirche, und uns belächelt und bedauert man in der Kirche. Wir beten und stehen in der Fürbitte, und uns findet man lästig und wäre uns am liebsten los. Wir lieben unsere Kirche und trauern um sie, sie aber wendet sich von uns und bald wird man uns auch hinausstoßen! Wir sind die Christen der letzten bösen Zeit und bald geht es in die große Trübsal hinein!" — Er sprach jetzt mit tiefster Bewegung. Dann fuhr er fort:

„Wo sollten wir denn hin, Kuno? Wo sollten wir hin, wenn nicht einer, der über alle ist, gesagt hätte: ‚Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles

wider euch, so sind daran lügen.' Ja, das hat der eine gesagt, der selber nicht hatte, da er sein Haupt hinlege, und er hat auch hinzugesetzt: ,Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden, denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind'." — Jetzt sprach er wie in hehrer Begeisterung:

„Sieh! das ist unser Trost! das ist unsere Kraft! Es wird noch weiter gehen, bis die große Trübsal kommt; wir werden noch hungrig und durstig, nackt und obdachlos, krank und gefangen werden um Jesu willen, aber der Herr wird sich seiner geringsten Brüder einst herrlich annehmen, er wird sie von der Welt entrücken und wird sie zu sich nehmen. — Kuno, Kuno! sei barmherzig! laß die Barmherzigkeit, die in Dir ist, siegen über all den Zauber, der Euch Menschen jetzt gefangen hält! Jetzt geht es mit uns ins Feuer, aber wir sind doch oft selig darin; ich kann Dir nur sagen: selig sind wir oft darin! Wir wachsen auch unter einander immer mehr zusammen in Einigkeit des Geistes, wir alle, Evangelische und Katholische, Sektenleute und Kirchenleute. Wir sind gewiß keine Parteileute, wie Du meinst, — nein, nein! wir sind es nicht mehr! Wir haben vieles weglegen müssen, was uns einst teuer war, aber doch zugleich schroffe Grenzen aufrichtete. Wir kennen jetzt eine höhere Einheit über alles Trennende hinweg, aber nicht im Sinn lauer Toleranz, sondern

wirklich und wahrhaftig werden wir mehr und mehr ein festgeschlossener Bund, — vor Euren Augen wohl verachtete und kuriose Leute, vor des Antichrists Blicken die Gehaßten und Verfluchten, — vor Gottes Angesicht aber die Gesegneten des Herrn, die Geliebten Gottes. Und mag kommen, was da wolle, Kuno! jetzt heißt es: ‚Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? Wie geschrieben stehet: Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe! Aber in dem allem überwinden wir weit um deßwillen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn‘.*) Amen!"

Leon war in tiefster Erregung, aber zugleich in hoher Begeisterung; sein Bruder hatte ihm immer stiller zugehört, jetzt schaute er ihn fast scheu und nur von der Seite her an, in wachsender Teilnahme, mit stiller Verehrung, in innerster Bewegung. Leon aber bedeckte jetzt mit beiden Händen sein Gesicht und weinte bitterlich. Nicht daß er im Mitleid mit sich selber

*) Römer 8, 35—39.

weich geworden wäre, sondern der Kampf seiner Seele brach los, die Bruderliebe rang mit der eigenen Überzeugung, der Riß, der durch sein Herz ging für die halbe, ja für die ganze Welt, die im Argen liegt, war ihm selber nie so ganz offenbar gewesen wie jetzt, wo er sich sogar vom eigenen Bruder getrennt fühlte wie durch eine tiefe Kluft.

Und er sah es nicht, wie nun auch in seines Bruders Kuno Augen es feucht wurde und glänzte, rann und tropfte. Kuno selbst war für sich fast froh, daß Leon das nicht sah, weil er mit sich und seinem eigenen Schmerz ganz beschäftigt war; Kuno bat ihm im Herzen jetzt vieles ab, was er gesagt hatte; reden mochte er nicht; und doch wieder wäre er froh gewesen, wenn er nun das rechte Wort gefunden hätte. Wenn aber die Gefühle noch so tief empfunden sind, — wo keine Klarheit des Entschlusses da ist, ist es schwer zu reden, oft auch besser zu schweigen. Man hat das Gefühl: es steht viel zu viel auf dem Spiel, mit einem einzigen ungeschickten Wort wäre doch wieder mehr verderbt, als gut gemacht. Zugleich will man sich selbst auch nichts vergeben. Aber die Bruderliebe — ist sie nicht heilig? Ist sie nicht eine Demütigung und einen Schmerz wert? Und wieder, — darf sie angetastet werden, wenn sie ganz bleiben soll? Oder ist es nicht schon viel zu viel, wenn sie überhaupt angetastet wird?

Noch einige Minuten saßen sie so da, dann wurde

Leon wieder ruhig; jetzt schaute er so demütig, fast scheu zu Kuno herüber, er, der ältere Bruder zu dem jüngeren. Das überwältigte diesen ganz. Er lehnte sich an Leon, er schlang beide Arme um ihn, er küßte ihn wieder und wieder und bat ihn mit zärtlichen Worten; er weinte, — auch er weinte bitterlich.

Da leuchtete es in Leons Augen auf. „Die Bruderliebe stirbt nicht, Kuno! Nicht wahr, sie stirbt nicht?"

„Nein, Leon, die Bruderliebe stirbt nicht; sie lebt jetzt erst wieder neu auf. Ich habe Dich immer lieb gehabt, aber glaube mir, ich habe Dich nie lieber gehabt, als ich Dich jetzt lieb habe und lieb behalten werde!"

„O Kuno, mein Bruder, mein Bruder!"

„O Leon, Leon!"

Sie saßen noch lange so vereinigt, wie Kinder einander umschlungen haltend und je und je zärtlich sich die Hände drückend. Leon war schmerzbewegt und doch im tiefsten Herzensgrund überglücklich; er hatte heute seiner Seele Innerstes reden lassen können und hatte seinen Bruder wiedergefunden. Er wußte klar, daß Kuno seine Wege nicht gehe, aber er fühlte doch, daß er für die Liebe erhalten, für die brüderliche Teilnahme ein für allemal gewonnen sei, und er bewegte, in seliger Hoffnung für ihn, des Meisters Wort in seinem Herzen: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barm=



7. Seite 234.

Da leuchtete es in Leons Augen auf. „Die Bruderliebe stirbt nicht, Kuno! Nicht wahr, sie stirbt nicht?“ — „Nein, Leon! Die Bruderliebe stirbt nicht; sie lebt jetzt erst wieder neu auf!“



herzigkeit erlangen.“ Ja, es war ihm jetzt, wie wenn sie beide schon am Ziel wären und wie wenn schon der Herr selber zu seinem Bruder Kuno sprechen würde: „Kommet her, ihr Gesegneten des Herrn, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“







VII. Kapitel.

Im Haus des reichen Levi.

Motto:
Jerusalem! „hebe deine Augen auf und siehe umher: Diese alle versammelt kommen zu dir; deine Söhne werden von ferne kommen und deine Töchter zur Seite erzogen werden.“ Jesaias.

Im Haus des reichen Levi ging es heute recht lebhaft zu. Was war denn das? Einmal war es ein Hasten in der Arbeit, als jage ein zorniger Gebieter alle seine Dienerschaft im Haus umher. Dann wieder lachten zarte Stimmen da und dort so lustig, als ginge man einem frohen Fest entgegen. Jetzt stürmte es von den Bodenräumen hoch oben herunter, als brenne schon der Dachstock und gälte es, alles zusammenzuraffen

und noch zu retten, — und dann wieder standen die Dienerinnen, die alte Amme und das junge Mädchen, vertraulich flüsternd in den Wohnräumen und in den Schlafzimmern und hielten Umschau, ob auch alles wohl geordnet und vorbereitet wäre. Was gab es denn wohl? Sollte das einer Hochzeit gelten? Oder was sonst sollte kommen?

„Jetzt geht mir aber auf den Bahnhof! Ich kann heute unmöglich selber hinaus. Holt mir meine Rahel ab! Geht beide zusammen, Ruth! Nimm die kleine Kathi nur auch mit. — Du kannst doch allein bleiben, Mirjam, nicht wahr?“

„O ja, Vater!“ rief Mirjam, „Du bist ja doch da, nicht wahr?“

„Gewiß, Kind, ich bleibe! — So geht denn, Ruth, geht! Und grüßet mir meine Rahel zum Heimkomm mit dem Segen ihres Vaters!“

„Wir gehen sogleich, Herr Levi!“ Damit verabschiedete sich Ruth, die Amme, und ging mit Kathi, der Christenmagd, zum Bahnhof. Mirjam blieb mit ihrem Vater allein. —

Der alte Levi war ein Mann in den siebziger Jahren. Seine geliebte Mirjam, das Weib seiner Jugend, war schon lange tot. Ihren Namen trug Mirjam, die jüngere Tochter, ihr Bild aber Rahel, die heute erwartete ältere. Rahel war die Freude seiner Augen, Mirjam hatte er herzlich lieb, aber — ihre Augen, ihre

Augen! Das arme Mädchen war fast blind, eine Scharlachkrankheit hatte diese böse Tücke hinterlassen; der reiche Levi hatte hier gewiß nicht gekargt, für seine Kinder konnte er alles thun und hier war ihm nie etwas zu viel gewesen, aber die Kunst der besten Ärzte konnte das Übel kaum aufhalten und es drohte Schlimmeres. Allmählich merkte das Mädchen selbst, ohnedem viel bekümmert, dies auch.

Mirjam war jetzt sechzehnjährig, sie sah das bunte Leben immer nur durch einen trüben Schleier. Das sanfte Grün des Frühlings erquickte sie auch, aber ihr Blick dürstete nach dem vollen Leben und nach der Frische seiner Farben und beides konnte sie nicht genießen. Der goldene Glanz des Sonnenscheins im Sommer that ihren Augen wehe, die mannigfaltigen Herbstfarben waren für sie ein fahles Einerlei, eine glänzende Schneefläche gar schnitt ihr förmlich in die Augen. So war es Sommer und Winter, — schon drei Jahre lang, so war es auch Tag und Nacht ohne Unterschied. Bei Tag mußte sie die Zeit erraffen und mühsam auskaufen, um auf kurze Viertelstunden etwas lesen oder arbeiten zu können, und bei einbrechender Nacht wurde sie gänzlich hilflos und von anderen abhängig.

An Liebe hatte es ihr nicht und nie gefehlt, wenn auch die Mutterliebe freilich fehlte, — die Mutterliebe, diesen hellsten Sonnenschein, den hätte ihr Auge ja ertragen, — und wie sehr bedurfte sie ihn, wie sehr!

Aber auch die heißgeliebte, fast angebetete Schwester fehlte ihr schon lange. Ruth, die Amme, that ihr ja alles Liebes und Gutes, sie hatte etwas wirklich Mütterliches für die beiden Mädchen und sie galt viel im Haus, das sie eigentlich ganz und gar verwaltete. Denn der alte Levi, sehr arbeitsam und rührig im Geschäft, ließ, obwohl ein recht zärtlicher Vater für seine geliebten Kinder und ein wirklich gemütlicher Hausvater, doch das ganze Haushaltungsgeschäft gar gern in diesen treuen Händen, wo er es so wohl versorgt wußte. Kathi war ein fleißiges Dienstmädchen, welches ihrem Christennamen Ehre machte, doch zugleich sehr gern in diesem jüdischen Haus war; denn es war ein wirklich liebreicher Ton im Hause herrschend, auch die Dienstboten schätzte man wert, auch das ‚Schabbesmädchen' hielt man in Ehren.

Aber Rahel, die älteste Tochter, — wo blieb sie denn so lange? Sechs Monate war sie verreist gewesen; heute sollte sie ja kommen, ein Telegramm von der Reise her hatte sie heute ausdrücklich auf Stunde und Viertelstunde angesagt, aber sechs Monate, — das ist eine lange Zeit!

„Vater, lieber Vater! Ich würde krank, wenn es heute nicht wahr würde!" sagte jetzt Mirjam. „Ich weinte mir die Augen aus, wenn meine Rahel noch nicht käme!"

„O Mädchen! — sie kommt, sei ruhig! Das Telegramm liegt ja da; höre! ich will es Dir noch einmal lesen: ‚Komme 6 Uhr, tausend Küsse! Eure Rahel.'

Hörst Du, willst Du einen voraus?" spaßte er. „Und da liegt ihr letzter Brief, wo sie schreibt: ‚Zum Voraus der Segen des gelobten Landes über Euch, bis ich wieder bei Euch bin!‘"

„O Vater, ich muß heute im stillen immer sagen: ‚Gelobt sei, die da kommt im Namen des Herrn!‘ Vom gelobten Lande kommt sie, sie bringt uns einen gnädigen Segen mit, den Segen der Erzväter bringt sie mit! Ach, brächte sie doch auch einen besonderen Segen für mich, Vater! eine Salbe für meine Augen!" weinte sie jetzt.

„Mein Kind! sie bringt Dir gewiß etwas mit," sagte der alte Levi betrübt und entsagungsvoll, — „und sie bringt Dir ihre ganze Liebe wieder mit heim, Mirjam, ihr gutes, reiches Herz, und das ist ein großer Segen für unser ganzes Haus, Mirjam!"

„Ja, Vater, das soll mir auch über alles gehen, — o wie freue ich mich! Ich meine, ich könnte alles, alles vergessen, wenn ich nur meine Rahel wieder habe!"

„Ja, Kind, so ist es, so ist es! — Daß ich sie nur so lang habe entbehren können! Es ist mir selbst fast ein Rätsel! Aber die Liebe nimmt nicht bloß gern, sie giebt auch gern, und so hatte ich ihr eben den Wunsch gewährt. Ein Gelübde ist heilig, man muß es auch halten; nun ist ja aber die lange Trennung auch vorbei."

„Und wenn Arthur auch für einige Zeit kommt, Vater, dann sind wir ja alle wieder beieinander."

„Ja, mein Kind! Es ist recht ärgerlich, daß er erst in einigen Tagen kommen wird. Jetzt wären wir alle schon bei Rahels Ankunft beisammen!"

„Warum ist er denn eigentlich nicht zum Willkomm unserer Rahel schon eingetroffen?"

Des alten Levi Gesicht wurde ernst, er sagte aber nur: „Er schreibt, er könne nicht früher abkommen, er habe dringende Abhaltung."

„Ei, was ist denn das? Wenn er doch in dem Bankhaus eine so glänzende Stellung hat, dann hätte er es auch machen können, daß er ein paar Tage früher reiste. Er hätte ja im Notfall um so viel bälder wieder zurückkehren können."

„Laß es nur gut sein, Mirjam! Es ist nun einmal so. Wir sind dann doch noch lange genug beisammen. Und inzwischen könnt Ihr zwei Schwestern recht viel miteinander plaudern. — Das wird doch noch gehen, das Mäulchen da?" lächelte Levi und streichelte das Töchterlein.

„Ich denke schon," sagte sie spaßend und barg ihren Kopf an seiner Schulter. „Ich werde freilich vieles zu fragen haben. O, wie freue ich mich!"

* * *

Ja, man hatte einander viel gefragt und Rahel hatte am selbigen Abend noch lange forterzählt. Ruth saß auch dabei und das Christenmädchen hörte aufmerksam zu.

Wer hört nicht gern von Jerusalem, der alten heiligen Stadt? Giebt es auch eine Stadt, welche allen Völkern und Sprachen, bald möchte man sagen: allen Religionen und Konfessionen zugleich — so wichtig und heilig ist, als die Stadt Jerusalem? Kriegszüge und Kreuzzüge haben die Völker und Nationen im heidnischen und im christlichen Altertum dahin geführt, Haß und Liebe haben um ihren Besitz gestritten. Festreisen und Lustreisen brachten noch immer die Scharen von Tausenden alljährlich in ihre Thore. Vielmal belagert und vielmal erobert, gänzlich zerstört und immer wieder neu aufgebaut, ist sie von alters her die viel umworbene und vielbesungene heilige Stadt; uralte heilige Pilgerlieder und Psalmen feiern sie, und immer neue christliche Loblieder preisen die Stadt Gottes, die hochgebaute Stadt.

Rahel breitete nun auch ihre Geschenke aus. Ihrem Vater brachte sie das mit Olivenholzschmuck von Jerusalem gebundene Buch eines gelehrten Rabbiners von dort, Ruth bekam ein Cedernholzkästchen mit einer kostbaren Brosche drin. Dem Christenmädchen schenkte sie ein Ölbaumholzbüchschen mit schönem Schmuck und getrockneten Blumen des heiligen Landes. Ihrer geliebten Mirjam aber legte sie eine prachtvolle goldene Armspange an, auf welcher eingraviert stand: ‚Vergesse ich dein, Jerusalem, so müsse meiner Rechten vergessen werden!‘ Man war ganz erfüllt von den geschil-

derten Eindrücken, von welchen ihre schönen Augen selber wiederstrahlten.

Rahel war jetzt achtzehnjährig, — eine wirklich schöne und zugleich anziehende Erscheinung, was ja nicht immer dasselbe ist. Mittelgroß und wohlgebaut trug sie ihr glänzend schwarzes Haar jetzt in vollen Locken um das ganze Haupt. Ihre feurigen, tiefschwarzen Augen konnten so lebendig frisch und im nächsten Moment so träumerisch schwermütig dreinschauen, daß bald die Weite und die Kraft ihres Geistes, bald wieder die Tiefe und der Reichtum ihres Gemüts drin kund wurden. Während in Mirjams kranken Augen weibliche Weichheit und sanfte Schmiegsamkeit zum Ausdruck kamen, offenbarte das lebhafte und zugleich tiefe Auge ihrer Schwester Rahel den stärkeren Geist und die kräftigere Natur. Doch wurde bei beiden, wenn man sie nebeneinander sah, sofort trotz aller Unterschiede zwischen der bräunlichen Rahel und der mehr blonden Mirjam die Seelenverwandtschaft und die vollkommene Harmonie der beiden Schwestern auf's schönste offenbar.

* * *

Für den andern Tag hatte sich der alte Levi so ziemlich vom Geschäft frei gemacht und saß so nach einigen gemütlichen Morgenstunden auch nachmittags wieder längere Zeit bei seinen beiden Töchtern. Mirjam

hatte unaufhörlich Fragen gestellt über alles mögliche, vor allem über jenes Haus nahe am Damaskusthor in Jerusalem, wo Rahel bei guten Bekannten, bei Isaak und Rebekka und ihrer Tochter Lea, Rahels geliebter Freundin, die ganze Zeit gewohnt hatte. Rahel erzählte von der befreundeten Familie und ihrer Freundin Lea besonders, von dem ganzen Haus und seiner Einrichtung, von den Nachbarn und der großen Stadt, von deren stets wachsender Ausdehnung und dem heiligen Land überhaupt. Den Vater interessierte alles, groß und klein; weniger allerdings mit dem idealen Gedankenaufschwung, von welchem das Gespräch bei den beiden Mädchen getragen war. Er konnte die großen Hoffnungen nicht teilen, welche die jüngere Generation immer kundgab, er war noch aus der alten Zeit der trivialen Sammelarbeit des Volkes Israel, aber er empfand und bekundete doch auch ein Gefühl der Befriedigung über dem unleugbaren Aufschwung und über dem Gedanken einer Einigung des Volkes Israel in seinem verheißenen Land.

Rahel erzählte von der immer wachsenden Einwanderung des Volkes Israel in Jerusalem wie im ganzen Land, das allmählich weit und immer weiter aufgethan sei für das ganze, in der Zerstreuung groß gewordene Volk Israel. „O Vater, Vater!“ rief sie einmal, „wir sagten oft zusammen, wenn wir abends auf dem Dache saßen und über die schöne Stadt hinschauten

und zu den herrlichen Bergen empor, oder hinaus ins weite Land und bis tief in die Wüste hinein: „Jetzt kommt die Zeit der Erfüllung der alten Verheißungen!“ Das Land füllt sich wieder allenthalben mit den Kindern der Verheißung; sie kommen herzu vom Morgen und vom Abend, von Mittag und von Mitternacht. Jetzt heißt es: ‚Hebe deine Augen auf und siehe umher: diese alle versammelt kommen zu dir, deine Söhne werden von ferne kommen und deine Töchter zur Seite erzogen werden.*) Und dein verwüstetes, verstörtes und zerbrochenes Land wird dir alsdann zu eng werden, darin zu wohnen, wenn deine Verderber ferne von dir kommen, — daß man wird sagen: der Raum ist mir zu eng, rücke hin, daß ich bei dir wohnen möge!‘**) O Vater, jetzt wird es werden, wie Gott dem Erzvater Abraham verheißen hat: ‚Deinem Samen will ich dies Land geben von dem Wasser Egyptens an bis an das große Wasser Phrath.‘***) — Die Grenzen des Landes haben sich ja wie von selbst geweitet, und der Gott unserer Väter giebt unserem Volk die verheißene Ruhe in dem Land der Verheißung, — und weit über seine Grenzen hinaus, so weit, wie diese noch niemals gegangen sind, auch in den Zeiten des Erzvaters David nicht.“

Der alte Levi lächelte über die Begeisterung seiner

*) Jes. 60, 4. **) Jes. 49, 19. 20.
***) 1. Mose 15, 18.

Tochter Rahel; er machte bei diesen ihren Worten auf dem Tisch eine Bewegung mit der Hand, wie er es sich angewöhnt hatte, — wie wenn man Geld zusammenstreicht, und auf einen Haufen sammelt. Es war dies übrigens ganz unwillkürlich. Er war ein wirklich edler und gottesfürchtiger Mann. Die Erzählungen und Schilderungen seiner Tochter Rahel befriedigten ihn sichtlich. Der Bericht über die offenbare Stärkung der Sache des Volkes Israel, über seine Sammlung im heiligen Land und das Wachstum der Ansiedler hatte sein volles Interesse. — Tausende und aber Tausende waren ja schon zusammengeströmt seit langer, langer Zeit, nicht in den letzten Jahrzehnten bloß. Das ‚Nationalitätsprinzip', dieser Grundsatz der Zusammengehörigkeit jeder einzelnen Nation für sich, schon im 19. Jahrhundert erwacht und immer mehr erstarkt, hatte diese Einwanderung erleichtert und langsam begründet. Judenemanzipationen einerseits und Judenverfolgungen da und dort andererseits wirkten zusammen, sie zu mehren und zu vollenden. Das alles war aber nicht das Einzige. Die eigentliche Macht in dieser Wanderung lag in der merkwürdigen Bewegung, welche erst in den letzten Jahrzehnten vollends begonnen hatte. Das Volk Israel fühlte sich mächtig emporgekommen und zugleich im Gedränge der Völker. In den Schiebungen der letzten Zeit, in den gewaltigen Gährungen des Erdballs sozusagen emporgehoben und zugleich wie durch einen inneren Trieb erfaßt, — zog es dieses Volk

immer mehr zu seinem angestammten Lande hin. Der nationale Gedanke wurde immer klarer, der Volksinstinkt immer mächtiger. Arme zogen ins gelobte Land, um dort ihr Glück zu finden, Fromme zogen ins heilige Land, um einst in der Erde ihrer Väter sich schlafen zu legen. Viele kamen, um alle die altheiligen Stätten zu besuchen, wo Abraham gewandelt und Isaak und Jakob umhergezogen und in Hütten gewohnt hatten, — um die Stadt Gottes zu schauen, wo David den Königsthron errichtet und wo der weise Salomo geherrscht und geglänzt hatte. Reiche Juden, deren Reichtümer ja ganz anderswo gesammelt waren, als im heiligen Land, und ganz anderswie, als mit einer dortigen Beschäftigung, — sie gedachten wohl nicht hineinzuziehen, aber ein Sommerhaus wollten sie haben in den Thoren Jerusalems oder vor seinen Thoren irgendwo auf den herrlichen Bergen rings umher. So stand es ums Jahr 2000 mit dem Volk Israel und mit dem Lande seiner Väter.

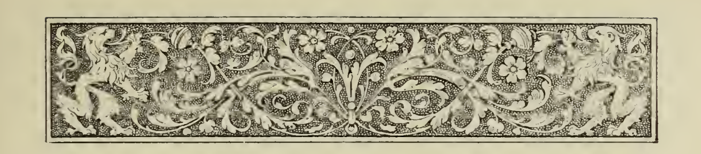
Die Mehrzahl, bei weitem die Mehrzahl der massenhaften Einwanderer, bildeten die altgläubigen Juden, denen eine Wiederherstellung ihres gesamten alten Volksbestandes das höchste Ideal war, — und zwar ganz ernstlich des *gesamten* Volksbestandes, auch aller ihrer Religionsgebräuche, ja zum Teil sogar ihrer Opferstätte und der Opfer selbst. So dachten besonders die Fanatiker. Und alles war wenigstens darin schon 25 Jahre vorher einig gewesen, ein *Tempel* müsse der

ideale Mittelpunkt für's Ganze wieder werden, der Tempel müsse wieder aufgebaut werden, und zwar in der Gestalt und Größe, wie ihn der Prophet Hesekiel in jenem großen Gesicht vor ihr geistiges Auge gezaubert hatte.*) Das galt, das war die Meinung der Menge. Und was ist unmöglich in einer bedeutenden Zeit? Was ist unausführbar, wenn in mächtigem Drängen und mit starkem Willen die Reichtümer der Reichen auf einen Zweck sich vereinigen?!

*) Hesekiel 40—48.







VIII. Kapitel.

Enttäuschungen.

Motto:
So sehen wir uns wieder? So mußt Du
Den Einzug halten in des Vaters Haus?!
O laß an meinem Leben mich das Deinige
Anzünden! . . .

Schiller, Braut von Messina.

Nach einigen Tagen kam Arthur, der einzige Sohn der Familie, auch zu Besuch. Er wurde von allen herzlich empfangen, von Rahel war er stürmisch erwartet. Hatte sie ihn doch schon besonders lange nicht mehr gesehen, und von so manchem ernsten Wort, das zwischen Vater und Sohn gesprochen ward, wußte sie so wenig als Mirjam. Arthur stand bei einem be-

rühmten Bankhaus in der Hauptstadt in Diensten; des Vaters Ansehen in der jüdischen Kaufmannschaft hatte das nach der gewöhnlichen Vorschulung leicht möglich gemacht. Aber es wird manchem Vater hinterher eine schwere Last, wenn seine Arbeit oder sein Ansehen den Söhnen das Leben leicht macht. Arthur hatte es leicht, war selber leicht, lebte leicht. Oberflächlichkeit war der Grundzug seines Wesens; leicht beweglich im Verkehr mit anderen, ward er nicht sofort als das erkannt, was er war. Einen zu geringen Posten, welcher das geringe Maß von Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsgründlichkeit vielleicht rascher und greller geoffenbart hätte, konnte man ihm, dem Achtundzwanzigjährigen, nicht mehr geben, vollends nicht dem Sohn eines so geachteten Freundes, wie Herr Bankier Levi es war. Wer aber länger mit ihm zu thun hatte, mußte doch mit der Zeit finden, daß nicht viel in ihm war. In seinem Geschäft hatte er nun gerade denjenigen Posten, welcher das verhältnismäßig am längsten verhüllte. Repräsentation nach außen wußte er zu machen. Sozusagen die immer baumelnde Zwischenthüre zwischen dem Geschäft und der Außenwelt zu bilden, das ging ja an; die eigentlichen Geschäfte mit den betreffenden Herren abzuwickeln, wäre nicht seine Sache gewesen, war aber auch nicht sein Beruf, und er verstand es prächtig, das, was Unfähigkeit war, als bloße Bescheidenheit, anderen diesen Ruhm zu lassen, darzustellen. Der windige

Mensch war also nur sozusagen die Windfangthüre im Haus. Aber diese gesellige Repräsentation des Hauses verstand er vorzüglich. Sein gefälliges Äußere und eine gewisse Würdigkeit ‚aufzuwarten‘ empfahlen ihn dazu. Was geschäftlich fehlte, sah man ihm deshalb jedesmal wohlwollend nach, wenn man auch allmählich wußte, daß er nicht der ebenbürtige, gleich arbeitstüchtige Sohn seines Vaters sei. Er wußte sich immer zu geben, und wo diese Lücke deutlicher hätte offenbar werden müssen, da verstand er es gut, dieselbe geschickt zu verdecken und mit irgend einer ‚notwendig gewordenen‘ gesellschaftlichen Repräsentation des Hauses zu beschönigen.

Hier zu Hause nun, von beiden Schwestern empfangen als der geliebte Bruder, auch mit liebenswürdigen Vorwürfen über sein spätes Eintreffen überhäuft, suchte er sich zunächst von der liebenswürdigen Seite zu geben, wenn schon weniger mit Herzlichkeit, als mit absichtlicher, zur Schau getragener Weltgewandtheit. Eigentümlich! der warme Ton der Herzlichkeit und Innigkeit im Haus war ihm, dem schalen und zugleich stolzen Menschen, eher unangenehm als angenehm, denn er brachte dabei seine vornehm sein sollende Gewandtheit, — das war also seine Art von Liebenswürdigkeit, — nicht recht an den Mann. Er brauchte förmlich Zeit, sich daheim wieder zurecht zu finden. Seine Schwestern empfanden das nicht sogleich, ihre Liebe deckte es arglos zu; der Vater aber schaute tiefer

und ihm gegenüber wich auch, sobald derselbe nur ins Zimmer trat, sofort das thörichte Selbstbewußtsein des Sohnes. Übrigens war des Vaters Benehmen gegen den Sohn tadellos; er behandelte ihn als den Sohn des Hauses. Es wäre ja ein Stück Selbstachtung mit verloren gegangen, wenn er nicht dem eigenen Sohn dasjenige Teil liebender Achtung vor Schwestern und vor Dienstboten entgegengebracht hätte, welches dem Sohn des Hauses als solchem gebührte.

Wenn aber die Geschwister allein waren, so ging es allmählich nicht mehr recht vorwärts mit dem Gespräch; denn es kam nicht mehr so recht zu einer gegenseitigen Berührung der Seelen. Fade Witze und allgemeine Redensarten thun das ja nicht. Man kann einmal auch über dergleichen lachen und harmlos sich daran vergnügen; auf die Länge aber geht das allein nicht mehr für Leute, welche unter einander etwas Besseres wert und etwas Edleres, Feineres gewöhnt sind. Die mehr zurücktretende Mirjam hätte den geheimen Gegensatz nicht ebenso schnell empfunden und jedenfalls ihm nicht kräftig begegnen können, — anders aber war das bei Rahel. Ihr lebhafter Geist und ihre starke Natur forderten das Treffen heraus, ohne daß sie das wollte oder eigentlich nur ahnte. Das Gewicht ihrer Persönlichkeit mußte anziehen oder abstoßen, mit erheben oder demütigen; das konnte auch bei Bruder Arthur schließlich nicht ausbleiben.

Sie hatte so eine Art in ihrer Unterhaltung. Sie wollte etwas mit derselben, es war ihr nicht ein Spiel. Sie wollte damit etwas geben und wollte auch etwas empfangen. Es war — in der liebenswürdigsten Art und Weise — bei ihr ein gewisses Andringen, ein vor die Entscheidung Stellen, es war ein Entweder-Oder, wozu man bei ihr aufgefordert wurde.

So war es auch in ihren Erzählungen von Jerusalem. Er hatte ja die Tage her zugehört und immer wieder zugehört; aber was ihr das Wichtigste dabei war, hatte gerade sein Interesse nicht. Vieles schien ihm Kleinigkeiten zu betreffen, was ihr wichtig und wirklich etwas wert war. Was nicht äußerlich großartig war, das war ihm nichts, und andererseits konnte er dann mit Fragen kommen über Dinge, welche ihr windig erschienen. Doch war das alles immer noch kein so deutlicher Gegensatz, wie er noch offenbar werden sollte.

Rahel hatte, um der Schwester willen mehr Neues erzählend, seitdem nie mehr ganz in der Weise berichtet und sich ausgesprochen, wie damals am ersten Tag nach ihrer Ankunft in des Vaters Beisein. Heute sollte es sich begeben, daß sie wieder in einen tieferen Gedankengang eindrang. Die tastenden Versuche waren vorüber, ihre Seele sehnte sich nun einmal wieder, — auch ihm gegenüber, — darnach, ihr Innerstes herauszusagen.

„Arthur, weißt Du noch die Psalmen, die ver-

schiedenen kleinen Psalmen alle nach einander, welche wir in der Schule auswendig gelernt haben?“

„Welche denn?“

„Ach, weißt Du, der erste fängt an: ‚Ich rufe zu dem Herrn in meiner Not.‘“*)

Arthur blies den Rauch seiner Zigarette in die Luft hinaus, und lächelte ein wenig: „Da weiß ich nichts mehr davon.“

„Und den: ‚Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt?‘“

Er hob seine Augen empor, — seine eigentlich so schönen und doch so schalen Augen, — wiegte, wie mit den Augen suchend, den Kopf langsam hin und her und sagte: „Ich weiß aber nichts mehr davon!“

Rahel sagte halb ärgerlich, halb spaßhaft: „Du bist doch von jeher ein Nichtskönner gewesen!“

Arthur sah rasch zu ihr herüber und dann wieder auf seine Zigarette.

„Und dann den, in dem es heißt: ‚Wünschet Jerusalem Glück, es müsse wohl gehen denen, die dich lieben!‘“

„Ach, nur nicht immer von Jerusalem! wir anderen Leute müssen und können auch glücklich sein, wenn man auch nicht in Jerusalem gewesen ist!“

Jetzt war sie sehr betroffen über seine kühle

---

*) Psalm 120, — der erste der Wallfahrtspsalmen.



8. Seite 256.

Rahels Seele sehnte sich nun einmal wieder darnach, ihr Innerstes heraus-zusagen. . . . . Arthur blies den Rauch seiner Zigarette in die Luft hinaus und lächelte ein wenig: „Da weiß ich nichts mehr davon!“



Antwort. Ihr Herz war voll von Jerusalem; ihr war es ins Herz geschrieben, was auf dem Armband ihrer Schwester stand: ‚Vergesse ich dein, Jerusalem, so müsse meiner Rechten vergessen werden!' und sie scheute sich nicht, auch nachzusprechen, was im folgenden Vers dort steht: ‚Meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.'*) Wie konnte ein rechter Jude aus dem Hause Levi, — wie ihr eigener Bruder anders denken!

Es that ihr im Innersten weh; fast meinte sie, ob denn alles zuviel gewesen sei, was sie bisher erzählt habe? Aber Mirjam und ihr Vater, auch Ruth und das Christenmädchen, hatten doch immer so aufmerksam zugehört, nicht genug bekommen können, immer wieder gefragt und immer neu angebohrt. Und jetzt der Bruder so . . . ! doch sie war ihrer Sache innerlich gewiß. War, was sie erlebt und geschaut, nicht in verborgenem, ja in ganz offenbarem Zusammenhang mit den innersten Bedürfnissen ihrer Seele, mit den heiligsten Überzeugungen ihres Herzens, mit den wichtigsten Religionsfragen ihres Volkes?! — Auf denn, in den Kampf dafür! Es ist ja doch der geliebte Bruder! er wird sich schon gefangen geben! Wie konnte er auch heute nur so launisch sein!

„Aber höre, Arthur! das ist doch gar zu arg! wenn Dir das alles gleichgiltig ist!"

*) Psalm 137, 5 u. 6.

„Und ich sage es noch einmal: es können doch nicht alle Leute nach Jerusalem hinein! wir müssen auch leben und anderswie glücklich sein! mach doch nicht gar so viel Wesens daraus!“

Das war ihr, wie wenn er ihr gesagt hätte: Wie nutzlos hast Du sechs Monate Deines kostbaren Lebens vergeudet! wie unnötig viel Geld für eine solche Reise ausgegeben! — Doch nein, so konnte es ja nicht gemeint sein; so viel sah ihm auch die Schwester an, daß er in der Arbeit nicht aufgehe und daß das Sparen nicht seine hervorragende Tugend sei. Aber das sagte sie nicht, denn sie fühlte jetzt, daß tief innerlich ein großer Unterschied der Lebensauffassung bestehe, daß ein bedeutender Unterschied der Weltanschauung überhaupt hier zu Tage trete. Nur dachte sie noch immer, das sei wohl mehr die in der großen Welt angenommene Art, von religiösen Dingen ums Himmels willen nichts verlautbaren zu lassen in einem Gespräch mit gebildeten Menschen, — worüber sie sich als eine tiefere Natur schon oft geärgert hatte.

„Hör' mal, Bruder,“ sagte sie jetzt, „ich kann nicht glauben, daß Du so gleichgiltig bist, als Du Dir den Schein giebst. Sage doch: ist das wirklich nichts Interessantes, was in Jerusalem vorgeht — und im heiligen Land überhaupt? Giebt es für uns Juden etwas Wichtigeres auf der Welt als diese gegenwärtigen Bewegungen dort? Und da kannst Du so reden?“

Er machte ein Gesicht, als wollte er ihr bedeuten, daß er nicht Lust habe, gezankt zu werden, vielleicht auch sich ein wenig fürchte, ausgefragt zu werden wie ein kleiner Schulknabe. Er antwortete aber noch nicht.

„Nun, so antworte doch!"

Er hielt seine Zigarrette mit der brennenden Seite gegen sich und blies langsam den Rauch auf die selbst rauchende Zigarrette hin, wie es geistreiche Raucher machen, als wollte er bemerklich machen: ‚wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren' oder aber: ‚wo etwas ist, da muß noch mehr hin.' Aus seinem Hirn kam aber immer noch nichts heraus und aus seinem Herzen auch nichts. Nur also Rauch und Dunst war es, was von ihm ausging.

Seine Schwester aber dachte: Jetzt muß es heraus! Wir sind einmal dran. Ich will doch sehen, ob er gar nichts weiß und gar nichts in sich hat, oder was das ist! Wie eine Debora ging sie jetzt über ihn her, fast mit dem Hochgefühl heiligen Spottes über seine Schwachheit.

„Er weiß, scheint es, gar nichts, er weiß gar nichts von diesen Dingen!" sagte sie, prüfend zu ihm gewendet.

Sie ahnte es selber nicht, daß das immer noch am ehesten die rechte Art und Weise war, ihn ‚ins Gespräch zu ziehen'. Denn Leute, die etwas wissen, werden sich kaum halten, dann nicht loszuschlagen. Oder aber Leute, die nichts wissen und nichts in sich haben, sind doch oft

am empörtesten dann, wenn sie hieran erinnert werden. Feinere Seelen zwar werden dadurch eher noch gedemütigt und um so begieriger zu lernen, rauhere Leute aber werden grob in diesem Fall und schlagen auch los. Daher kommt ja eigentlich all' die Kannegießerei von Leuten, welche besser schweigen, hören und lernen sollten. — In diesem Fall schien er seinesteils jetzt zu sein. Oder nicht? Jedenfalls wurde er nun fast grob.

„Ich verstehe diese Sachen so gut wie Du, glaube mir! Aber ich denke anders darüber, das sage ich Dir offen!"

Jetzt waren beide im Feuer, die Plänklerkette der Schwester hatte ihre Schuldigkeit gethan, der Feind, — ach! man verzeihe: der Bruder — war zum Gefecht genötigt und mußte klar legen, wieviel Kräfte er aufmarschieren zu lassen habe. Sie aber stand selber längst klar zum Gefecht.

„Nun, so wollen wir doch einmal unsere Meinungen austauschen!"

Das schien ihm nun doch wieder fast eine Verlegenheit zu sein, es schien ihm selbst eine Frage zu sein, ob er über diese Dinge schon genügend nachgedacht und sich ganz klar geworden war. Aber er konnte jetzt nicht mehr zurück, er mußte Rede stehen, Antwort geben, wo nicht gar ‚Feuer geben'. Er sah einen mutigen Widerpart sich gegenüber, — ein Weib gegen einen Mann, die jüngere Schwester gegen — ja schroff gegen

den in mancher weiblichen Gesellschaft sonst etwas geltenden Bruder. Freilich mit Vorzügen des Geistes in solcher Gesellschaft Eroberungen zu machen, war nicht seine Gewohnheit, und überhaupt mit solchen Fragen so unerbittlich drangekriegt zu werden, war ihm eine recht unangenehme und überraschend kommende Bestürmung und Belagerung. Aber er war nun einmal im Gefecht, er saß nun einmal da, mit überschlagenen Beinen und bisher so bequem versenkt in die weichen Kissen des Divans, daß es jetzt doch nicht anging, etwa aufzustehen und davon zu laufen; das wäre feig, sehr feig und lächerlich erschienen. Also denn! drauf los! —

„Nun, was willst Du also?“ frug er, halb sich dreingebend, halb kampfbereit.

„Ich frage Dich nur, Arthur, ob das nichts Großes, Merkwürdiges, Bedeutendes, Verheißungsvolles ist: das heilige Land weit offen für die Kinder Israel! Sie sammeln sich von allen Ländern her, das heilige Volk des Höchsten kommt wieder in sein Land und zu seiner Stadt Jerusalem, wird wieder eine Nation so wie andere auch, das auserwählte Volk unter allen Völkern!“

„Und was noch?“

„Nun, was noch? Ist das nicht genug? Spürst Du nicht die große Bedeutung dieser Thatsachen?“

„Die große Bedeutung dieser Thatsachen?“ frug Arthur und jetzt erst setzte er sich zurecht und schien endlich

reden zu wollen. „Und was ist denn Neues daran? Sage doch! was ist Neues daran?“

„Wie so?“ frug sie.

„Nun, Du sagst: ‚Kinder Israel‘; Du sagst: ‚das heilige Volk des Höchsten,‘ Du sagst: ‚Nation,‘ Du sagst: ‚auserwähltes Volk!‘ — — was ist denn Neues daran?“

„Das doch nicht! Aber daß wir ins heilige Land kommen, uns sammeln und dort wieder eine Nation werden.“

„So — meint Ihr? als wären wir es nicht längst!“ sagte er jetzt mit stolzem, tyrannischem Blick und hartem Ton; — „als wären wir es nicht schon längst! Wir sind eine Nation, wir waren es und wir werden es sein! Ob wir wieder nach Palästina gehen oder nicht, — wir sind es und bleiben es! Ins ‚heilige Land‘? Ha! Das muß nicht sein, Schwesterchen! Das ist für sentimentale Seelen, aber sein muß das nicht! Das ist Formsache, Liebhaberei, Wunderlichkeit, vielleicht ein rechter Unsinn, sage ich Dir! oder sagen wir besser — denn Du alterierst Dich nur daran, wie ich sehe, — ein rechter Schaden, ja wohl! recht schade, recht schade!“

„Was soll das heißen?!“

„Nun, Rahel! Hast Du gar nichts gelernt, als was Du in der Schule gelernt hast? Hast Du keinen Vater, der weiß, was es heißt: Jude sein? — auch ohne Palästina, ohne heiliges Land und dergleichen Sentimentalitäten!“

„Ich bitte aber doch, Arthur, diese Dinge sind mir heilig."

„Meinetwegen! Also! . . . . Dann laß es eben, davon zu reden, wenn man nicht mit Vernunft davon soll reden dürfen! — Und ich sage Dir noch einmal, liebe Schwester, das sind Sentimentalitäten! Wo hat Israel seinen Reichtum her? aus dem sogenannten ‚heiligen Lande' oder aus anderen Ländern? Wo hat es seinen Einfluß her? vom ‚heiligen Land' oder von seinem Wohnen unter anderen Völkern? Wo hat es seine Weltstellung her?" rief er, stolz sich in die Brust werfend, — „von einem Zusammensitzen auf dem Häuflein Erde um die sogenannten heiligen Stätten, oder von seinem Zerstreutsein, Umherirren, Wandern, aber auch Arbeiten, notabene geschickt Arbeiten, nicht etwa sich Durchbetteln auf seiner Wanderschaft unter den Völkern! — Ja wohl, von seiner unermüdlichen Rührigkeit und unverwüstlichen Zähigkeit, — daher, daher haben wir, was wir haben! — Und was wir haben," rief er jetzt mit zusammengeballter Faust und gerunzelter Stirn, — „was wir haben, das wollen wir behalten und werden es behalten und uns nicht rauben lassen, auch durch Eure Sentimentalitäten nicht, Ihr Frauen und Ihr frommen Leute, die Ihr dumme Streiche macht. Hörst Du, verstehst Du mich?"

Rahel war ganz betroffen. Diese harte Art, dieser zornige Ausbruch! dieser Redestrom und dieser starre

Stolz der Gedanken, — jetzt auf einmal nach so langem Brüten und faulem Nichtredenwollen! Ja, ganz betroffen war sie! Und es war erst noch Sinn in seiner Rede, Gedanke in seiner Auffassung! — das konnte sie nicht bestreiten. Was ihr zuerst fast wie eine Gotteslästerung erschienen war, das Wort „Sentimentalität,“ das stand ihr jetzt, wenn auch kaum begriffen und durch und durch unsympathisch, so doch als ein wirklicher Gedanke, als eine andere, ganz andere, aber eigenartige, beachtenswerte Auffassung da, — an die sie noch gar nie gedacht hatte, an die sie sich gewöhnen mußte, die aber des Nachdenkens wert war.

Er fühlte ihr den Eindruck ab, den seine Worte gemacht hatten, er triumphierte im Stillen. Er übertrumpfte sich jetzt und fuhr fort: „Sieh, Rahel, so ist es mit Eurem Glauben! Immer sentimental, immer eng! Nur nicht denken, nur keine Gründe!“

Da kam er nun aber übel an; hier ließ sie ihn nicht weiter reden. Im Gegenteil, das gab ihr sofort Festigkeit und gleichzeitig Klarheit des Gedankens.

„Arthur! vom Glauben der Väter bringst Du mich nicht ab! Ein bischen Sentimentalität mag dabei sein, das ist eben zugleich ein bischen Weiblichkeit, und ich will ein ganzes Weib sein, Arthur! Ein Weib ohne Religion ist kein Weib! Daß aber die Religion ohne Denken sei, ist gar nicht wahr. Ich kann Dir nur sagen, die Religion gerade hat mich noch immer zum

tiefsten Denken hingeführt; sie ist Geheimnis und ist Offenbarung zugleich, sie giebt und nimmt uns die tiefsten Rätsel, sie ist die Weisheit von oben und die Weisheit auf der Gasse."

„Sprüche!" warf Arthur dazwischen.

„Nicht nur ‚Sprüche,' Arthur! sondern ‚Spruch Gottes,' wie die heiligen Propheten zu sagen pflegten, und Wiederhall des Menschenherzens zugleich, möchte ich sagen."

„So mag ein Frauenherz reden, aber nicht ein Männerverstand!"

„Meinst Du?" rief Rahel erregt, — „so mag ein stolzes Männerherz reden, aber so spricht nicht die gottgegebene Vernunft!"

„Liebe Rahel!" sagte er jetzt, „so kommen wir nicht weiter; so beleidigen wir einander nur. Ich habe angefangen, ich bekenne es, — wiewohl Du eigentlich viel früher, ehe Du es ahntest. Aber ein Männerverstand," lachte er, „muß auch kalt sein können, — ich will kaltes Blut behalten."

„Und ich ein warmes Frauenherz," antwortete auch sie begütigend.

„Also denn! — nun höre Du mir zu, Rahel!"

„Ich höre."

„Sage mir, Rahel! was haben Deine Freunde, was haben die Leute in Jerusalem über den Weltregenten gesagt, als er dort war?"

„Wie kommst Du zu dieser Frage?“

„Nun, ich möchte es einmal wissen.“

„Die Zeitungen waren ja voll davon, Arthur! Was brauche ich da zu sagen?“

„Bitte, es steht nicht alles in den Zeitungen, was geschieht, geredet, gedacht wird. Weißt Du: Gedanken sind zollfrei, nicht wahr? Auch meine — und Deine! und ebenso die anderer Leute auch. Ich frage nicht, was er dort gesagt hat, — er kann schweigen oder so reden, wie er will, oder so, wie wenn er geschwiegen hätte, — aber andere Leute können das nicht immer ebenso gut! Ich frage also: Was haben Deine Freunde und die Leute in Jerusalem vom Weltregenten gesagt, als er letztes Mal dort war?“

„Nun, er hat nicht allen gefallen, — oder eigentlich, er hat vielen gar nicht gefallen.“

„Da haben wir es! Die Esel, die frommen Esel!“

„Aber Arthur! Du weißt, unter wessen Dach ich gelebt habe! Der alte Isaak ist mir wie ein Patriarch erschienen und Rebekka wie eine Stammmutter.“

„Wolltest sagen: wie eine Stammmutter mit einer einzigen Tochter namens Lea, — welche überdem wahrscheinlich ganz aussieht, wie höchstdero Stammmutter mit den blöden Augen?“

„Ach, laß doch diese bitteren Spottreden, Arthur! wozu denn?“

„Gut, ich kann es ja lassen, wir sind eigentlich schon fertig.“

„Nein, das sind wir nicht. — Warum hast Du mich vorhin das gefragt?“

„Rahel, hättest Du mir eine andere Antwort geben können, so wäre ich nicht ärgerlich geworden; so aber hat es“ — lachte er — „fast schon wieder eine schlimme Wendung genommen, gerade wie es eine schlimme Wendung nimmt, wenn die Leute, wenn Juden — so dumm sind und an diesem Weltregenten keinen rechten Gefallen finden! Und warum denn? sage mir das auch noch!“

„Warum? er schien keine Freude zu haben an der Wiederherstellung des Gesetzes.“

„So? das kann ich mir denken! Und sie also deswegen keine an ihm, diese dummen Leute? sie, die Juden, an ihm, einem Juden, — am Weltregenten, einem Juden, keine Freude?!“

„Ja, — weil er keine zu haben schien an der Wiederherstellung des Gesetzes!“

„Und an allen ihren engen, beschränkten Anschauungen sonst noch, sage ich Dir! Aber ums Himmels willen! sage selbst, Rahel, ob das nicht dumm ist: sie, die Juden, die altgläubigen Juden, keine Freude am Weltregenten, einem Juden! Wer soll das fassen, wer soll das verstehen?! Von vielen Christen wird er gehaßt, weil er ein Jude ist, und gleichwohl, gleichwohl nicht allen Juden ein Abgott, eben weil er Jude ist!!“

„Das ist es eben: einen Abgott will man nicht! Gott anbeten, ihn allein anbeten wollen wir! Wenn aber er nicht Gott anbetet, oder vielleicht nicht ....

„Weißt Du das, Rahel?"

„Ich weiß es nicht, aber so schien es doch, und dann ist es so eine Sache. Bedenke! die Juden jetzt auf der höchsten Höhe, nahe an der Erfüllung der uralten Verheißungen, — ihren Gott suchend und findend wie vor alters, — ja, da ist es doch ein doppelter Schmerz, wenn man spürt: er will eigentlich nichts von Gott! Glaube mir! wir gerade hätten die größte Freude an ihm, an einem solchen Weltregenten aus der Mitte unsres eigenen Volkes, wenn er nur das Gesetz der Väter und die Propheten etwas gelten ließe! Aber davon hat man nichts gespürt!"

„Hat er etwas dagegen gesagt oder gethan?"

„Das nicht."

„Also!"

„Doch, Arthur! er hat nichts dagegen gesagt und gethan, aber ...."

„Was ‚aber' ....?! Also er hat mindestens den Glauben des Volks geschont, und damit war man nicht zufrieden? Das ist traurig, wirklich traurig!"

„Bitte! wir waren traurig und mußten traurig sein, daß es nur das sei und nichts weiter. So konnten viele ihre eigentliche Hoffnung nicht auf ihn setzen, — und hätten es so gerne gethan, so herzlich gerne!"

„Und ich sage, das war Thorheit! Thorheit war das!“

„Siehe, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit!“

„Und meiden das Böse, das ist Verstand,“ leierte Arthur nach.

„Arthur, laß das, wenn ich Dir glauben, wenn ich nicht an Dir irre werden soll! So etwas kann ich nicht hören von meinem eigenen Bruder!“

„Rahel, man kann ärgerlich, man kann oft ganz grimmig werden über die Dummheit der Menschen! Der Weltregent ein Jude, und den frommen Juden gefällt er nicht! Was soll man da sagen? Sieh, Rahel! das ist es, warum mir Eure gelobte Landesbegeisterung auch nicht gefällt! — Wozu denn aller Augen auf sich ziehen, andere Völker neidisch, mißtrauisch machen, neue Gefahren heraufbeschwören? Man sagt, eine kluge Frau herrsche immer im Haus. Ist das aber eine kluge Frau, welche zeigt, daß sie herrscht und herrschen will? oder wird sie dann wirklich herrschen, wenn sie es zeigt? Es wird bald aus sein, es sei denn, daß ihr Mann ein Sklave ist. Unser Volk, die Judenschaft, ist eine kluge Frau, sie herrscht im Haus, — in der weiten Welt mehr und mehr sie allein! Muß das gezeigt, muß das herausgehängt sein? Muß dieser Aushängeschild ‚heiliges Land,‘ ‚gelobtes Land,‘ ‚Stammland der Väter,‘ ‚Land der Erzväter‘ u. s. w. immer in großen goldenen Lettern prangen vor dem glotzenden Auge aller Menschen,

vor dem neidischen Blick fanatischer Christen? Das ist doch nicht nötig! Das gehört doch nicht zur Herrschaft!!"

„Aber ...."

„Nichts ‚aber!' Und nun siehe! Soll der Weltregent, ein Jude, auch wieder recht stolz auf seinen Judennamen sein vor aller Welt, vor allen Völkern? Soll er gar, wenn er nach Jerusalem kommt, recht viel Spektakel damit machen, und rechten Hokuspokus treiben mit dem Judennamen und der Judenreligion und unseren alten Religionsgebräuchen?! — Verstehst Du! ich weiß ja nicht näher, was er denkt und was er noch thun wird in dieser Beziehung; dieser ganze Mann ist ein Geheimnis, der ganze Mensch ist ein Wunder, der ganze Mann, sage ich Dir! — aber das Mindeste, was er ist, ist das, daß er ein gescheiter Jude ist und vor allen Dingen Rücksicht nimmt auf andere Völker, auf andere Religionen und Konfessionen, besonders aber, wenn er nach Jerusalem kommt! Verstehst Du mich?!"

„Ich verstehe Dich, — aber Du verstehst mich, Du verstehst uns nicht, wenn Du nicht begreifst, daß es einem Israeliten, der an der alten Väter Gesetz und Hoffnung hängt, schmerzlich ist und bleibt, wenn er kühl ist und den Eindruck macht, als hielte er nichts darauf."

„Das überlasse Du ihm! Ich meine, Dir jetzt genug gesagt zu haben!" — —

Das Gespräch brach ab. Der Vater kam herein. Bald kam auch das Abendessen. Man sprach über allerlei, aber viel wurde es nicht mehr. Rahel war still, stiller als diese Tage her. Mirjam, obwohl nicht beim vorigen Gespräch anwesend, empfand es wohl, daß ein besonderer Grund vorliegen müsse; sie sah öfter zu ihrer Schwester hinüber. Aber ihr Auge war ja nicht klar genug, um sichere Schlüsse zu ziehen aus dem, was sie sah. Der Vater war etwas geschäftsmüde heute, er hatte manches hereinzuholen und schien, ein wenig in sich versunken, nichts zu merken. Der Tag ging zu Ende. Man sagte sich gute Nacht und ging zur Ruhe.

Rahel ruhte aber nicht, sie hatte viel zu denken und zu überwinden. Des Bruders Art, seine religiöse oder vielmehr religiös gleichgiltige Gesinnung, die so offenbar, so kraß zu Tage trat, that ihr wehe, bitter wehe und machte ihr große Sorge. Seine Anschauungen aber enthielten manches Neue für sie und manches Beherzigenswerte, was sie lange umtrieb. Sie wäre froh gewesen, wenn sie alles so ruhig hätte hinnehmen können. Aber das konnte sie nimmermehr. In dem ganzen Gedankensystem, das vor ihr aufgebaut war, war so viel System, Klugheit, Berechnung, — sie hätte sagen mögen: Schlauheit, — daß sie der Sache nicht recht trauen mochte. Dagegen fand sie Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Treue, Gott und seine Verheißung zurückgestellt, zu den Akten, zu den Toten gelegt, — damit

war aufgeräumt, als müßte man sich dessen schämen, als würde es sich nicht zusammenreimen mit der Vernunft, als wäre es ein Schaden, eine Gefahr und was nicht gar noch mehr!

Nein, nein! ‚Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege,‘ dachte sie in ihrem Herzen. Das Gehörte alles hatte sie nur verwirrt, nicht erleuchtet, nur bedrängt, nicht erleichtert. Mochte manches noch nicht ganz klar sein, was sie gesehen und gehört hatte in Jerusalem, was sie glaubte und erkannte in ihres Herzens Grund, — irre konnte sie doch nicht mehr werden, das fühlte sie jetzt in der stillen Nacht tief, als sie gebetet hatte ein uralt heiliges Gebet von der Mutter her, von den alten Vätern her, und zum Schluß das: ‚Der Herr segne dich und behüte dich!‘

Sie schlief jetzt ruhig ein. Der nächste Tag schon sollte ihr Klarheit bringen.





IX. Kapitel.

Allerlei Messiasgedanken.

Motto:
Dein Ideal zeigt mir Dein geistig Bild!

Rahel war am andern Tag etwas abgespannt. Arthur war das morgens eigentlich immer. Der Vormittag ging still hin, man hatte einige Ausgänge zu machen, Arthur wollte sich auch einigen alten Freunden zeigen und kam so erst vor Tisch wieder heim. Der Nachmittag erst bot eine passende Stunde, das gestrige Gespräch noch einmal aufzunehmen.

Diesmal schien Arthur kampfbereiter als Rahel. Rahel wäre heute vielleicht eher noch etwas ausgewichen, — übrigens mehr um das Wogende und Werdende in sich vollends zu verarbeiten, als aus Furcht, zu unterliegen. So ging sie denn noch einigemale hin und her, aus und ein, ehe sie sich niederließ.

In Arthur glühte ein Feuer. Er meinte gesiegt zu haben; es brannte eine unheimliche Begeisterung in ihm, die er ja gestern schon, auf einen Namen zugespitzt, ganz offen ausgesprochen hatte, eine Begeisterung, welche zu seinem sonst stolzen, kalten, auch schalen, matten Wesen einen eigentümlichen Gegensatz bildete, wie Feuerschein zum Abendschatten, — und doch wieder eigentlich harmonisch damit zusammen stimmte, wie greller Blitz und schwarze Nacht. Aber einer echten Frauenseele konnte das nicht sympathisch sein, einer innerlich frommen Frauenseele vollends mußte es eher als ein Greuel erscheinen, — und einer liebenden Schwester war es ein tiefer, tiefer Schmerz. Doch ließ sie sich bei ihm nieder. Die Liebe hofft alles. Und sie wollte ja selbst noch dies und das sagen, wenn sie auch nicht wußte, womit jetzt sogleich anfangen, — und so anfangen, daß nicht wieder der wegwerfende Spott und jener übermütige Geist einer parteisüchtigen, feindseligen Vernünftelei sich dran mache, ihr die Heiligtümer ihres Herzens zu zerstöbern.

Der Vater hatte sich nach Tisch zurückgezogen und

Mirjam war auch in ihr Zimmer gegangen; sie liebte die Guitarre. —

„Gut geschlafen, Schwesterchen?“ begann er endlich.

„Das ist jedenfalls schon lange vorüber, — es ist jetzt bekanntlich nachmittags 1/2 2 Uhr.“

„Hatte aber heute eigentlich noch gar nicht die Ehre!“

„Es war mir auch nicht bälder möglich, — und Du warst ja dann fort bis zu Tisch.“

„Aber jetzt bin ich da!“

Das waren so die geschickt oder ungeschickt angelegten Minen und Gegenminen für den bevorstehenden Kampf. Er mußte ja jetzt kommen.

Rahel nahm sich fest vor, recht ruhig zu bleiben. Und trotz anfänglichen Widerstrebens beschloß sie schließlich doch, das Gespräch selber zu beginnen und recht herzlich und einfach, recht warm und geschwisterlich zu reden, wieder ganz so, wie es ihr ums Herz war, — damit doch auch etwas dabei herauskomme, und damit vor allem die Spitzen und Ecken wegblieben. Auf der andern Seite aber gehörte eine ganz offene Aussprache ihrer vollen Überzeugung dazu, und das brachte auch wieder neue Schwierigkeiten. Und doch begann sie:

„Arthur! Darf ich noch einmal von Jerusalem anfangen? ich muß es fast.“

„Nur zu!“

„Dort glauben alle, die Zeit des Messias sei nicht mehr fern, der Messias werde bald kommen.“

„Warum?"

Sie sah zu ihm hinüber — wegen des Tones, in dem er gefragt hatte, und wegen der knappen Frage. Ansehen ließ er sich übrigens nichts.

„Nun, weil so viel Warten und Sehnen darnach ist. Es ist doch eigentlich eine merkwürdige Zeit, — einesteils der Jubel, wie weit wir jetzt gekommen sind in der Welt, und anderenteils überall wieder das Drängen und Sehnen nach Neuem, Besserem."

„Das ist aber kein Beweis; so war es noch immer, gerade auch nach großen Ereignissen und in großen Zeiten. Jede Zeit hat ihre Art und jede zugleich ihre besonderen Erwartungen. Ob sie sich erfüllen, ist eine andere Frage."

„Aber die Juden in Jerusalem rüsten sich und hoffen, der Messias komme bald. Könnte das nicht sein? wir haben doch eine merkwürdige Zeit."

„Es wird noch allerlei passieren in der Welt, woran man jetzt nicht denkt."

„Aber an das denkt man also, glaubt dran und wartet drauf!"

„Wer?"

„Nun, wir!" — sagte sie ebenso kurz, unangenehm berührt durch seine Kürze.

Es war ja eigentlich auch genug gefragt und ebenso auch genug geantwortet. — Daß er und seinesgleichen nicht dran glauben und nicht darauf warten, war ja

deutlich und war natürlich. Daß sie und ihresgleichen dran glaube oder glauben möchte, und eigentlich darauf warte und hoffe, das hatte sie ja schon deutlich genug ausgesprochen.

Er hätte am liebsten gesagt: das sind alles wieder Sentimentalitäten. Aber er sagte es nicht, sondern erwiderte: „Du wirst aber zugeben, daß man in dergleichen Dingen sich sehr täuschen kann. Man ist Kind seiner Zeit, in seinen Gedanken abhängig von den Bewegungen seiner Zeit, und da giebt es immer solche Hoffnungen und Träumereien, — wollte sagen Enttäuschungen! — wenn es dann eben doch ein wenig anders kommt."

Sie sah zu ihm herüber, — aber er hatte sich ja selbst korrigiert.

„Aber die Hoffnung auf einen Messias ist doch uralt," sagte sie jetzt, „und immer neu bestätigt durch Gesetz und Propheten, sie ist auch immer geglaubt worden und nie verloren gegangen, — und eigentlich höchst natürlich dieser unvollkommenen Welt gegenüber," setzte sie hinzu.

„Ja natürlich! — höchst natürlich. Es ist eben auch eine Hoffnung, ein Wunsch, ein Gedanke, wie wir Menschen viele haben, — alles ganz natürlich!"

„Aber ein edler, tiefer, hochidealer Gedanke!"

„Den wir lassen sollten."

„Den ich nimmermehr missen möchte!"

„Warum nicht gar!"

„Nimmermehr!!" —

Jetzt war wieder alles mit einemmal auf die Spitze getrieben! Beide schwiegen. — Der erste Teil des Gefechts war vorüber; erreicht war nichts als die Aufklärung über die gegenseitige Stellung oder eigentlich nur die Bestätigung dieser Aufklärung, — denn diese selbst war ja mit dem gestrigen Tag schon zum Voraus gegeben. So stand man denn einander unmittelbar zum Kampf gegenüber. Der Kampf begann.

„Arthur! sage: Was hat unser Volk erzogen, verbunden, zusammengehalten, durch alle Nöten und Gefahren hindurch getröstet, mit Kraft und Mut erfüllt? — was anders als die Messiashoffnung! Und was bringt uns noch heutigentags in eine Einheit zusammen, in eine geistige Einheit bei aller Zerstreuung in der weiten Welt? was anders als dieser Glaube, diese Hoffnung auf einen Messias?!"

„Schwester! sage: Was hat unseres Volkes unbeugsame Zähigkeit zu einem Trotz gesteigert, welchen andere Völker einfach unerträglich fanden? was hat bei ihm Wahnbilder erzeugt, mit welchen es tollkühn vorwärts ging, statt die Zeit zu verstehen? was hat ihm vor alters schon, schon bei der Zerstörung Jerusalems, den Todesstoß gegeben? — was anders als die von Christen und von Juden übertriebene Messiasidee! Und was hat ihm seitdem die Verfolgungen eingetragen, die Güterberaubungen und Landesverweisungen ohne Zahl, in

allen Ländern und zu allen Zeiten, bald hier, bald dort, bald so, bald anders? was anders als die Messiasidee!? — sei es nun die Messiasidee bei Juden oder bei Christen! — Kannst Du das leugnen, Rahel? — Und nun wollt Ihr wieder, — die in Jerusalem meine ich, — die alte Messiasidee zu Ehren bringen, daß sie uns wieder zu Grund richte? Soll wirklich der alte Tanz wieder los gehen, der Totentanz um die Messiasidee?! Seht Euch vor! das spitzt die Verhältnisse zu, das ertragen andere Völker nicht! — dann ist es um unsere Herrschaft geschehen!"

„Arthur, Du zerstößest mir meinen heiligsten Glauben, meine schönste Hoffnung!" sagte sie tief getroffen.

„Ich rede auch aus innerster Überzeugung, so gut wie Du!" war seine Antwort. —

Eine Weile hatte sie Arbeit damit, wie wenn die Schlacht geschlagen ist, eine blutige Schlacht, von der man noch nicht weiß, ob gesiegt ward oder ob verloren ist. Aber Arbeit giebt es genug an Verwundeten und mit Toten, an Sammlung und neuer Stellungnahme. Ja, sie übersah ein ganzes Schlachtfeld. Also diese Menge Greuel vergangener Zeiten, diese Verfolgungen und Quälereien ihres Volkes von alters her, das soll alles der Messias, der Messiasgedanke verschuldet haben? das wäre doch gräßlich! Gerade der Kern und Stern ihres Glaubens soll das verschuldet haben? — dann ist alles, alles aus, was Glauben und was Hoffen heißt!

Dann ist die ganze Erde nur ein Schlachtfeld, die ganze Geschichte nur ein Totengericht, — der ganze Glaube dann freilich auch nichts als Wahn und Trug, wenn auch ein noch so süßer Wahn, doch Wahn und Trug, und als solcher nur um so verwerflicher!

Halt! Sammlung und neue Stellungnahme! Dann wäre die Religion überhaupt, und zwar alle Religion überhaupt verantwortlich für alle Kriege und alles Blutvergießen in der weiten Welt, für all die Erbitterungen und Verbitterungen blutigen und heißen Kämpfens und Ringens, — dann aber wäre Gott selbst anzuklagen; Gott selbst, ja schon die Gottesidee selbst wäre verwerflich, ja das Verwerflichste von allem, was es giebt und was sich denken läßt.

Nur Mut, Rahel! ein Frauenherz fühlt nicht bloß, es erkennt auch. ‚Die Religion gerade führt es zum tiefsten Denken hin,‘ — ‚die Religion giebt und nimmt die tiefsten Rätsel!‘ da hast Du ganz recht!

„Arthur!“ sagte sie, „die Messiasidee hat das nicht verschuldet, so wenig als die Religion die Religionskriege verschuldet hat. Wo käme man damit hin, wenn man das behaupten wollte! Dann wäre auch Gott, der alleinweise, gute Gott . . . er selber trüge die Schuld an all diesem Wirrwarr in der Welt.“

Arthur sagte darauf nichts, gar nichts. Er schien einmal die Achsel zu zucken, als sie hinübersah, aber es war vielleicht nicht so.

„Nun! Was ist denn dann Deine Meinung über diese Idee, was ist Deine eigentliche Meinung darüber? Rede doch!“

„Was meine Meinung sei, meine eigentliche Meinung? — Die Idee lasse ich erst noch gelten, aber laß mir einen kommenden Messias aus dem Spiel! Das giebt es nicht.“

„Wieso?“

„Was geht das uns heutzutage an,“ fuhr Arthur fort, „wenn man es sich früher so gedacht hat, ein persönlicher Messias werde kommen? Du siehst doch, Rahel! die Christen haben das geglaubt vor 2000 Jahren schon und haben sich darüber plagen, verfolgen, kreuzigen lassen, und dann haben sie darüber uns Juden geplagt, verfolgt, gekreuzigt, und was ist sonst nicht alles gekommen! Unsere Väter aber hatten diesen Messias verworfen und haben höchst wahrscheinlich gut daran gethan; — wenn sie nur auch die ganze Sache von dem an selber gelassen hätten! Aber jedenfalls hat die Christen ihr Messias nicht reich gemacht, — wir Juden aber sind ohne ihn, ohne einen Messias reich geworden, — oder nicht? oder meinetwegen oft arm gemacht worden, durch die messias-fanatischen Christen wieder arm geworden, aber immer wieder sind wir reich geworden, Rahel, immer wieder reich!“

„Nun also?!“

„Also laß den Messias weg!“

„Also soll es keinen Messias geben, soll keiner mehr kommen?“

„Verstehe mich, Rahel! Die Messiasidee mag ja ihren Wahrheitskern haben, aber die Idee nur und einen Kern nur. Person und Schale aber laß weg!“

„‚Person und Schale!‘“ — ist Person Schale?‘ spottete Rahel.

„Laß das, Rahel! wenn das Bild nicht ganz paßt. Ja allerdings, die Personifikation der Idee ist ein Wahn, die Idee hat einen Kern, das gebe ich zu.“

„Und was ist der?“

„Nun, Rahel! Der ganze Geist unseres Volkes, seine zähe Kraft, seine unermüdliche Beweglichkeit, — seine ‚Kautschuknatur,‘ sollen meinetwegen unsere Verächter sagen, — ‚sein starker Wille‘, wollen wir es heißen! Sieh, das ist der Kern der Sache! Und hat dieser Kern nicht Früchte getragen? Selbst auf unfruchtbarem Boden ist diese Pflanze gewachsen, überallhin hat sie sich verpflanzen lassen, selbst der Wüste hat sie Nahrung entnommen, bei fernen halbwilden Völkern klammerte sie sich an und rankte sich empor; im dunkeln Weltteil, in Abessinien, blieb sie Jahrhunderte still verborgen, und auf dem offenen Markt des Völkerlebens scheute sie das Licht des Tages nicht! — Rahel, hörst Du mich? Habe ich mein Volk nicht auch lieb, wenn ich so spreche? Habe ich unsere Väter verleugnet, wenn ich ein wenig Klärung und Aufklärung in — verzeihe mir, in ein

wenig dunkle und dumpfe Ideen hineinbringe? — Habe ich dann keinen Messias, Rahel? — — Ich will es Dir sagen: Unsere Energie ist unser Messias, unsere praktische Lebensschulung ist sein Weg, unser Einfluß, den wir in aller Welt haben, sind die Wunderthaten unseres Messias, unser werdender und wachsender Einfluß in allen Berufsarten und Lebensstellungen, im praktischen Beruf und in allen Beamtungen, das ist unser Messias, Rahel! Unsere immer wachsende Machtstellung ist mein Messias, unser Geld und sein Rollen, unser allgewaltiges Geld und die Rolle, die es spielt in der Welt, in der weiten Welt und in der großen Welt, — das, Rahel, das ist *mein* Messias!"

Rahel war Jüdin, sie hatte Sinn für die entwickelten Gedanken, aber gerade die Art dieser Aussprache, die Spitze, die dem Gedanken gegeben ward, der Schluß gerade — war ihr doch durch und durch unsympatisch und eigentlich abstoßend, unheimlich, schrecklich. Was bleibt da von Glauben und Hoffen, was von Gott und Religion übrig? ‚Die Idee,' hatte Arthur gesagt, ‚Kern der Idee,' hatte er gesagt, — aber gerade die Idee und gerade der innerste Kern der Idee war ausgeleert, zertrümmert, mit Füßen getreten von ihm! Aus der tiefsten religiösen Idee ward vom eigenen Bruder — vom eigenen Bruder! — die trivialste Sache, die brutalste Gewalt gemacht. Wenn das alles ist, dann ist nicht nur ein Messias nichts, sondern auch Religion

ist dann nichts; dann ist nicht nur Religion nichts, sondern auch Gott ist dann nichts mehr, — sie erkannte das jetzt noch klarer als vorhin, — ja, dann ist nicht nur Gott nichts, sondern dann ist auch der Mensch nichts mehr. Dann ist alles, alles aus! Dann ist das Leben erst recht ein ‚Wahn‘ und eine elende ‚Träumerei‘! und zwar eine Träumerei, aus welcher Erwachen Wahnsinn brächte und Tod, absoluten Tod forderte. O grausame Ideenwelt, dieser rein materialistische Aufbau von sogenannten Gedanken! O Frauenherz! du triffst doch wieder das Rechte, du findest doch wieder den rechten Weg aus diesen Wirrnissen menschlichen Vernunftstolzes!

Sie hatte nie so klar erkannt, daß die Messiasidee eine innerst religiöse Idee sei, nicht nur eine jüdisch-nationale, sie hatte sich nie vorher so innerlich von ihr ergriffen gefühlt, wie jetzt gerade. Wenn man einen Diamant verliert und muß ihn suchen im Staub und im Kot, muß sich bücken und darnach tasten im Staub und Kot, muß seufzen und sich ängsten um das liebe, kostbare Kleinod, dann ist es nachher doppelt teuerwert, wird doppelt wertgehalten, oft betrachtet, treu gehütet, fast möchte ich sagen: heilig gehalten.

Ja, heilig gehalten! Das Gespräch ging aus, — mit dem Bruder ging es aus, — ein paar abwickelnde Redensarten wurden noch gewechselt, aber weiter nicht, — mit Gott aber redete sie weiter und das Gespräch ihres Herzens vor Gott war Klage und Leid, Kummer

und Fürbitte, aber auch Lob und Preis, ja Gelöbnis und heiligste Selbstverpflichtung. Sie hatte etwas verloren — und wiedergewonnen. Aber ach! den Bruder hatte sie wiederzugewinnen geglaubt und hatte ihn verloren! — Auf immer? sie wußte es jetzt nicht; sie wußte ja überhaupt nicht viel vom ‚ewigen Leben‘.







X. Kapitel.

Mirjam und der Mohr.

Motto:
Schwarze Haut, nicht schwarzes Herz!
Dankesliebe, Treueschmerz!

Arthur hatte diesmal wieder seinen Mohren mitgebracht. Der Mohr war sein Diener. Die halbe Stadt fand das merkwürdig, die Alten kurios und die Kinder wundersam. Arthur behagte es nur um so mehr. Übrigens zeigte sich der Mohr nicht viel außerhalb Hauses. Er durfte das schon gar nicht, sein Herr spannte ihn an, und im Haus hier fühlte er sich wohl. Er bediente nicht nur seinen Herrn, er erbot sich auch zu

allerlei Dienstleistungen sonst; obwohl das nicht nötig gewesen wäre in einem so wohlgeordneten, gut regierten Haus, wurde es doch je und je angenommen, schon aus Gefälligkeit, um den gutmütigen, dienstfertigen Menschen nicht zu verletzen; man wies ihm hier etwas und dort etwas an, man sprach auch immer freundlich und herzlich mit ihm.

Kathi erschrak wohl ein wenig, wenn er ihr im Dunkel der Hausflur begegnete und aus seinem tiefschwarzen Gesicht auf einmal die zwei großen, lebhaften Augen hell herausleuchteten und dann der ganze große Mund lachte; aber es war ihr doch zugleich ein fast heiliger Gedanke, daß ein Mohr, ein Mohr im Haus sei! Welchem Christenmädchen kommt damit nicht doch irgend ein Missionsgedanke?

Die Amme Ruth sorgte treu für den heimatlosen Burschen, sie frug sogar, was ihm wohlschmecke und steckte ihm manches zu. Übrigens war er anspruchslos und hatte eigentlich eine feine Art, mehr als man von ihm erwartete.

Man ließ ihn deshalb auch bei Mirjam mancherlei Dienste thun. Wenn sie sich in ihrem Zimmer allein oft mühsam ihre Sachen zusammensuchte, so wurde je und je der Mohr herbeigeklingelt, und der vielbeschäftigten Ruth war ein Gang und eine Arbeit erspart. Dann war er so anstellig, so bescheiden, so ehrerbietig und fast weltgewandt, daß man seine Freude daran

haben mußte. Was Wunder, daß Mirjam sich je und je auch in ein Gespräch mit ihm einließ, besonders wenn sie länger allein gewesen war. Gerade an dem Nachmittag z. B., wo Arthur und Rahel sich wieder so besonders lang allein unterhielten und sie sich etwas verlassen dünkte, — nicht daß Rahel sie je einmal vernachlässigt hätte, aber diesmal gab es sich nicht anders und Mirjam hatte beim Vorübergehen einmal so das Gefühl, daß die beiden jetzt besser allein blieben, — da war der Mohr ganz geschickt gekommen und hatte etwas Wasser auf den Tisch gestellt.

„Zamba!" — begann Mirjam, — „Du bist jetzt 30 Jahre alt, — so hast Du gesagt, nicht wahr?"

„Ja, Fräulein Mirjam."

„Sage mir: wie bist Du denn eigentlich zu meinem Bruder gekommen?"

„Ich war in der großen Stadt, wo viele sind, viele Neger, auch Chinesen, Inder, Araber und alles untereinander; man kommt da aus aller Welt zusammen. Ich hatte meine Eltern verloren. Mutter ist gestorben, da war ich 12 Jahre, Vater ist gestorben, da war ich 14 Jahre. Pocken sind unter uns gekommen, Pocken! viele, viele starben! Wir waren ein ganzer Haufe gewesen, herausgekommen aus Afrika mit einem großen, reichen Herrn. Da war ich verlassen, ganz allein. Ich nahm allerlei Arbeit an und diente manchen Herren, — gute Herren, schlechte Herren, — mancherlei!

Bald war ich Spielball, bald Schaustück, bald geliebt, bald geplagt. O, es ist viel im Leben, was nicht gefällt! aber immer durch, immer durch!"

Mirjam hörte ihm gerne zu. Sein Mienenspiel und seine Augen, — Glanz und Freude, Klage und Wehmut seiner Augen gehörten dazu, den Menschen zu hören. Man mußte ihn nicht nur reden hören, sondern auch reden sehen, wenn es ein ganzes, volles Bild sein sollte.

„Und dann kamst Du also zu meinem Bruder?"

„Ja."

„Nun, wie war denn das?"

„Ich war hungrig, ohne Herrn, ohne Arbeit, sehr hungrig, — durstig nicht, es giebt ja bei Euch überall Wasser, — aber sehr hungrig und sehr müde. Da bat ich um etwas" — (er streckte demütig die Hand aus) — „und er gab mir etwas und er nahm mich ganz."

„So, er gab Dir etwas und nahm Dich ganz?" frug Mirjam. Der Ausdruck berührte sie komisch, aber zugleich wehmütig. „Und er hat Dich hoffentlich gut gehalten, Zamba?"

„O, er gab mir viel, zu essen und zu trinken genug. Baden durfte ich und er gab mir lauter neue Kleider, Altes wurde verbrannt. Alles neu, von Kopf bis Fuß! Schöne Kleider, aber nicht so schön wie diese hier, ich wurde immer schöner, immer schöner."

Mirjam lachte.

„Ja wohl, Fräulein Mirjam, denn ich mußte ihn bald begleiten, fast überallhin, und da mußte ich schön sein.“

„Und wohin ginget Ihr denn miteinander? spazieren?“

„Spazieren, ja! und ins Geschäft oder in Gesellschaft, besonders abends.“

Mehr sagte er nicht und Mirjam wollte auch entfernt nicht ausfragen.

„So, da hast Du es also jetzt gut? das freut mich.“

Zamba machte ein wehmütiges Gesicht. „Er ist mein Herr,“ sagte er, „er hat mich vom Hunger erlöst, vom Hunger, — das ist groß! Ich bin sein, er kann mit mir machen, was er will.“

„Du mußt aber nicht sein sein, Ihr seid doch keine Sklaven mehr!“

„Aber ich will! — er hat mich erlöst vom Hunger!“

Mirjam war ganz erstaunt, so gerührt war sie von diesem Wort: ‚Aber ich will, er hat mich erlöst‘! Obwohl sie den nicht kannte oder liebte, der uns erlöst hat, und dem wir mit Kraft und Begeisterung unser ‚ich will‘ geben dürfen, so machte es doch einen ganz eigentümlichen, einen tiefen Eindruck auf sie, als der Mohr sagte: ‚Aber ich will! er hat mich erlöst vom Hunger!‘ Zugleich war aber eine Trauer in seinem Blick und sie spürte: da steckt etwas, da ist nicht alles

richtig. Und soviel war ihr öfters schon aufgefallen, daß Arthur sehr kurz und hart, sehr stolz und herrisch mit Zamba sprechen konnte, so etwa, wie man eben doch nur mit einem Sklaven spricht, oder wie man mit keinem Menschen reden sollte. Sie hätte aber nichts sagen mögen, entfernt nichts fragen mögen. — Und der Mohr ging hinaus.

„Nach einer Weile aber kam er wieder herein, ganz von selbst; er entschuldigte sich sehr verlegen, sah sich ein wenig um und sagte dann: „Fräulein Mirjam, ich möchte noch etwas sagen."

„Nun, was?"

„Ich hätte noch etwas sagen mögen, Fräulein Mirjam. Beten Sie zu Gott, daß Ihrem Bruder kein Unglück widerfährt."

Mirjam erschrak.

„Er lebt nicht, wie er soll; er spielt und lebt nicht, wie er soll; es ist ein tolles Leben. Beten Sie! es könnte ihn eine Strafe treffen."

Mirjam war sehr betroffen und mochte nicht gern antworten, — weder antworten noch weiter fragen, — und doch! — der Mohr war doch kein Diener wie andere Diener! Man konnte vielleicht doch fragen. Er war ja nur der Mohr, der einsame. Und sie hatte ihm vorhin ins Herz gesehen; er hatte kein schwarzes Herz, sondern ein helles Licht drin. (Daß er ein Christ war, wußte sie nicht eigentlich.) Und so fragte sie dennoch:



9. Seite 292.

„Er lebt nicht, wie er soll,“ sprach der Mohr, „er spielt und lebt nicht, wie er soll. Beten Sie! Es könnte ihn eine Strafe treffen!“ — Mirjam war sehr betroffen und mochte nicht gern antworten.



„Was ist es denn?“

„Er lebt nicht, wie er soll,“ sagte er ganz zart. „Er fürchtet Gott nicht und lebt nicht, wie er soll! Beten Sie für ihn!“

„Und Du fürchtest Gott?“

„Ich bin ein Christ!“

Merkwürdig! Mirjam war eine Jüdin durch und durch, sie meinte es. Als aber der schwarze Mohr, der schlichte Mensch, das treue Herz, der gehorsame Diener, der Freund der Seele ihres Bruders sagte: „Ich bin ein Christ,“ da stieß es sie gar nicht ab, sondern nach diesen Gesprächen war es ihr gerade soviel, wie wenn jemand gesagt hätte: ‚Er ist sein Schutzengel, sein Behüter, die einzige Gotteswehr um ihn her, er tritt in den Riß für ihn täglich, er wäre imstand, sein Leben für ihn zu lassen!‘

In der That, — sie hatte in diesem Augenblick wohl ein Grauen im Herzen, aber vor dem Mohren — oder vor des Mohren Christentum nicht, ganz und gar nicht, viel eher vor ihrem Bruder, vor ihrem eigenen Bruder und seinem Leben. „Beten Sie für ihn!“ diese Bitte klang immer wieder in ihren Ohren und sprach aus seinen milden, wehmütigen frommen Augen, als er ganz nahe zu ihr getreten war und es leise sagte.

„Ich will es thun,“ sagte sie kurz und freundlich und gab ihm einen Auftrag, mit dem er sich entfernte.

Das Wort aber ließ sie gar nimmer los! „Was ist doch das, was ist das?“ sprach sie, entfernt nicht in Neugier, mehr zu wissen, sondern nur im Schrecken, in großem Schrecken. „Ich will es thun,“ klang es in ihrer eigenen Seele nach, wie auch der Mohr offenbar dankbar dieses Wort mit hinaus genommen hatte.

Sie mag es zu gegebener Zeit ihrer Schwester Rahel erzählt haben. — Oder war es ein anderer Grund, war es das eigene Gespräch mit Arthur, warum auch Rahel selber von eben diesem Tage an oft so still und ernst einherging, in sich gekehrt und nicht mehr in der gleichen ungetrübten Fröhlichkeit, mit der sie ins Vaterhaus heimgekehrt war? In der That, ihre strahlende Schönheit trug einen Schleier von dem Tage an! — Ihr Vater aber erfuhr nichts von dem, was da geredet worden war.



III. Buch:

Sturm und Gewitter.

Motto:

Nun schau! Die nahe Erntezeit
Verkünden Sturm und Blitz und Wetter!
Und das bedrängte Häuflein schreit:
‚Wo ist mein Gott? mein Hort? mein Retter?!‘ —
Geduld! Die Rettung ist nicht weit,
Doch alles Ding hat seine Zeit.







I. Kapitel.

Zwischen Thür und Angel.

Motto:
Geheimnisvolles Leben! —
Gar zarte Fäden schweben
Und weben ein starkes Band,
Zu binden mit fester Hand
Der Seelen geheimstes Leben, —
Zu binden und zu lösen
Die Guten und die Bösen.

Rahel hatte Besuch zu machen bei ihrer Nachbarin und Freundin, Fräulein Beatrice Vilette, der einzigen Tochter einer fast immer kranken Frau. Schon seit Jahren war die Mutter leidend und lag viel zu Bett. Eine einfache Beamtenwitwe ohne viel Gehalt, lebte sie mit ihrer Tochter ein stilles, scheinbar einsames Leben. Aber herzliche Harmonie verband Mutter und Tochter.

Die Mutter, eine zarte, feine Frau, war von Leiden nicht nur gebeugt, sondern auch gesegnet; ein feines Verständnis für alle höheren Fragen gab ihr etwas Regsames in der Unterhaltung. Sie hatte ja Zeit, benützte sie aber auch, eine aufgeworfene Frage wie ein wichtiges Problem, ohne Grübelei, aber sinnig, in ihrer Seele durchzuarbeiten. Sie wollte nicht naschen an Neuigkeiten und landläufigen Schwätzereien, sondern essen und trinken, d. h. erquicken und stärken wollte sie sich an geistigen Realitäten, seien sie nun klein oder groß. So war es wohl ein sehr eingezogenes Leben, das Mutter und Tochter miteinander führten; aber wenn das Leben ihnen wenig bot, so hatten sie dafür vollen Ersatz nicht nur an der schönen Harmonie, welche sie beide verband, sondern auch an dem Reichtum, welchen Zufriedenheit und Genügsamkeit auch aus den einfachsten Verhältnissen herauszuzaubern imstande sind. Da war kein mürrisches Wesen, welches den Tag trübe machte, sondern ein fast froher Ton, der das Krankenstüblein schmückte, eine feine Herzlichkeit, welche Mutter und Tochter miteinander beglückte. Mit der erfinderischen Kunst der Liebe, der Freundlichkeit und Fröhlichkeit, wußten sie beide aus allem immer etwas zu machen zur Freude der andern, — gerade wie es Frauen giebt, die aus dem letzten Stückchen, aus dem kleinsten Restchen Zeug immer noch etwas Nettes zusammenzusetzen wissen; reicht es nicht mehr für ein Erwachsenes, so reicht es doch noch für

ein Kind; und wenn es nur noch für eine Puppe reicht, so macht es den Kleinen um so größere Freude und dadurch auch wieder den Alten.

Was hatte aber in diesem Haus Rahel, die Jüdin, zu thun? — Das war eine von den schönsten Freundschaften, welche bestehen können! Sonst verkehrte auch Rahel nicht viel mit Christen, und die Nachbarschaft allein hätte es ja nicht zustande gebracht, daß die beiden jungen Mädchen so viel mit einander zusammenkamen. Was sie verband, war auch nicht etwa alte Schulfreundschaft, sondern die große Liebe und Teilnahme, welche Mutter und Tochter in herzlichem Mitleid der armen, halb blinden Mirjam bezeugten, schon als diese nach schwerer Krankheit vor Jahren nicht mehr recht gesund werden wollte, und besonders, als sie, äußerlich wieder erstarkend, halb blind zu werden begann. Merkwürdig! sie schienen etwas zu besitzen, was sie im eigenen Leid besser tröstete, als Mirjam je sich zu trösten vermocht hätte. Man hatte ein paarmal Kathi in Teilnahme gefragt, wie es wohl Mirjam gehe. Dann hatte man einigemal durchs Fenster gegrüßt und teilnehmende Worte gewechselt. Einmal hatte man der Amme Ruth ein Mittelchen gesagt, das freilich wenig oder nichts half, aber doch ein Beweis von wirklich herzlichem Mitleid war; — und so hatte sich eine Freundschaft entsponnen, welche Mirjam ihrerseits ernstlicher fortsetzte, nachdem sie einmal herübergekommen war und sich be-

dankt hatte. Zwar klagte und weinte sie damals auch, dann wurde sie aber auch so herzlich getröstet und so liebreich verabschiedet, daß das liebe Mädchen in ihren einsamen Stunden immer wieder gerne herüberkam, um sich bald mit Beatrice zu unterhalten, bald ans Bett der kranken Mutter zu setzen und ihr zuzuhören.

Wie es nun aber bei kräftigen Naturen zu gehen pflegt, — bald hatte Rahel den Löwenanteil an der schönen Freundschaft zwischen Jüdin und Christin. Fräulein Beatrice Vilette hatte ihre herzliche Freude daran, als Rahel dankend herüber kam, — und ihre Mutter desgleichen, deren Geist sich ohnedem mit Fragen beschäftigte, welche das Volk Israel selber noch viel mehr wichtig nehmen sollte. Bald war es soweit, daß Mirjam mehr zu den Füßen der kranken Frau Vilette saß und Rahel mit Beatrice sich ganz besonders herzlich befreundete. —

So kam denn Rahel auch in den ersten Wochen nach ihrer Heimkunft, nachdem sie schon am zweiten Tag dort kurzen Besuch gemacht hatte, einmal auf einige Stunden herüber zu Beatrice und Frau Vilette, und erzählte in ihrer Art viel, viel, — es war eigentlich alles bunt durcheinander, und doch war alles ein großes, reiches Bild, welches diesmal besonders Frau Vilette höchlich interessierte, aber auch Beatrice sehr erfreute. Nicht zum wenigsten aber war sie herübergekommen, um ihnen beiden heute nochmals besonders

innig zu danken für die viele reiche Liebe und Herzlichkeit, welche sie beide während Rahels langer Abwesenheit der sich oft so einsam fühlenden Mirjam hatten zu teil werden lassen.

Rahel hatte nun fast schon zu lange verweilt, da klopfte es und herein kam — Herr Arthur, mit höfisch ergebenem Gesicht, ‚um seine Schwester abzuholen.‘ Sobald er aber im Zimmer war, da wechselte mit einemmal der hochmütige Weltmannsstolz so unangenehm mit dem anfänglichen Bemühen, artig zu sein, — die Eitelkeit, recht gewandt Artigkeiten zu sagen, trat so unangenehm in Gegensatz zu der Pflicht der Zurückhaltung eines in diesen Räumen völlig Fremden, daß es nicht nur Beatrice verwunderlich, sondern auch Rahel höchst peinlich war. Hier war für ihn doch gar nie Verkehr gewesen! Die Freundschaft der Mädchen war etwas Besonderes in jeder Beziehung, aber nach dieser Seite hin deshalb auch ganz besonders zu respektieren. Nie hatte Rahel einen peinlicheren Eindruck von ihres Bruders Benehmen gehabt, als in diesem Moment; sie brach denn bald auf, um mit ihrem Bruder zu gehen, aber sie blieb unter der Thüre noch einmal stehen, wie um noch einiges Herzliche zu sagen, etwa um sich zu vergewissern, daß es nicht allzu unangenehm berührt habe. Schon schien sie von Beatrice diesen Eindruck hinnehmen zu dürfen, da klopfte es wieder und herein trat — Herr Kuno Brünné, der häufiger gesehene Freund des Hauses.

Eine gegenseitige Vorstellung unter der Thüre, wenn sie aus irgend einem Grund sein muß oder aus einer Art Verlegenheit jedenfalls nun einmal in Szene gesetzt wird, während doch einer der beiden Teile Eile hat, — eine solche Vorstellung zwischen Thüre und Angel ist für alle Beteiligten so fatal als nur möglich, weil noch einmal stehen bleiben unangenehm, schnell gehen aber mißverständlich ist. Beatrice, welcher es in feiner Sitte sonst nie fehlte, wurde wieder etwas verwirrt und machte es ein wenig ungeschickt.

Herr Kuno Brünné lächelte nachher ein wenig und machte einen Spaß, und das hätte ja nichts ausgemacht; aber Beatrice war nun einmal in Verlegenheit und das machte die Sache noch sonderbarer. Arthur empfand auch etwas beim Weggehen, als er rücklings bücklings durch die Thüre schlüpfte, und schoß einen unguten Blick auf Herrn Kuno Brünné ab, welchen dieser auch auffing und parierte.

Weiter war es nichts, — gar nichts. Aber es blieb etwas sitzen und Beatrice war ein wenig aus dem Konzept. Wir wollen jetzt gewiß keine Liebesgeschichte anfangen, sondern nur gleich sagen, daß eine solche oder vielmehr ihr Anfang schon etwas weiter zurück lag. Es war zwar auch jetzt noch nicht offen ausgesprochen vor der Welt, aber Herr Kuno Brünné hatte Zutritt im Haus und war schon damals der stille Bräutigam von Fräulein Beatrice.

Heute war er nach längerer Abwesenheit gekommen. Er hatte, was ihm selten vorkam, für sein Geschäft kurz nach jenen Ereignissen, die sich für uns jüngst mit seinem Namen verknüpften, eine mehrwöchentliche Reise machen müssen; es paßte zwar nicht recht zu seiner Aufseher- und Mentorrolle, die ihm der allweise Herr Pilsen über seinen Bruder Leon und durch diesen über Matthi angewiesen hatte, — aber als damals alles wieder still im gewohnten Geleise ging, da machte sich Herr Pilsen, weil es gerade im Geschäft paßte, nichts daraus, ein wenig inkonsequent zu sein und Herrn Kuno Brünné einen kleinen Reiseauftrag mit wichtigeren Angelegenheiten zu geben. Nun war es sein erster Tag, da er zurückgekommen war, und welcher Bräutigam ist in solchem Fall, wenn alles so mißverständlich wie möglich sich zusammenschiebt, nicht imstande, auf ein paar Minuten in eine kleine Schwachheit zu verfallen und so etwas wie eifersüchtige Verwunderung zu verspüren!

Weiter war es gar nichts; aber als Beatrice das merkte oder vielmehr spürte, da stieg die Verlegenheit über die vorhin erzählte Szene, so unbefangen sie auch aufzufassen war, für sie zu einem solchen Grad von Verwirrung, daß es jetzt wirklich mißverständlich war.

Kuno hatte von der Freundschaft Beatricens mit Rahel bisher nie viel Notiz genommen. Er hatte ja das Herz, er die Abendstunden, — da war es nicht so wichtig, wer den Tag über aus- und einging. Doch

je und je war sie ihm schon verwunderlich vorgekommen, diese Freundschaft. Jetzt aber gar mit dem Herrn Bruder der Fräulein Rahel, diesem reichen und vornehm sein wollenden Herrn Arthur Levi, Bankiers Sohn und selbst Bankier, — das war doch ein wenig sonderbar! Und dann diese offenbare Verlegenheitsempfindung, welche Fräulein Beatrice selbst zeigte, — das war höchst sonderbar! Es wurde — vielleicht gerade deswegen, — jetzt Weiteres nicht viel gesprochen, es störte auch den Abend nicht weiter, aber solche Stimmungen und Empfindungen wirken ganz eigentümlich, — sie wirken nach, — ähnlich wie wenn man sich selber z. B. unter dem Tisch recht ungeschickt und schmerzhaft an den Fuß stößt, — über einem herausragenden Globen etwa, — und man will das nun nicht sagen, um nicht andere zur Entschuldigung darüber zu nötigen, daß sie den Übelstand nicht vorher weggeräumt haben; man kämpft deshalb den Schmerz wohl hinunter, aber eine recht heftige Erschütterung hat man doch erlitten. —

Von dem Tage an begegneten sich Arthur und Kuno öfters in den Straßen, auf regelmäßigen Wegen zwischen 12 und $^1/_2$1 Uhr. So oft sie sich begegneten, trafen sich auch ihre Blicke, und zwar weniger unbefangen, als unbefangen sein wollend. Anfangs nämlich war es bei beiden ein Bemühen, gleichgiltig zu erscheinen; jene Vorstellung zwischen Thüre und Angel wurde beiderseits wie gar nicht geschehen behandelt, indem

man sich gar nicht grüßte. Bald aber waren ihre Augen bei jeder Begegnung in einer Art Kriegsbereitschaft gegen einander; Arthur blickte absichtlich kühl, Kuno beflissen geringschätzig, schließlich jener herausfordernd, dieser mißächtlich. Mehr war es bei beiden für jetzt nicht; aber es ist ganz erstaunlich, wie viel bei uns Menschen erste Eindrücke und Grundstimmungen für die Beurteilung anderer oft ausmachen. So hatte auch das, nach einer anderen Richtung hin, seine ganz bestimmten Folgen.

Während sie beide zu einander ja keinerlei Beziehungen hatten, interessierte sich doch Rahel von jetzt an unwillkürlich mehr für Beatricens Bräutigam als bisher, desgleichen Kuno mehr für diese merkwürdige Freundin seiner Beatrice; das Verhältnis oder vielmehr stumme Mißverhältnis zwischen Herrn Arthur und Herrn Kuno brachte so ganz unwillkürlich ein eher entgegengesetztes Verhältnis zwischen Fräulein Rahel und Herrn Kuno zustande. Das Schönste und Beste von allem aber war, daß die Freundschaft zwischen Beatrice und Rahel bald nur um so herzlicher und inniger wurde. Während Fräulein Beatrice Herrn Arthur wohl durchschaute, stieg bei ihr Rahel nur um so mehr im Wert, ja sie fühlte die Pflicht, diese das recht spüren zu lassen, und Rahel wiederum brachte Fräulein Beatrice den Dank dafür in doppelt warmer Freundschaft dar, — ihnen beiden zum Gewinn. —

An jenem Abend seines ersten Besuchs im Haus

der Frau Vilette nun erzählte Herr Kuno seiner Braut nicht allein von seiner Reise, denn das war ja der Hauptsache nach eine rein geschäftliche Reise gewesen, sondern es drängte ihn, ihr auch etwas über seinen Bruder Leon zu sagen. Er hatte öfters schon mit ihr davon geredet, wie sehr er bedaure, seinen lieben Bruder Leon in einer Richtung zu wissen, welche viel Mißliches für ihn bringen könne. Heute, sagte er nun, halte er es für seine Pflicht, da dies vor seiner Abreise nicht mehr möglich gewesen sei, ihr zu sagen, daß er seinem Bruder jüngst denn doch tiefer ins Herz gesehen habe als bisher, und ihn, wenn er auch seine Anschauungen nicht teilen könne, doch im innersten Herzen liebe und bedaure über den schweren Weg, den er habe, und über der Mißkennung, welcher er und ‚seine Partei,‘ diese ‚Christen,‘ überall begegnen.

Beatrice in ihrem feinen Sinn und weichen, guten Herzen war sehr empfänglich für einen solchen Gedankengang. Fremd waren ihr ‚diese Christen‘ damals eigentlich selber auch, aber mitleidig war sie ja immer und ein religiöses Gemüt hatte sie von jeher. Wenn sie nun gar über den eigenen Bruder ihres Kuno hören mußte, wie er sich bedrängt fühle, so gönnte sie ihm ihr vollstes Mitleid. Näher kannte sie ihn ja nicht. Da es sich noch um keine öffentliche Verlobung handelte und er ein einfacher Arbeiter war, während Herr Kuno eine gute Buchhalterstelle hatte und damit in gleicher sozialer

Stellung mit ihr war, so hatte sie ihm bis jetzt noch nicht näher treten können. Aber von dem an frug sie öfter nach ihm als bisher, und unwillkürlich kamen die beiden, Beatrice und Kuno, mit einander auch auf die Christenfrage zu sprechen, die bald ganz neu in aller Mund kommen sollte. Denn vorderhand war auch das alles noch sozusagen ‚zwischen Thür und Angel.‘







II. Kapitel.

Das Dekret des Weltregenten.

Motto:
So ist es, war's und wird es sein:
Gebt Freiheit! rufen die Partei'n,
Mit was für Farben sie sich schmücken;
Das heißt: Gebt uns das Reich allein,
Daß wir die Andern unterdrücken!
So ist es, war's und wird es sein!

* * *

Nun ist geschürzt vom Bösen
Der Knoten also fein,
Kein Rat mehr kann ihn lösen,
Er muß zerhauen sein!

Geibel.

„Habt Ihr es gelesen?“ rief der Bäcker in seiner weißen Schürze und mit seiner weißen Mütze seinem Nachbar, dem Küfer mit der runden Kappe und mit dem braunen Schurzfell, über die Straße hinüber zu.

„Was denn?"

„Nun, was heute im Blatt steht: die Verordnung oder das neue Gesetz gegen die Christen."

„Ach so! Ja, das habe ich gelesen."

„Man hat es sich eigentlich denken können, daß es so kommt . . ."

„. . . und kommen mußte. Es hat ja so nicht bleiben können."

„Es geschieht den Leuten ganz recht; sie sollen ruhig sein und sich in die Verhältnisse finden."

„Ja! Was braucht es diese Querköpfe mit ihrer immerwährenden Widerspenstigkeit!"

„Das meine ich auch. Kein Mensch thut ihnen etwas; so sollen sie auch Ruhe halten!"

„Das wird einschlagen! Jetzt werden sie sich verkriechen."

„Das weiß man erst noch gar nicht. Das sind Starrköpfe. Die können noch zu schaffen machen!"

„Nun, dann wird es ihnen darnach ergehen. Da wird jetzt kurzer Prozeß gemacht."

„Je kürzer, je besser! Aber Widerwärtigkeiten wird es schon geben."

„Warum?"

„Nun, sie haben auch Anhang."

„Aber doch eigentlich nur unter dem geringen Volk."

„Das ist nicht so, sondern eigentlich unter allen Ständen."



10. Seite 310.

„Habt Ihr es gelesen?“ rief der Bäcker dem Küfer über die Straße hinüber zu, — „das neue Gesetz gegen die Christen? Das wird einschlagen!“

„Das weiß man erst noch gar nicht. Das sind Starrköpfe. Die können noch zu schaffen machen!“ war des Küfers Antwort.



„Davon habe ich noch nicht viel gemerkt.“

„Nun, die wissen eben mehr still zu sein. Es wird sich aber schon zeigen.“

„O ich denke, das Häuflein wird klein werden, wenn es jetzt ernst wird.“

„Das glaube ich auch, — aber mancher wird auch erst jetzt offenbar werden.“

„Mancher aber auch zu Kreuz kriechen, der vorher das Maul gebraucht hat.“

„Schon! aber es ist wirklich so, — sie haben auch Anhang! Und dann das Mitleid; — denkt an die Frauen! da ist immer viel Mitleid.“

„Das ist wahr und manche können einen auch wirklich dauern. Aber vielen von ihnen geschieht es ganz recht.“

„Gewiß! und in der Hauptsache muß es eben sein. So kann es doch nicht fortgehen! Die Welt will Ruhe haben und will dessen sicher sein, daß jetzt Ruhe bleibt. Es ist ohnedem immer 'was los. Es wird nicht recht Ruhe in der Welt; man hat es ja gemeint, aber es wird nicht recht Ruhe.“

„Nun, mit anderen politischen Richtungen wird man schon fertig werden; wenn nur diese Christen einmal klein beigeben! Das ist eigentlich doch die Hauptsache.“

„Ja, es ist aber sonderbar. Man hat gemeint, so

etwas passiere gar nimmer in unserer Zeit, — es ist ja doch eigentlich eine Art Verfolgung, — und jetzt wird es fast zur Notwendigkeit. Und diese Leute sind jetzt so zäh, so eigensinnig! Ich habe auch einen solchen im Hinterhaus wohnen," setzte er leise hinzu.

„Ah so, der? Ja, das ist ein ganzer!"

„Man merkt es den Leuten sonst nicht an. Sie gehen still ihrer Wege."

„Sie sind auch fleißig; aber immer diese Geschichte! immerfort!"

„Schließlich könnte man auch denken: was thut's? Wollen sie es so, so sollen sie ihren Kopf haben, diese Dickköpfe!"

„Nein, nein! so kann man doch nicht sagen. Es liegt eine Widerspenstigkeit gegen die öffentliche Ordnung in der Sache, da muß man heutigentags unerbittlich sein, bis ein ganz neues Geschlecht herangezogen ist, das von den alten Sachen nichts mehr will."

„Ja, ja, ich habe auch nur so gemeint. Und sie sollen sich eben geben!"

„Das meine ich auch! Sie sollen sich endlich in die Ordnung finden!"

„Der tausend noch einmal! Der errungene Weltfriede ist das größte Glück nächst der Gesundheit. Den zu wahren, mag es kosten, was es wolle, und dafür ein ganz neues Geschlecht heranzuziehen, um das handelt

es sich jetzt; darauf läuft die Proklamation des Weltregenten und auch das Dekret hinaus!"

„Und damit hat er jedenfalls recht!"

*　　*
*

So und ähnlich lautete das Gespräch in allen Gassen und in fast allen Häusern. So in der Stadt und nicht anders auf dem Dorf. So im ganzen Land und eigentlich in allen Ländern.

Weit und breit über die Erde hin hatten alle einerlei Meinung, einen Wahn, — gerade wie ein Gesetz galt, eine gleiche Ordnung.

Religionsverflachung und Christenhaß passen immer gut zusammen. So kraß zwar werden sie ja nicht zu allen Zeiten offenbar; und daß sie wirklich zusammengehören, wird vollends nicht immer erkannt. Das erste, die Religionsverflachung, scheint ja recht duldsam zu sein, während das andere, der Christenhaß, doch wirklich etwas Fanatisches ist. Aber wenn auch das eine lau nnd das andere heiß ist, das eine kalt, das andere glühend heiß erscheint, so kommen doch beide eigentlich aus einer Quelle. Wenn auch das eine blaß und das andere schwarz aussieht, es sind doch zwei Geschwister, — gerade wie die zwei Ausdrücke ‚von Gott los' und ‚gottlos' noch verschiedene Seelenzustände bezeichnen und doch zugleich die innigste Verwandtschaft

beider beweisen. Bringe das eine auf die Siedhitze, so verwandelt es sich sofort ins zweite; kühle das zweite für gewöhnlich ein wenig ab, so wird es bald nur das erste zu sein scheinen; und doch bleibt beides nahe beisammen. —

Der Weltregent war jetzt auf der Höhe seiner Macht angekommen, er gedachte den entscheidenden Schlag zu thun.

Die Massen waren ja bezaubert von seinem ganzen Wesen und seiner großen Macht, von dem Glanz, der ihn umgab, und von der Klugheit seiner Maßnahmen. Die Völker waren gewöhnt an den völlig neuen Zustand eines großen, einigen Weltreichs; es imponierte ihnen die Allgewalt eines einzigen Willens, welcher so gigantisch zum Himmel ragte. Da war alles so menschlich schön und so göttlich großartig; es war eine so herrliche Erfüllung vieler alter Hoffnungen der Menschheit und vieler erhabener Völkerideale. Diese Einheit und diese Allgewalt war auch so reich an Garantien für eine immer herrlichere Zukunft der Menschheit. Warum sollte da der Weltregent nicht der Abgott der Menschheit, der Angebetete der Massen sein?

Nur diese eine zerstreute Schar stiller Widersacher war überall eher im Wachsen als im Abnehmen, eher stärker als schwächer! Äußerlich friedlich und unanfechtbar durch die Welt hingehend, waren sie innerlich unbeugsame Gegner seiner Macht und seiner Person. In der

That! das war für ihn eine mehr und mehr unerträgliche Gegnerschaft. Jeden offenbaren Widerstand hätte er mit Gesetzesgewalt oder gar mit Waffengewalt niederschlagen können; aber dieser in jeder Beziehung rein unfaßbare Widerstand der Christen, diese im eigentlichen Sinn des Worts ‚ungreifbare‘ ‚Körperschaft‘, diese Leute in ihrer unangreifbaren Stellung, welche einem andern, eigentlich einem unsichtbaren Reiche anzugehören schienen, — das war ihm längst rein unerträglich! Wie lange sollte das noch dauern und was sollte noch daraus werden?

Jetzt aber, auf der Höhe seiner Macht, und in aller Welt legitimiert durch große Erfolge, jetzt konnte er etwas Entscheidendes wagen! Er war ja, wie längst schon von einem seiner begeistertsten Anhänger ausgesprochen wurde, ‚ein Geheimnis‘, ‚der ganze Mensch ein Geheimnis‘, — er wußte zu schweigen, wenn er wollte, und wußte zu reden, um seine Gedanken vollends ganz zu verbergen; so viel aber war ja doch immer mehr offenbar geworden und bei Einsichtigeren längst kein Geheimnis mehr, daß er die Christen hasse, was hassen heißt! Er war viel zu klug, um nicht längst zu durchschauen, daß in ihnen sich die geistig unabhängigste Macht finde, und er wußte von Anfang an wohl, welche ihn nicht aufnehmen würden.

Lange hatte er die Dinge ihrer inneren und äußeren Entwicklung überlassen, — nicht aus Feigheit, sondern aus Schlauheit, nicht aus Planlosigkeit, sondern in lauernder

Klugheit. Er hatte sich gesagt, daß die Gegensätze ganz naturgemäß von selbst reif werden und ganz allmählich der Entscheidung entgegengehen, — und er gedachte zu siegen, denn ihm war gegeben alle Gewalt auf Erden! Er sah mit grauser Freude den Geisterkampf auf der ganzen Erde. Er durchschaute die Massen und erkannte wohl, daß er warten könne, bis der Zauber um ihn her vollends seine Schuldigkeit thue und die bethörten Massen vermöge innerer Notwendigkeit und geistiger Gesetzmäßigkeit irgend einmal auf die ‚kleine Herde', heißt das, auf die Zehntausende und Hunderttausende zerstreuter Christen, aufstoßen müßten, — sah er ja doch auch, daß bei dieser kleinen Schar allüberall und ganz gleichmäßig das anfängliche Stutzen und Ansichhalten, das instinktmäßige Argwöhnen und Mißtrauen immer mehr auswachse zu einem stillen, aber klar bewußten Widerstand, ja zu einer Bereitschaft für Kampf und Märtyrertum.

Also denn! jetzt war die Zeit erfüllt! jetzt konnte die letzte Entscheidung von ihm vollends herbeigeführt werden! Verlieren wollte er nichts, zaudern also auch nicht, wenn es jetzt Zeit sei. Verlieren konnte er gar nichts, es war ja alles innerlich viel zu gut vorbereitet! —

So erging denn die Proklamation, welche von Menschheitsidealen strotzte, von Weltfrieden faselte, von der heiligen Verpflichtung predigte, welche ihm, dem Erkorenen aller Nationen, obliege, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, — diesem dreieinigen Gestirn

am Himmel der neuen Weltordnung, welches jetzt einzig und allein die Welt überstrahle, die Völker regiere, die Menschheit glücklich mache, — zu einer immer glänzenderen, vollkommeneren und segensreicheren Machtentfaltung auf allen Lebensgebieten zu verhelfen. Es handle sich um nichts Geringeres als um das, der Welt eine wirklich geistige ‚Freiheit' zu geben durch Befreiung von dem Bann veralteter Vorurteile, die wahre innerliche ‚Gleichheit' herzustellen durch die Einheit einer gemeinsamen Grundgesinnung, und eine ernst gemeinte vollkommene ‚Brüderlichkeit' zu erreichen durch Aufgeben aller geistigen Absonderungen der Menschen untereinander. Das allein fehle noch, dann wäre der Weltfriede, welcher, mit Waffengewalt vorbereitet, durch Völkerbeschluß erreicht und mittelst eines einheitlichen Regiments jetzt gefestigt sei, vollends gegen alle und jede Gefahr von innen wie von außen gesichert und endgiltig verewigt! Anders könne dies nie ganz geschehen, als durch solche nie gesehene geistige Einheit der ganzen Menschheit in sich selber!

Dazu aber müsse jetzt endlich gebrochen werden jene unbeugsame Macht, welche unter dem edlen Namen der Gewissensfreiheit, unter dem Schein des Christenglaubens und unter dem Deckmantel des Brudernamens der neuen Weltordnung insgeheim immer widerstrebe.

Wer denn beharrlich der durch den Willen aller Nationen geheiligten neuen Weltordnung widerstrebe,

der solle billigerweise künftig auch keinen Teil mehr haben an den Wohlthaten dieser neuen Weltordnung. Von Gewalt gegen diese bedauerlichen Irrtümer solle und dürfe keine Rede sein und niemand soll ein Leid geschehen, aber die Gesetzesgewalt der neuen Weltordnung müsse hochheilig gehalten sein und über alle menschlichen Vorurteile erhaben dastehen.

So sei denn verordnet und bestimmt, daß Leute, welche der neuen Weltordnung aus sogenannten religiösen Gründen nachweislich beharrlich widerstreben, auch des Bürgerrechts in diesem ganzen großen Weltreich ein für allemale und insolang verlustig erklärt werden sollen, bis sie durch einen unzweideutigen Beweis der Unterwerfung und Achtung vor der geheiligten Gewalt des Weltregenten sich lossagen von der verderblichen Gesetzlosigkeit, welcher sie sich schuldig gemacht haben.

Sie dürfen demgemäß künftig keinerlei Rechtsakte irgend welcher Art in Amt und Beruf, in Handel und Wandel mehr vornehmen; Handlungen solcher Art, welche sie von jetzt an etwa vornehmen, seien, was es auch sei, rechtlich ungiltig und demgemäß je nach ihrer Bedeutung dem Gesetz gemäß unnachsichtlich zu bestrafen. Im übrigen soll man sie, in Achtung vor Gewissensfreiheit und den Gesetzen wahrer Humanität entsprechend, unangefochten ihre Wege ziehen lassen.

*   *
*

Eine tückischere Falle ist nie gestellt worden, eine bessere Ausnützung der Zeitverhältnisse für einen einzigen Zweck ist nie gelungen. Eine einschmeichelndere Weise, mit dem wohlberechneten Appell an die allgemeine Begeisterung für Weltfrieden, Menschenglück und Völkerideale ward nie ersonnen. Eine heuchlerischere Benützung der Worte: ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘ hat keine Revolution versucht als diese schrecklichste aller Reaktionen. Eine trügerischere Maske, als diese mit ‚Gewissensfreiheit‘ und wahrer ‚Humanität‘ hatte der Satan nie vorgehalten. Ein härteres und willkürlicheres Verfahren unter dem Schein idealer Zwecke, heiliger Notwendigkeit und strengster Rechtlichkeit ist nie eingeleitet worden. Einen schnöderen Hohn, als noch gar den Anruf milder Unparteilichkeit unter dem Schein aufrichtigen Bedauerns, hat man nie in der Weltgeschichte Geächteten und heimatlos Gemachten nachgeschleudert!







III. Kapitel.

Die Welt ein Narrenhaus.

Motto:
Die Menschen sind mehr oder weniger Komödianten und die Wahrheit spielt unter ihnen nur eine seltene Gastrolle.

Busch

Und es wurde ausgeführt, dieses Dekret! Es gab in der Welt schon viele Dekrete, Gesetze, Verordnungen, deren Kraft in der Befolgung hätte liegen müssen, wenn sie Kraft hätten haben sollen, aber sie sind nie ganz zum Vollzug gekommen. Sie waren ein Schreckschuß, was ihre Absicht, ein Streifschuß, was ihre Vollzugsversuche,

ein Fehlschuß, was ihre schließliche Wirkung betrifft. Hier aber anders, ganz anders! Wie die verhungerten Löwen im Zwinger auf ihre Opfer, so warteten Tausende auf dieses Dekret: boshafte Menschen, teuflische Feinde der Religion, gehässige Charaktere, stumme Neider. Jetzt war der Rachen bald voll und der Raub leicht. Und wie die laute, kläffende Meute einer wilden, rauschenden Jagd, so ging es jetzt bald hinter den Opfern der öffentlichen Meinung, hinter den bisher kaum Gekannten, gering Geachteten, still Lebenden her. Gehässiger Angriff und geheime Angeberei, verächtliche Behandlung und charakterlose Treulosigkeit, Feigheit und Sorge, mit hineingezogen zu werden, — alles wirkte zusammen, die Zahl der Freunde klein und die Schwierigkeiten groß zu machen, welchen jetzt Hunderte und Tausende erliegen sollten.

Man sollte das rein nicht für möglich halten bei gesitteten Völkern und unter gebildeten Menschen. Aber die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen Religionssachen, die vollständige Verwirrung der Begriffe, das blöde Auge des Oberflächlichen und das betäubte Ohr des Schreiers selber, — alles, alles half mit, die Christen überall zu einer Schar von Gehetzten zu machen, wenn sie sich noch so gern in den bescheidensten Winkel drückten. Überall aufgestöbert, nirgends in Ruhe gelassen, in steter Aufregung und in wachsender Verlegenheit, — so kämpften sie um Ehre und guten Namen, um Ruhe und Frieden,

um Stellung und Versorgung, um Weib und Kind, um Haus und Heimat, — und alles umsonst, alles umsonst!

Die ‚anständigen‘ Leute hätten vieles verhüten können, aber man ‚wollte sich nicht dreinmischen,‘ man wollte nicht Mißverständnisse erwecken, man wollte nicht in die Sache mit hineingezogen werden; — andererseits wollte man auch nicht mit den rohen Ausbrüchen von Volksleidenschaft und Gehässigkeit sich gemein machen und blieb deshalb lieber fern.

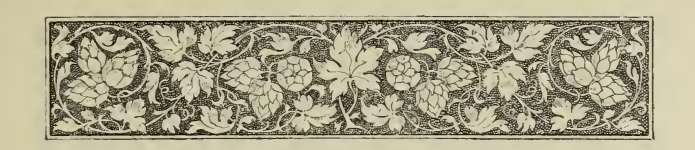
Man schüttelte wohl den Kopf, man bedauerte auch, — in der Stille einmal schüttelte man auch dem und jenem die Hand und ‚bedauerte aufrichtig,‘ — aber man drückte sich, man ging seinen eigenen Sachen nach. ‚Es ist böse Zeit,‘ hieß es im besten Fall; ‚es gefällt mir gar nicht mehr,‘ hieß es auch manchmal, aber, aber ... Das liebe Brot, die eigene Familie, die gute Stellung, die ernsten Nahrungssorgen, der viele Zeitaufwand, die ungeschickten, verwickelten Verhältnisse, — alles mußte herhalten, sich zu entschuldigen, wenn man da und dort für den einen oder den andern, vielleicht mit Leichtigkeit, etwas hätte thun können. Weisheitsregeln und Sprichwörter mußten herhalten, die Feigheit und Charakterlosigkeit zu decken; — ‚jeder kehre vor seiner Thüre,‘ ‚jeder ist sich selbst der Nächste,‘ ‚was dich nicht angeht, da laß deinen Fürwitz‘ und was sonst noch solch hochedle und hochweise, aber übel angewendete Ratschläge der falschen Weisheit auf der Gasse sind.

Die armen, verachteten Christen aber waren schonungslos preisgegeben. Verleumdung ist ein verborgener Dolch, Haß ist eine geschliffene scharfe Waffe, Rache ist ein lauernder Mörder, Bosheit und Schadenfreude sind Schlachtfeldhyänen, — Verachtung aber geht an dem vorüber, der in seinem Blute daliegt, und Feigheit ist, trotz Angst und Bangen im eigenen Herzen, in der That der größten Grausamkeit in Unterlassungssünden fähig.

So ging es nun den Christen der antichristlichen Zeit, diesen unverstandenen Leuten einer so hochgebildeten, fortgeschrittenen, wollte sagen: tief gesunkenen und tief versandeten Generation.

„Die Welt ist ein Narrenhaus,' — das ist ein sehr grobes Wort. Wenn man sich aber jene Zeit ansieht und ihren Charakter prüft, so ist es immer noch ein sehr gnädiges Urteil und stimmt doch eigentlich zusammen mit jenem Wort des Edelsten aller Geächteten, des Gekreuzigten: ‚Vater, vergieb ihnen! sie wissen nicht, was sie thun!'

Doch wir wollen zu unserer eigentlichen Geschichte wieder zurückkehren. Wir werden ja dann sehen, daß wir nicht zu viel gesagt haben. Was sich übrigens jene beiden Leute, der Freund Bäcker in der weißen Schürze und mit der weißen Mütze und sein Nachbar Küfer mit der runden Kappe und in dem braunen Schurzfell, an jenem Tag in der Gasse unter einander erzählt und gesagt haben, das hat eigentlich unser Urteil schon genugsam bewiesen.



IV. Kapitel.

Eine Herrengesellschaft am Stammtisch.

Motto:
Nur das mag wie mit festem Erz,
In Freundschaft zwei Genossen binden,
Wenn Geist und Geist sich, Herz und Herz
In einem höhern Dritten finden.
Geibel.

Etwa acht Wochen nach diesem vielbesprochenen Ereignis saß eine Herrengesellschaft im ersten Gasthof der Stadt an ihrem Stammtisch im besonderen Zimmer zusammen. Es waren die sorgenfreien späteren Abendstunden, welche je einmal in der Woche, immer am Donnerstag, hier eine auserlesene Gesellschaft vereinigten. ‚Harmonie‘ nannten sie sich, obgleich die Herren natür=

lich auch nicht immer alle harmonierten; das war ja aber auch gar nicht nötig. Der Gesprächsstoff war vielleicht sogar ein reicherer bei Mangel an Harmonie als bei Harmonie. Im großen Ganzen kamen sie übrigens alle immer gerne zusammen und gut mit einander aus. Da kam z. B., — um mit Persönlichkeiten anzufangen, welche wir schon kennen, — Herr Pilsen und sein Prokurist, Herr Otto Simon; es kam der katholische Curé und der evangelische Pastor, es kam ferner ein Apotheker und ein Doktor. Dann war es besonders noch ein älterer Sekretär namens Ducrot, ein sehr wohlhabender, feiner Herr mit guten Talenten; noch kam der Jurist, Herr Karl Francois, und um seinetwillen waren auch seine beiden Freunde Eugen und Franz aufgenommen worden. Diese letzteren drei Herren sind uns ja auch alle schon vorgestellt. In der Mehrzahl waren es zwar ältere Herren, aber Herr Karl Francois, der Jurist, war überall sehr wohl gelitten und so kamen Eugen und Franz hier auch noch an, — was natürlich Franz, den kleinen dicken schwarzen Samtrock, ganz kolossal freute. Übrigens spielte er hier nicht die erste Violine, sondern saß, meist ganz still und wirklich gutmütig, in aller Bescheidenheit da. Er ließ sich daran genügen, denn es freute ihn wirklich ganz kolossal, wenn er, wie morgens in der Weinstube und mittags etwa noch im Café, so nun hier auch abends, oft bis Mitternacht, gute Gesellschaft traf.

Man war zur gewohnten Stunde zusammen gekommen und sprach über dies und das, über das Geschäft und über das Wetter, über Museum und letzte Reunion, über alles und jedes, — aber richtig! auch in dieser Gesellschaft war das hauptsächliche Gesprächsthema wieder nichts anderes als auch die Proklamation und das Dekret des Weltregenten und deren ‚durchschlagender Erfolg!‘ —

Was das schön sei, sagte einer der Herren, diese prächtige wichtige Staatsschrift unter allen Völkern, in allen Ländern, überall fast in einer Stunde bekannt gegeben! in den verschiedensten Sprachen gedruckt auf einen Tag verteilt! Es sei doch herrlich, diese Einheit, dieser Zusammenhalt der Völker unter einander, diese wirklich großartig gleichmäßige Arbeit der Regierungsmaschine in der ganzen Welt, — diese ‚Systematisierung der Kultur,‘ drückte sich der Apotheker aus, wenn er das Zusammenklappen des ganzen großen Apparats bezeichnen wollte, — ‚dieses heilige Gesetz der Plötzlichkeit,‘ sagte er etwas überspannt von dem Telegraphen, weil derselbe der höchsten Staatsgewalt ermögliche, ihren Willen in einem Augenblick in aller Welt bekannt zu geben.

Ein anderer pries die Menge der Ideen, welche in der Proklamation verarbeitet seien, die ‚wie ein Funkenregen‘ sich ergieße und die Welt gleich glänzenden Meteoren mit leuchtenden Hoffnungen erfülle, an deren Verwirklichung das gegenwärtige Geschlecht noch lange, lange

Jahre werde zu arbeiten haben, welch letztere aber nicht ausbleiben könne, weil das Wichtigste und Schwerste alles ja schon erreicht sei mit der gegenwärtigen Weltvollendung überhaupt. — Wir mögen nicht verraten, wer gerade diesen philosophischen Panegyrikus auf seine Zeit loszulassen wagte; ein Meteor war er nicht, auch für seine Zeit nicht.

Ein dritter aber spitzte die Sache ganz persönlich zu, rühmte die Schlagfertigkeit des Weltregenten, dessen eigenstes Werk ganz gewiß diese großartige Proklamation sei, — seine Weisheit und seine Kraftfülle, die Energie seines Willens und das hohe, begeisterte Streben, mit dem er sein ganzes Leben dem Wohl der Menschheit zu weihen scheine.

„Bitte: weiht! nicht nur ‚zu weihen scheint'!" rief von unten etwas vorlaut Herr Eugen herauf, in der Überzeugung, daß seine Korrektur nur dankbar angenommen werde.

Im übrigen blieb jetzt nur um so mehr die Unterhaltung in den festen Händen der Väter des Stammtisches.

„Ja, und es wirkt, es wirkt ganz bedeutend!" sagte jetzt Herr Bonnet, der Apotheker, rundum in der Gesellschaft mit dem Kopf nickend.

„Die öffentliche Meinung hat sich bereits erklärt und klar und deutlich Stellung zur Sache genommen," sagte der Pastor. „Das Wort des Weltregenten hat

sein Echo gefunden auf dem weiten Erdenrund, das ist wirklich schön und groß."

„Aber alles werden Sie doch nicht billigen, Herr Pastor?" warf Herr Otto Simon bescheiden, aber bestimmt ein.

Der Pastor sah ihn fragend an und räusperte, dann sagte er: „Gehässigkeit oder Ausbrüche grober Schadenfreude natürlich nicht, — sonst aber wird man sich doch wirklich freuen, daß alles zusammensteht, sich einmütig für die guten, weisen und friedlichen Absichten des Weltregenten zu erklären. Es wäre doch etwas Schönes und Großes um eine allgemeine Einmütigkeit aller Menschen unter einander in einer gemeinsamen religiösen Grundgesinnung, Herr Simon! — und schon das ist doch viel, daß der gute Wille dazu allerwärts da ist, wo man auch hinsieht, — nicht wahr, Herr Kollege?"

Der katholische Curé antwortete: „O ja, das ist im allgemeinen ganz auch meine Meinung."

Man war befriedigt über den Segen, welchen die beiden Vertreter der zwei bedeutendsten Kirchengemeinschaften auf Erden über die Sache gesprochen hatten. Herr Otto Simon aber sagte:

„So ganz im allgemeinen könnte ich das letzt Gesagte auch unterschreiben; aber, die einzelnen Fälle betrachtet, will es mir doch nicht immer recht passen, wie es unter uns hergeht, meine Herren!"

„Unter uns hergeht!?“ wiederholten in höflicher Verwunderung gleichzeitig mehrere der Herren, indem sie fragend einander ansahen.

„Da gefällt mir doch das, was der Herr Pastor vorhin gesagt hat, besser,“ rief der Herr Doktor.

„Das meine ich auch,“ setzte der Apotheker hinzu.

Herr Simon sagte ruhig: „Meine Herren, ich habe nicht davon gesprochen, was wir thun, sondern davon, wie es in Stadt und Land überall mitten unter uns gegenwärtig hergeht. Und noch einmal: Das kann ich durchaus nicht billigen.“

„Ach so, — nun ja!“ sagte jetzt der Doktor, „aber auf alles einzelne und auf jeden einzelnen kann es da doch auch nicht ankommen, Herr Simon! Wenn die ganze Welt kuriert werden soll, dann giebt es unter Umständen auch einmal einen Schnitt ins Fleisch!“

„Wenn es nur eben nicht so weh thäte dem, den es trifft, Herr Doktor!“ lächelte der alte Herr Sekretär mit seiner etwas schmetternden, aber doch noch wohllautenden, würdigen Stimme.

Herr Otto Simon warf ihm einen dankbaren, freundlichen Blick zu, — Zustimmung nickend.

„Aber meine Herren,“ sagte Herr Pilsen, „was sein muß, muß sein! Ich denke, das ist wie in einem Geschäft. Klappen muß es und fertig gemacht muß die Sache sein! Der Weltregent kann nicht nach allen Mücken schlagen!“

„Allgemeine Redensarten!“ sagte Herr Ducrot halblaut ärgerlich vor sich hin, doch hörten es nur seine Nachbarn.

Er konnte schweigen, der jüngere Herr Simon aber nicht. Es ist merkwürdig, wie schnell unter dem Eindruck großer, einschneidender Ereignisse die Geister offenbar werden und aufeinander platzen. Sobald nur eine einzige kräftige Opposition in einen solchen Kreis hineingeworfen wird, ist die verschiedenartige Stellungnahme meist nach wenigen Augenblicken in der ganzen Gesellschaft sofort geklärt. Das Für und das Wider war kaum ausgesprochen und die Abstimmung mit ja und nein schien eigentlich schon fertig.

Übrigens war ja noch gar nichts näher besprochen und die Parteinahme für oder gegen eine Sache macht noch nicht alle Herzen ganz offenbar; erst die Besprechung einzelner Fälle bringt dann auch dies zustande. Mancher spricht, so lange die Sache nur im allgemeinen besprochen wird, auch nur ein oberflächliches Urteil aus, das er nachher gerne einschränkt, wenn die einzelnen Fälle klar liegen. Freilich kommt dann auch Parteisucht und Fanatismus erst recht zu Tage.

Herr Pilsen war etwas unangenehm berührt, als Herr Simon jetzt höflich, aber etwas bestimmt sagte: „Meine Herren, ich muß es noch einmal sagen: ich bin durchaus nicht mit allem einig!“

„Nun mit allem, — das geht mir auch so,“ sagten einige nach einander beschwichtigend.

„Ja, aber ich muß es durchaus verurteilen, wie in einzelnen Fällen verfahren wird.“

„Aber das gerichtliche Verfahren werden sie damit nicht angreifen wollen,“ warf Herr Karl Francois, der Jurist, ein.

„Das habe ich auch nicht gesagt,“ erwiderte Herr Simon.

„Ich dachte es mir,“ sagte Herr Francois freundlich und höflich.

„Aber noch einmal! ich muß manches, was geschieht, ganz entschieden verurteilen!“

„Nun, mein lieber Herr Simon! was ist denn los?“ frug Herr Pilsen.

„Ihnen habe ich es ja schon erzählt,“ antwortete Herr Simon.

„Ach so, das?“ erwiderte Herr Pilsen, seine Zigarrette in den Mund nehmend, und zuckte die Achseln.

Eigentlich nur ermutigt durch diese üble Art von Einführung durch Herrn Pilsen, und fast gezwungen durch den bisherigen, von ihm gar nicht eigentlich beabsichtigten Gang der Unterhaltung, wie auch jetzt durch den fragenden Blick aller Anwesenden, begann Herr Otto Simon:

„Meine Herren! sagen Sie selbst, wie das zu beurteilen ist. Ich will Ihnen einen Fall erzählen. Ich habe einen Vetter, — den Namen will ich jetzt nicht nennen, — er hat Frau und Kinder, er hat eine starke

Familie und einen festen Posten in einem Geschäft, er sitzt also fest, wie wir so ziemlich alle auch, — und gerne, wie wir alle auch," fügte er mit einer Verbeugung gegen Herrn Pilsen hinzu, welche dieser dankend annahm; — „aber was geschieht? Er hatte einen Kauf gemacht, gerade einen Tag ehe das Dekret bekannt gegeben wurde. Der Kauf soll amtlich perfekt werden, er will unterschreiben, da — er ist nämlich ein Christ, — da heißt es: ‚Ja, Ihre Unterschrift ist nicht rechtsgiltig, es geht nicht!' Was nun? Das Haus ist gekauft, der Besitzer will es nicht mehr zurücknehmen, mein Vetter aber kann den Besitz nicht antreten, — was nun, meine Herren? was nun?!"

„Nun, das wird sich aber schon machen," sagten einige, „das ist nicht so schlimm."

„Wenn es sich aber nicht macht, meine Herren?" rief Herr Simon fast ärgerlich, — „Sie werden gestehen, dann ist es sehr schlimm! Und ich erzähle Ihnen nun weiter: es macht sich nicht, sondern mein Vetter kann das Besitztum nicht antreten, der Verkäufer aber will es nicht mehr nehmen . . . ."

. . . „wird es schon wieder nehmen!" beschwichtigte einer der Herren.

„Nein, das ist es eben, — er nimmt es nicht mehr! Und selbst wenn er es genommen hätte, — so wurde an ihm gehetzt mit allen Mitteln, auf alle erdenkliche Weise. Wissen Sie, meine Herren, da giebt

es schlechte Menschen, heillose Menschen! Nun behauptet der Verkäufer: es sei ihm ein großer Schaden; den Mietsleuten war gekündigt, die ziehen aus, da hilft nichts mehr, — jetzt sollen zwei Logis leerstehen! Wer soll es zahlen? Mein Vetter doch nicht gar auch noch zu allem hin? Aber der Verkäufer verlangt einen Schadenersatz, und daß er an so etwas denkt, kann man ihm nicht einmal ganz verübeln, denn Schaden hat er ja, abgesehen davon, daß er sein Haus, das er nun gerne gut verkauft hätte, jetzt wieder behalten muß."

„Da müssen eben die Gerichte entscheiden," sagte Herr Pilsen, — „ich habe Ihnen das schon gesagt, Herr Simon."

„Ach ja," sagte Herr Simon, „das haben Sie mir wohl gesagt, Herr Pilsen, aber das ist leichter gesagt als gemacht. Sagen Sie nur, wie sollen sie entscheiden? Sagen Sie selbst, Herr Francois, ist das eine so einfache Sache?"

Herr Karl Francois drehte seinen schwarzen Schnurrbart, zwirbelte sein juristisches Wissen mit hinein und sagte würdig: „So einfach ist die Sache allerdings nicht."

Herr Pilsen blickte ratlos ärgerlich zu ihm hinüber, Herr Simon aber lachte bitter und sagte: „Ja, und jedenfalls kommt das Gericht auch nicht so schnell dran. Vorher kommen die Advokaten, das wissen Sie doch, Herr Pilsen! Hier einer und da einer, — und wie geht es da, meine Herren? wie geht es da? Das

ist ja doch einfach zum Verzweifeln, Sie wissen das ja auch!“ rief er etwas erregter.

Man sagte nichts; einer lächelte, der andere sah nach der Seite, mehrere sahen sich auch nach dem juristischen Tribunal um, welches aber schwieg und nur den Schnurrbart strich.

„Und jetzt hängt diese Sache meinem armen Vetter am Bein seit vier, fünf, sechs Wochen. Arm ist er ja nicht, aber das ist doch sehr schwer. Und diese Hetzerei, sage ich Ihnen, diese Hetzerei! Ich bin nicht seiner Meinung gewesen; Sie wissen, meine Herren, ich hatte von jeher eine andere Gesinnung in religiösen Dingen als er, und das ist heute noch so, aber —“ und er klopfte heftig mit den Fingern der rechten Hand auf die Brust, — „das ist zu viel! das wird wirklich zu viel!“

Er setzte sich jetzt zurück, er hatte sich ausgesprochen. Manneszorn mit grimmer Falte auf seiner schönen hohen Stirn, festgepreßte Lippen und der Zug empörter Überzeugungstreue in seinen lodernden Augen zeigten jedermann, daß von dieser Erfahrung der ganze Mann, aber auch der ganze Mann, mitgenommen sei, und er, wenn es möglich wäre oder wenn es nötig würde, für seinen bemitleideten Vetter auch etwas dranzugeben bereit wäre! Man war einige Augenblicke still. Nur fand man nicht sogleich ein anderes Gespräch.

„Ich weiß auch einen solchen Fall,“ sagte jetzt Herr Sekretär Ducrot, alle überraschend, — „der hat mir doch

auch zugesetzt, das muß ich sagen! Es betrifft zwar nur einen armen Arbeiter, aber das ist auch ein Mensch, so gut wie wir Leute! Was meinen Sie, wenn unsereinem das passieren würde? — Geht der Mensch eben dran, zu heiraten . . ."

„War auch nicht nötig!" lachte Herr Pilsen, — „wird doch keine Familie ernähren können!"

Einige andere lachten auch zu dem dazwischen geworfenen Spaß.

Herr Ducrot erhob die Stimme und rief: „Aber ich bitte, meine Herren, das ist kein Spaß! Da handelt es sich um Menschenrechte! Die werden wir nicht im Ernst andern verkümmern lassen wollen, welche genau soviel wert sind, als wir Leute, — verzeihen Sie, meine Herren! Und die Sache ist noch pikanter, wenn Sie noch mehr hören. Ich möchte Ihnen jetzt erst recht vollends alles sagen, was dabei in Betracht kommt. Also der Mann hatte treulich gespart, sich ein ordentliches Vermögen erworben; seine Zukünftige auch, sie waren beide eines Sinnes. Sie hatten jahrelang gewartet, jetzt wären sie soweit gewesen, — und ich muß noch weiter hinzusetzen, sie thaten es eigentlich nur um der alten Eltern der Braut willen, um nämlich diese beiden Alten zu sich nehmen zu können, — wohlgemerkt, gerade nicht um ihrer selbst willen, sondern um eines edlen Grundes willen, — also da ist nichts daran zu tadeln, Herr Pilsen, rein nichts!"

„Nun, und jetzt?“ förderte Herr Pilsen die Unterhaltung.

„Jetzt? — ja jetzt!“ sagte Herr Ducrot schmerzlich. „Wie sie sich anmelden, da nimmt man sie an, — natürlich auch! Wie sie aber nach einigen Tagen feierlich kommen, den Eheakt vornehmen zu lassen und zu unterzeichnen, — was meinen Sie, meine Herren, was geschieht? Es wird ihnen erklärt: man bedaure, — sie seien ja, wie man gehört habe, auch von der Sekte, sie können keinen rechtsgiltigen Akt unterzeichnen, — und aus ist es damit! — Ist das nicht stark?!“

„Das ist freilich stark,“ sagte teilnehmend der Doktor, „das ist stark! Warum hat man ihnen das nicht wenigstens sogleich gesagt? das ist auch rücksichtslos! So bringt man die Leute auf und macht sie aufrührerisch!“

„Aufrührerisch?“ rief Herr Simon dazwischen. „Das sind stille, geduldige Leute, die sind nicht aufrührerisch und werden nicht aufrührerisch; wären nur alle so, wie diese Christen!“

„Ich muß Ihnen da auch noch antworten, Herr Doktor!“ nahm Herr Ducrot eifrig das Wort. „Sie sagten, warum man es ihnen nicht wenigstens vorher gesagt habe? Ja, ich will da nicht einmal den Beamten anklagen, offenbar wußte derselbe es vorher gar nicht, sonst hätte er es ihnen gewiß schon bei der ersten Anmeldung gesagt. Nein! sondern ein Nachbar, ein rechter

Teufel, der machte sich den Spaß und ging hin und verriet sie, daß sie Christen seien. Absichtlich ließ er sie das erste Mal so laufen und erst nachher brachte er es zur Anzeige. Ist das nicht gemein, niederträchtig, diabolisch?!"

„Gewiß! Das ist nicht recht, das ist ordinär, das kommt unter anständigen Leuten nicht vor," riefen mehrere durcheinander.

„So, meinen Sie?" entgegnete Herr Simon mit offenem Visier, — „das komme bei anständigen Leuten nicht vor? Wenn man da alles erzählen wollte, was geschwatzt, gelacht, gekränkt, gestichelt, gehetzt, verleumdet wird, — es ist eine Schande! eine Schande ist es für die Menschheit, wie es da hergeht! Und das kann nicht gut hinausgehen!"

„Wenn das Gesetz nun einmal spricht, so sollte man jedenfalls nichts dazu thun!" meinte Herr Francois, der Jurist. „Am Gesetz ist es genug, das wird schon seine Schuldigkeit thun."

„Das Gesetz selber ist hart, sage ich!" rief Herr Simon, — „das sage ich ganz offen!"

„Nun, nun!" riefen einige.

„Ja, meine Herren, da finde ich nichts drin von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!"

Allgemeiner Schrecken.

„Es mag noch so gut gemeint sein . . ."

„Das meine ich doch auch," rief Herr Francois. „Das sagen Sie also selber auch?"

„Ja," setzte Herr Simon seine Rede fort, „aber es mag noch so gut gemeint sein, angewendet wird es schlimm!"

„Nun, nun! aber nicht von den Gerichten!" rief Herr Francois wieder.

„Von dem Publikum vor allem, durch solche gemeine Gehässigkeiten, die mit unterlaufen und alles unter einander hetzen, alle Leidenschaften aufstacheln!"

„Und das Gesetz hat doch gerade die Leidenschaften dämpfen, beschwichtigen, heilen wollen!" rief der Apotheker elegisch.

„Und hat das Gegenteil bewirkt!" schmetterte Herr Ducrot.

„Was man sich alles hätte denken können, wenn man die Menschen kennt," murmelte jetzt leise und ärgerlich Herr Simon.

Seine Nebensitzer waren erleichtert, indem sie das letzte als einen maskierten Rückzug ansehen zu dürfen glaubten. Und für heute hatte er ja auch genug gesagt. Im übrigen kam das Gespräch heute nicht mehr recht in Zug. Man warf vereinzelte Fragen dazwischen, man frug gegenseitig nach der Familie, man machte einige Späßlein, aber die ‚Harmonie' fand sich heute nicht mehr recht, wenn schon versöhnendere Töne angestimmt wurden, je und je ein beruhigender Aderlaß oder ein

Besänftigungspflästerlein von dem oder jenem probiert wurde. Im übrigen machte man einander noch des Längeren und von verschiedenen Seiten her einen blauen Dunst vor, wozu die feinen Zigarren des Herrn Ducrot, der sie jetzt bald sehr verbindlich im ganzen Kreise ohne Ausnahme herumbot, und die Zigaretten seines Widerparts, des Herrn Pilsen, welche dieser dagegen ins Feld führte, das ihrige reichlich beitrugen.

Der kleine dicke Samtrock pustete allmählich ganz gehörig und Eugen hatte mehrfach zu blinzeln, um seine lebhaften Augen von dem Rauch seines Gegners frei zu bringen. Aber es ging, es ging.





V. Kapitel.

Nachlese.

Motto:
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.
Göthe.

Gegen 11 Uhr ging die Gesellschaft auseinander, man verabschiedete sich allerseits ganz herzlich. Die Wege führten meist bald, jedenfalls schon nach verhältnismäßig kurzem Gang, solcherart auseinander, daß die Herren gewöhnlich nur noch zwei und zwei vollends heimwanderten.

So gingen auch der Curé und der Pastor friedlich miteinander ihre Straße.

Was ist das wert, — Friede zwischen den Konfessionen! Was sind das für üble Dinge, wo Kampf und Streit ist! Aber einer, der die Sache am besten versteht, hat einmal gesagt: ‚Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!' Und es giebt Zeiten, die fordern festen Sinn und klare Stirn, ein mutiges Herz und doppelt treues Bekenntnis! Der Herr Pastor und der Herr Curé vertrugen sich prächtig miteinander, — daß persönlich, versteht sich ja doch wohl von selbst, aber auch sachlich, amtlich, grundsätzlich vertrugen sie sich nur gar zu gut. Fade, verwaschene Religionsmänner, wie sie beide waren, nicht die Edelsten ihres Standes, aber leider nicht die einzigen ihrer Art in selbiger traurigen Zeit, buhlten sie schwächlich um die Gunst der Menge, schwammen mit dem Strom, der breit einherflutete, ließen sich tragen durch die öffentliche Meinung, wie sie sich vielstimmig oder vielmehr einstimmig aussprach, hatten wohl weltmännische Art und Manieren, aber kein Rückgrat, keinen Mannessinn, keinen Prophetenton in ihrer Rede; selbst in ihren öffentlichen Reden scheuten sie sich nicht, die große Zeit herauszustreichen und das allgemeine Menschentum zu verhimmeln, so daß die wässrige Rede des einen dem Thränenwasser der Frauen, die trockene Art des andern dem verdorrten Boden seiner Gemeinde es über die Maßen leicht machte, zu sein und zu bleiben, was sie waren.

„Nun, Herr Kollege, heut' ist es etwas hitzig hergegangen!“

„Ach ja! es war nicht gut, daß Herr Simon so herausplatzte.“

„Und es waren doch auch starke Ausfälle dabei.“

„Und in der That ungerechte Anklagen.“

„Die Leute verstehen die Zeit nicht recht oder eben nur von ihrem einseitigen Parteistandpunkt aus.“

„Ja, das meine ich auch. Man sollte sich ein wenig über das Einzelne erheben und muß mehr auf das große Ganze sehen.“

„Und wir haben doch viel Großes und Schönes in unserer Zeit, — und diese allgemeine Einmütigkeit, das ist doch wirklich schön.“

„Gewiß, das ist schön.“

„Da wollen wir nur recht zusammenhalten, Herr Kollege!“

„Gewiß, das wollen wir,“ sagte der Curé.

„Freuen wir uns, daß wir einem großen Reiche, einem immer herrlicher werdenden Gottesreich angehören.“

„Ja, Herr Kollege.“ —

Es war offenbar spät, den allgemeinen Phrasen nach zu schließen, sehr spät für die müden Streiter. Immerhin war der Curé etwas reservierter als sein ‚Herr Kollege‘, während dieser, der Herr Pastor, ein Mann des goldenen Mittelweges war, der sich nur selber nie recht klar darüber war, worauf er denn baue und

womit er baue, ob wirklich mit Gold oder Silber, oder mit Holz, Heu, Stoppeln!

Es war gut, daß sie am Hause des einen ankamen und sich jetzt beide voneinander verabschiedeten.

„Gute Nacht, Herr Kollege, schlafen Sie wohl!“

„Gute Nacht, schlafen Sie auch recht wohl!“

Ja, ja! es war Schlafenszeit. Und bald mußte die Mitternacht kommen.

* * *

In einer andern Straße, in der es ohnedem sehr still und hohltönend war, stolperten der kleine dicke Samtrock und der lange Eugen mit seinem niederen Spazierstock ihrem heimatlichen Herde zu, oder vielmehr jeder seiner Junggesellenbehausung entgegen.

„Das war heute nicht nett.“

„Nein, wirklich nicht!“

„Was das für Ansichten sind! ich kann diese Herren nicht begreifen. Der Simon so hitzig, — und der alte Ducrot gar!“

„Ach was, man hätte sie gar nicht reden lassen sollen!“

„Eugen, wir sind in einer Übergangszeit. Wenn einmal wir Jungen drankommen, dann wird es aus einem andern Ton gehen! Das wird kolossal, das wird ganz großartig!“



11. Seite 344.

„Eugen, wir sind in einer Uebergangszeit. Wenn einmal wir Jungen drankommen, dann wird es aus einem andern Ton gehen! Das wird colossal, das wird ganz großartig!“



„Kleiner Dicker! Ich sage Dir, das macht aber noch zu schaffen!“ fuchtelte Eugen mit dem Spazierstock.

„Hat nichts zu sagen, wir werden schon fertig werden!“

„Meine es auch! aber religiöse Meinungen, — das ist das Zäheste!“

„Meinetwegen! und doch wird man sie hinunter kriegen,“ rief der kleine dicke Samtrock mit dem Kraftbewußtsein eines Mannes, dem ein Schnurrbart und zwei Schlagwörter zu Gebote stehen. „Unser Freund Karl hat sich aber wacker gehalten, schneidig, wirklich schneidig!“

„Höre Du, es hat mir aber vorkommen wollen, er wackle auch ein wenig.“

„Ja, es ist wahr, er nimmt sich immer mehr in acht, gegen die Christen etwas zu sagen. Aber heute doch nicht?“

„Es ist mir auch heute so vorgekommen.“

„Hab' nichts gemerkt!“

„Gute Nacht, Franz!“

„Gute Nacht, schlaf wohl! ich bin eigentlich kolossal müde.“

* * *

Um Mitternacht aber standen Herr Otto Simon und Herr Ducrot noch immer an einer Straßenecke, da wo auch ihre Wege sich vollends trennten.

Herr Ducrot hatte seinen Rock oben zusammengeknöpft, denn es ging ein kühler Wind hier an der Ecke; dennoch hielt der alte Herr stand, er war diesmal ganz im Feuer!

Beide sprachen noch eifrig, eigentlich leise, aber erregt.

„Und was will das werden?“ rief Herr Ducrot, „die Menschen werden ja immer roher und immer verwilderter! alles ist erlaubt, alles! Bosheit, Gehässigkeit, Schadenfreude! Und alle Mißgunst, Neiderei und Eigennützigkeit spielen mit!“

„Herr Ducrot! ich habe jüngst eine alte Geschichte aus der Römerzeit gelesen. Ich mußte mir sagen: So ist es wieder, es ist die reine Proskription, eine förmliche Proskription der Christen! sie sind einfach geächtet! Hätte man das gemeint in unserer Zeit? sollte man es für möglich halten unter gebildeten Völkern und in einem so fortgeschrittenen Jahrhundert? Es ist rein unfaßlich, es ist Schmach und Schande.“

„Eigensinnig sind sie, und starrköpfig, das muß man ja sagen. Mein Gott! wozu diese Sachen! Aber man muß sie doch aufrichtig bedauern.“

„Und es sind edle Menschen unter ihnen, Herr Ducrot, edle Menschen, deren die Welt nicht wert ist!“

„Jedenfalls brave Leute. Ich habe es früher auch nicht so angesehen, aber ich glaube mehr und mehr, man hätte sie ganz ruhig ihre Wege gehen lassen können, — die hätten das Reich nicht umgestürzt, die nicht!“

„Das meine ich auch. Das geht noch an etwas anderem zu Grund, wenn es zu Grund gehen soll An diesem Gewaltgeist geht es zu Grund! das thut nicht gut, das hat nie gut gethan. Allzu scharf macht schartig.“

„Nun, das Schlimmste wollen wir nicht befürchten, es mag ja alles wieder recht werden; es wäre auch schade, wirklich schade, wo doch jetzt alles einen so schnellen Aufschwung genommen hatte.“

„Hören Sie, es hat doch schon allerlei gegeben! Denken Sie an die großen Katastrophen vor ein paar Jahren! und an die mit der Weltstadt! Es ist ja merkwürdig: wir haben eine so schnell lebende Zeit, daß man alles gleich wieder vergißt. Oft kommt es mir auch vor, es sei alles nur geflickt, und es komme noch etwas Böses nach!“

„Nun, wir wollen nicht das Schlimmste denken. Wissen Sie, der Weltregent ist gescheit, grundgescheit! und er hat das Heft in der Hand. Aber in diesen Sachen ist er offenbar übel beraten! Weiß kein Mensch, wer dahinter steckt! Muß denn auch der leibhaftige Teufel in alles etwas Ungutes hineinbringen? Das sollte einem so erleuchteten Mann nicht passieren, beileibe nicht!“

„Herr Ducrot, ich werde oft ganz irre, ganz irre werde ich oft!“

„Geht mir auch nicht anders und es thut mir im

Herzen weh, im Herzen weh, sage ich Ihnen, wenn ich an die armen, armen Christen denke. Das haben sie doch nicht verdient."

„Mir kommt oft ein ganz anderer Sinn, ich kann Ihnen sagen: mich quält es oft in dunkler Nacht. Ich weiß oft nicht mehr: sind wir denn alle mit einander betrogen und irre geführt, Thoren und Narren geworden? Einesteils diese herrliche, großartige Entwicklung auf politischem Gebiet, und andererseits diese unnötigen Tyranneien und Quälereien da! — Aber Sie müssen heim, Herr Ducrot, es ist kalt, Sie frieren!"

„Ich muß nur noch eines sagen: ich möchte es nicht auf dem Gewissen haben, Herr Simon, so die Leute zu plagen, und so unnötig! Man stirbt auch einmal und will dann an einen guten Ort kommen. Aber wo führt das hin, wo führt das hin!"

„Ich danke Ihnen auch noch recht herzlich, daß Sie mich heute so unterstützt haben; ich habe reden müssen, ich habe nicht schweigen können."

„Sie können immer auf mich zählen. Aber jetzt gute Nacht! ich muß eilen."

„Gute Nacht, Herr Ducrot, es wird allerdings spät für Sie."

*

Ja, Mitternacht war jetzt eigentlich schon vorüber. Aber ganz haben diese beiden edlen Männer es doch nicht bemerkt, wie sehr es einer andern Mitternacht zu=

ging. Ganz wußten das doch nur die Christen, diese armen, gequälten Leute, diese vielfach jetzt schon mit der Existenz kämpfenden Menschen, denen alles Recht genommen, aller Rechtsboden unter den Füßen weggezogen war mit einem Schlag, über denen die Wogen der gehässigsten Quälerei zusammenschlugen, so daß mancher, mancher sich nicht mehr halten konnte, auch finanziell unterging, sich wegmachte, um anderswo, am unbekannten Ort als Unbekannter, Stellung zu suchen und, wenn neuer Unbill verfallend, oft heimatlos, fast obdachlos, umherirrte, hier vertrieben und dort kaum noch von einem barmherzigen Menschen schüchtern aufgenommen, nirgends mehr in Ruhe, nirgends! — Und es sollte gar noch eine Mitternacht für sie kommen!







VI. Kapitel.

Ein kleiner Schrecken.

Motto:
Wer ist ein Mann? — Der beten kann!
E. M. Arndt.

Im Kontor des Herrn Pilsen ging andern tags alles seinen gewohnten Gang. ‚Klappen muß es und fertig gemacht muß die Sache sein,‘ hieß es ja bei Herrn Pilsen heute wie gestern und immer.

Herr Simon war schon der Mann, ihm das wahr zu machen. Energisch, treu, verständig, umsichtig, immer vorne dran in pünktlicher Pflichterfüllung, allen voraus an Arbeitskraft wie an Überblick, war er wirklich nicht

zu ersetzen. Dabei freundlich und verbindlich gegen jedermann, wohlwollend und gerecht gegen die Arbeiter, war er so recht die Seele im Haus.

Ohne das wüßten wir nicht, ob nicht bei Herrn Pilsen eine kleine Verstimmung übrig geblieben wäre. Die gestrige Abendgesellschaft hatte doch einige scharfe Kanten geoffenbart. Es war ja alles noch gut abgelaufen, aber es war ihm doch eigentümlich, wie die beiden Herren Ducrot und Simon sich ereifert hatten für eine Sache, welche es doch nicht eigentlich wert wäre, und für Leute, welche nun einmal überall, aber auch überall, sich mißliebig gemacht hatten, — wenn sie überhaupt beachtet worden waren in der großen Gesellschaft. Als er denn das Kontor betrat und den gewöhnlichen Morgengruß von Herrn Otto Simon bekam, da blickte er schon so halb schief auf ihn hin, als wollte er sagen: ‚Du, Du! was sind das für Sachen! Mach' mir keine Geschichten! sonst . . .!' Wie er aber das ehrenfeste und das feste Auge, das treue und schöne Gesicht, den ganzen Mann, sich wieder ansah, wieder ganz im Geschäft, ganz und gar seiner Arbeit hingegeben, da war es eben doch mit einemmal wieder vorbei und er sagte sich: einen treueren Mann, eine tüchtigere Kraft, einen zuverlässigeren Geschäftsleiter könnte er in der That nicht haben. ‚Wenn er mir nur nicht gar ein Christenfreund wird, es wäre gar zu toll! es wäre verdammt!' sagte er zu sich, — alles aber in den versöhn-

lichsten Gedanken und wirklich froh, daß der Gruß so ganz wie gewöhnlich, so gar nicht anders als sonst ausgefallen war.

Nachmittags aber kam ein Billet an Herrn Simon, ob er nicht sogleich zu Herrn Ducrot in seine Wohnung kommen wolle, derselbe sei recht krank.

Herr Simon meldete dies sofort dem Chef und bat, eine Stunde abkommen zu können. Natürlich wurde das sogleich gestattet.

„Aber sehen Sie, sehen Sie!" sagte Herr Pilsen, „er hat sich gestern zu sehr erhitzt. Es ist eben nicht gut, so hitzig ins Gefecht zu gehen für Sachen, ... für Leute, ..."

„Bitte!" unterbrach plötzlich Herr Simon, „ganz im Gegenteil! erkältet hat er sich, ganz gehörig erkältet. Ich entsinne mich, daß er gestern Nacht an seiner Straßenecke, die ohnedem sehr zugig ist, fror und da offenbar zu lange stehen blieb."

„Also!" rief Herr Pilsen, besorglich lächelnd, „vorher erhitzt und dann erkältet! Sehen Sie, da sind Sie auch ein wenig mit schuld. Aber gehen Sie nur und bleiben Sie nur aus, ganz wie es Herrn Ducrot recht ist, ganz wie es unserem lieben Freund recht ist. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und ich lasse gute Besserung wünschen. Es wird doch hoffentlich nicht schlimm werden. Gottlob, daß es Doktor und Apotheker giebt, — und

einen Curé natürlich," setzte er bei, als er schon halb weg war.

„Und einen Herrn Gott!" — sagte Herr Simon mit Nachdruck.

„Natürlich, natürlich! das meine ich ja!" sagte Herr Pilsen noch, ohne umzuwenden, schon in seinem Zimmer. Herr Simon aber eilte, sich zurecht zu machen und sogleich zu gehen. Er war ohne Frage in einer gewissen Sorge. Das Wort ‚erhitzt' hatte ihn zuerst gelächert, denn es war doch offenbar eine Erkältung; aber daß er auch an der Erkältung eine gewisse Mitschuld trage, das fiel ihm doch schwer aufs Herz, zumal Herr Ducrot sich seiner gestern Abend so sehr warm angenommen hatte. Doch dabei konnte er sich jetzt nicht aufhalten.

„Wenn es nur wieder gut wird, dann ist ja alles eins," dachte er und eilte, so sehr er konnte.

Er traf Herrn Ducrot tief im Bett; der Doktor war, schon in der Nacht gerufen, auch heute schon zweimal dagewesen und hatte eine sehr heftige Lungenentzündung auf beiden Lungenflügeln konstatiert; von der Apotheke stand auch schon etwas da. Er grüßte Herrn Simon sehr freundlich mit den Augen, er hatte offenbar sehnlich gewartet und war hoch erfreut, daß dieser so bald schon komme.

„Ich bin ganz frei für Sie, Herr Ducrot."

„Ach, das ist mir lieb!“ hauchte er heraus, „das ist mir lieb! Sie lieber Herr Simon Sie!“

„Von Herrn Pilsen auch einen Gruß und er lasse gute Besserung wünschen.“

„Von dem? — danke! — O, Herr Simon, diesmal wird es schlimm. Ich werde nicht durchkommen, ich glaube wirklich nicht. Unser lieber Doktor hat auch ein böses Gesicht gemacht, als er mich untersucht hatte. Und ich spüre noch gar keine Besserung auf alle Mittel!“

„Das kann aber alles noch kommen, Herr Ducrot! Jetzt ist es eben der erste Sturm,“ sagte Herr Simon, teilnehmend sich bei ihm niederlassend, nachdem er langsam an das Bett getreten war und vorher sorgfältig den Überzieher abgelegt und sich am Ofen erwärmt hatte, um ja keine Kälte herzubringen und keinen Hustenreiz zu erwecken.

„Der erste Sturm?“ antwortete Herr Ducrot. „Ja, der erste in meinem ganzen Leben sogar, ich bin immer ganz gesund gewesen. Ich habe recht regelmäßig gelebt. — Aber vielleicht auch der letzte Sturm, Herr Simon, der letzte; und dann?“

„Das wollen wir nicht hoffen, Herr Ducrot; es wird doch so schlimm nicht werden. Beruhigen Sie sich nur und sprechen Sie nicht zu viel.“

„Ich spreche nicht zu viel. Ich kann schon so viel; ich muß sprechen, mit Ihnen muß ich!“ Dann

sagte er nach einigem Ausruhen: „Ich habe alles für Sie aufgespart und eigentlich mich darauf ausgeruht und gerüstet, Herr Simon. Ihnen muß ich alles sagen. Sehen Sie, es kann wohl zum Ende gehen, es kann wohl! und wenn man auch ordentlich gelebt hat, — ach! man hat doch viele Sünden gethan. Jetzt muß ich Hilfe haben; Doktor und Apotheker helfen jetzt nichts mehr."

„Wollen Sie nicht Ihren Curé kommen lassen, Herr Ducrot, soll ich es ihm nicht sagen lassen?"

„Jetzt nicht, — später! Jetzt kann ich ihn noch nicht brauchen. Bleiben nur Sie da bei mir sitzen."

„Herzlich gern, Herr Ducrot, ich bin ganz für Sie da. Wenn ich Ihnen nur helfen könnte! wenn ich Ihnen nur etwas thun könnte! Vielleicht etwas Wasser gefällig? — oder hier etwas Saft, Herr Ducrot?

„Ja, aber nur wenig."

Die Haushälterin ließ sich in der Thüre sehen und gab es ihm, wahrscheinlich besser, als Herr Simon es gekonnt hätte.

„So, — danke!" sagte Herr Ducrot dann und legte sich wieder keuchend zurecht. „Danke herzlich! jetzt bleiben Sie nur ganz ruhig draußen im Zimmer und weinen Sie nicht so! Herr Simon ist ja jetzt bei mir, es wird alles recht werden." Und als sie still weinend hinausgegangen war, sagte der alte Herr noch: „Mein Testament ist längst gemacht, sie kann ohne Sorgen sein,

sie kann leben. Sie war immer brav und treu. — Aber jetzt weiter, Herr Simon! Ach, Sterben ist schwer. Sterben ist ein Ernst!"

Und er blickte Herrn Simon mit seinen schönen Augen gar wehmütig an, so daß es diesem recht schwer wurde. Er wußte aber jetzt gar nichts zu sagen.

„Herr Simon, der gestrige Abend ist mir sehr wichtig geworden. Wir haben eine böse Zeit, eine böse Zeit! Und wir sind alle miteinander Sünder, Verführte, Verwirrte und Verirrte! Was ist doch das, wie man diese Sachen in Todes Angesicht ganz anders ansieht als vorher?"

„Aber Sie haben es gestern schon ganz anders angesehen als die andern Herren."

„Ja, aber jetzt vollends! Herr Simon, jetzt erst!! Kriegt man denn den Verstand erst, wenn man stirbt?! Was ist doch das? was ist das?!" — Dann nach kurzer Pause: „Herr Simon, eine Bitte!"

„Alles, was Sie wollen, Herr Ducrot! wie froh bin ich, wenn ich Ihnen etwas helfen kann!"

„Könnten Sie nicht ein wenig mit mir beten?"

Herr Simon war in großer Verlegenheit. Was hätte er nicht diesem lieben, lieben Freund, diesem lieben alten Herrn zu lieb gethan! Aber das konnte er nicht! vollends mit einem andern beten! und mit einem Sterbenden beten, so wie es recht ist! jetzt plötzlich im Angesicht des Todes oder vielmehr vor Gottes

Angesicht sich hinstellen und beten! nein, das konnte er nicht. — „Herr Ducrot, wollen wir nicht Ihren Herrn Curé kommen lassen? Es ist ja ein so freundlicher Mann.“

„Nein, jetzt noch nicht. Das kommt zuletzt. Ich sage Ihnen offen: der ist mir auch nicht ernst genug; der war gestern auch wie die andern. — Könnten Sie nicht?“

„Ach nein, Herr Ducrot, da bin ich zu ungeschickt!“ — und er war nie in seinem Leben in einem solchen Gedränge gewesen. Am Strom stehen und einem Ertrinkenden sagen: ich kann Dir nicht helfen, ich will aber zu einem anderen schicken, — was ist doch das?! An dem rauschenden mächtigen Strom stehen, in die trüben schwarzen Fluten selbst hineinsehen, eine ausgestreckte Hand sehen und sagen müssen: Du dauerst mich, aber helfen kann ich Dir nicht, — was ist doch das?! Ein starker Mann, ein mutiger Mann, ein geschickter Mann sein, sonst immer vorne dran, hier aber sagen: ich kann Dir nicht helfen; — ist das nicht schrecklich, wirklich schrecklich? Mit einem Wort: ein Mann sein und nicht beten können, was ist doch das?! — Er schämte sich wie ein Kind, wie ein Kind! Er wußte aber noch nicht um das Wort dessen, der gesagt hat: ‚Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen.‘ Jetzt stand er davor.

Herr Ducrot lag jetzt sehr hilflos da; der kalte Schweiß, das Taschentuch des Todes, lag schon auf seiner Stirne; er ruhte ein wenig.

„Was machen wir?“ sagte er halb fragend, halb irre, wie es schien. Und dann: „Herr Simon, ich weiß was! lassen Sie den Matthi kommen, den Arbeiter in Ihrer Fabrik!“

Herr Simon wurde ganz unruhig. „Was soll das?“ dachte er, „den kennt er ja doch gar nicht! was will er ums Himmels willen? er wird ganz irre, er phantasiert.“ Und er wußte nicht zu antworten.

„Seien Sie nur ganz ruhig, Herr Ducrot,“ suchte er in möglichst ruhigem Tone zu sagen.

„Herr Simon, er hat mir schon Holz gespalten!“ sagte er nun.

„Jetzt kommt lauter Wirrwarr,“ dachte Herr Simon, „das Fieber steigt, man sieht es sogar: seine Schläfe klopfen. Nun meint er offenbar, er höre den Holzspälter! Was doch so ein armer Kranker aushalten muß! — Wenn doch nur der Doktor endlich wieder käme! Aber ich mag jetzt nicht vom Bett weg, daß er nicht noch unruhiger wird. Ich will nur ganz stille sitzen bleiben.“ Und er hängte den Kopf, indem er die Ellenbogen auf die Kniee stützte.

„Herr Simon! sind Sie da?“

„O ja, lieber Herr Ducrot, ich bin immer da, ich bleibe ganz bei Ihnen.“

„Haben Sie mich denn nicht gehört, haben Sie mich nicht verstanden?"

„O ja, ich habe Sie wohl gehört und habe alles verstanden, Herr Ducrot."

„Bitte, dann schicken Sie doch fort und lassen Sie den Matthi kommen — aus Ihrer Fabrik, — ich kenne ihn, — er hat mir in früheren Jahren — das Holz gespalten, — er ist auch katholisch, — ich habe mich oft mit ihm unterhalten, — und wissen Sie: das ist ein Christ, — der kann beten!"

Jetzt stand Herr Simon schnell auf, nun war ihm alles klar: er hatte den Wirrwarr gemacht in seinem eigenen gesunden Hirn, nicht der Kranke, der Sterbende, — der sah klar! Es war ihm unsäglich beschämend und schmerzlich, daß er auch nur zwei Minuten verloren hatte, zwei kostbare Minuten für einen vielleicht Sterbenden und für einen so lieben Freund!

„Es ist recht, ich lasse ihn sogleich kommen," sagte er schnell und ging zur Thüre.

„Kann er doch sicher abkommen?"

„Warum denn nicht, Herr Ducrot! er wird bald da sein!"

In größter Eile lief jemand hin, Herrn Ducrot's Bitte auszurichten: der Arbeiter Matthi möge sogleich zu Herrn Ducrot kommen, derselbe sei schwer krank.

Das erschien dort aber als ein so sonderbarer Auftrag, daß man es Herrn Simon in das Kontor melden

lassen wollte. Als sich aber zeigte, daß Herr Simon gar nicht da sei, so lief der Vorarbeiter direkt zu Herrn Pilsen hinein und richtete den Auftrag und die Bitte aus.

„Was?!“ rief Herr Pilsen, bald das Billet der Haushälterin, bald den Vorarbeiter ansehend, „was?! Der Arbeiter Matthi soll zu Herrn Ducrot kommen? Was soll das heißen? Freilich kann er gehen, wenn er soll, — natürlich doch! aber was soll das heißen?! Der braucht den Doktor und den Apotheker und im schlimmsten Fall den Curé, — aber doch nicht den Matthi, den Matthi!“ lachte Herr Pilsen. „Das ist irgend eine Verwechslung. Da hat wieder ein ängstliches Frauenzimmer irgend eine Dummheit oder einen Schreibfehler gemacht! Was es doch Dummheiten giebt, wenn es so pressiert! — Oder nein! richtig! jetzt fällt mir etwas ein: er kenne ihn schon, heißt es ja da in dem Billet, — er wird den Nachttopf ausleeren und dergleichen Dienste thun sollen, weil Herr Ducrot ganz allein lebt. Wie ungeschickt ich war! Aber das Billet ist auch sehr hastig geschrieben, da hat man nicht dran denken können, daß das so gemeint war. Also natürlich, Matthi kann gehen. Laufen Sie und sagen Sie es ihm! und er soll schnell laufen, man warte auf ihn! — und er könne bleiben, bis ihn Herr Ducrot nimmer brauche! — An seiner Löhnung werde nichts abgezogen, er könne ruhig sein,“ rief Herr Pilsen dem schon davonlaufenden Vorarbeiter nach.

Weil jetzt alles sehr hastig ging, merkten alle Arbeiter etwas davon und fragten einander. Einer machte den Spaß: „Ach, der Herr Doktor Matthi! große Ehre! Doktor Matthi!“ und die andern lachten. „Gute Geschäfte, Herr Doktor Matthi!“ rief ihm ein anderer nach.

Matthi kränkte es, aber er ging still. Er wußte rein nicht, was das bedeuten solle. Er wußte von Herrn Ducrot's Befinden gar nichts, überhaupt weiter nichts von ihm. Den Namen kannte er ja wohl, aber das war schon sehr lange her, daß er ihm früher, vor Jahren schon, ehe er in die Fabrik gegangen war, je und je das Holz gespalten hatte.

„Ein guter, lieber alter Herr,“ dachte Matthi; „kann ich ihm geschwind etwas besorgen, so geschieht es ja herzlich gern. Aber sonderbar, daß man mich da aus der Arbeit kommen läßt, und mich gerade.“

Als er aber an das Haus gelaufen kam, schnappte die Thüre schon auf, so daß er gar nicht zu klingeln brauchte, und als er drin an die Glasthüre kam, stand die Haushälterin schon da, diese ihm zu öffnen.

Er sagte bescheiden: „Es thut mir leid, wenn ich vielleicht zu spät komme, ich bin aber gleich gelaufen.“

„Es ist nicht zu spät, er lebt noch.“

„Was?“ rief Matthi ganz erschrocken, „was ist es denn? — und was soll ich?“

„Er hat die Lungenentzündung und ist schwer, sehr

schwer krank und möchte Sie sprechen, — weiter weiß ich nichts. Gehen Sie nur gleich hinein, man hat schnell nach Ihnen geschickt."

„Ja, was will er denn von mir?"

„Ich weiß gar nichts, — gehen Sie jetzt nur hinein."

Und sie schob ihn zur inneren Thüre hinein.

Da stand er nun — an einem Sterbebett! soviel sah er auf den ersten Blick. Da lag er ja, der liebe Herr Ducrot, mit hochgerötetem Gesicht und blassen Flecken auf Stirne und Wangen, in starkem Schweiß und hartem Kämpfen. Aber noch hell, ganz hell dreinblickend, und sogleich winkend, er möge näher kommen. — Aber ‚näher?' — da saß ja Herr Simon, — ganz zusammengeknickt, und blickte ganz freundlich, fast demütig zu dem nur mittelgroßen Matthi hinauf und lud ihn auch ein, nur näher zu kommen.

„Ach, Herr Ducrot," sagte jetzt Matthi, „Sie sind krank, das thut mir leid. Kann ich etwas helfen? ich thue es herzlich gern!"

„Ja, Matthi, Sie können mir helfen; Sie sollen mir helfen! Beten Sie mit mir, dazu habe ich Sie rufen lassen!"

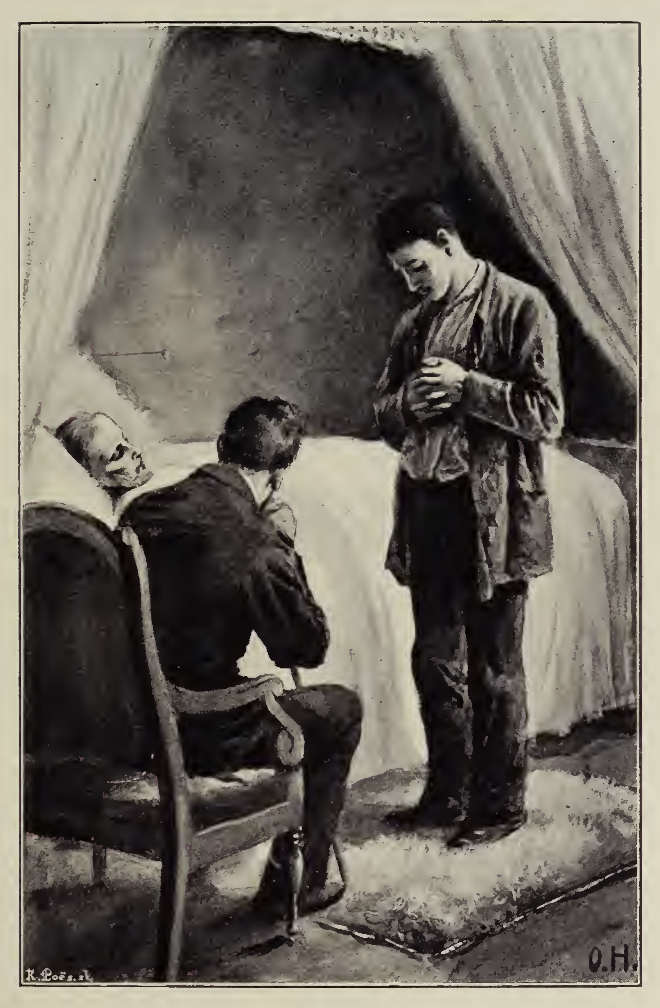
Da war Matthi ganz erschrocken! Er sollte mit Herrn Ducrot beten, dem er nur das Holz gespalten hatte vor Jahren, den er eigentlich nur kannte von ein paar Gesprächen her, weiter nicht! Als er aber in das

bittende Gesicht sah, in die fast flehenden Augen des lieben alten Herrn und in das verlegene, aber gleichfalls bittende Gesicht seines Herrn Simon, — da überschaute und erkannte er mit einemmal die Lage des Kranken. So klar wie irgend ein Arzt oder ein Seelsorger an einem Krankenbett sich schnell zurechtfinden kann, sah der schlichte Christenmensch alles! Er war wohl jetzt innerlich bedrängt, beschämt, verzagt, aber er faßte sich bald, im Angesicht des Todes oder vielmehr vor Gottes Angesicht faßte er sich bald, — die heilige Majestät des Todes ward ihm jetzt zum Befehl und die heilige Majestät Gottes war ihm Hilfe zugleich. Er faltete seine Hände, der schlichte Mann, der einfache Arbeiter, und betete so herzlich und innig, so schlicht und demütig, nur ganz kurz und einfach, aber mit soviel Glauben und Flehen, daß er zum Priester Gottes und das Krankenzimmer zu einer heiligen Tempelstätte wurde mit einem Male und Herr Simon tief ergriffen dasaß.

Herr Ducrot aber sagte: „Ich danke Ihnen viel tausendmal, ich danke Ihnen. Und jetzt sagen Sie mir auch noch etwas, Matthi! — Wissen Sie, Sterben ist ein Ernst!"

„Ja, das glaube ich wohl, Herr Ducrot," sagte Matthi, „aber befehlen Sie sich nur in die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, er wird es wohl mit Ihnen machen!"

„Glauben Sie das?"



12. Seite 364.

Er faltete die Hände, der schlichte Mann, der einfache Arbeiter, und betete so herzlich und innig, so schlicht und demütig, daß Herr Simon tief ergriffen dasaß. Herr Ducrot aber sagte: „Ich danke Ihnen viel tausendmal, ich danke Ihnen!“



„Ja, das glaube ich, Herr Ducrot! ich weiß noch, wie Sie früher mit mir öfters gesprochen haben. Sie sind ein Mann, der Gott sucht, und Gott läßt sich finden."

„Aber ich habe ihn nicht ernst genug gesucht, sonst hätte ich ihn schon lange gefunden. Ich habe immer wieder gewartet und gezweifelt und nach anderem geschaut! Ach, und jetzt giebt es gar nichts mehr für mich als Tod und Ewigkeit, sonst gar, gar nichts anderes mehr!"

„Ja, Herr Ducrot! aber befehlen Sie sich nur in die Gnade Gottes, er wird es gewiß wohl mit Ihnen machen."

„Ja, das will ich thun, das will ich thun."

„Soll ich nicht den Curé für Sie holen?"

„O ja, jetzt gehen Sie zu ihm und sagen Sie, er möge schnell kommen, ich werde bald nicht mehr da sein."

Matthi ging. „Der Herr segne Sie, Herr Ducrot, und behüte Sie!" sagte er noch und ging, auch Herrn Simon höflich grüßend. —

Matthi, der verachtete Matthi, der freiwillige Bote zu dem Curé! Die Kirche geehrt von ihren Verstoßenen, von ihnen mehr als von andern! Ihre Verstoßenen die Tröster am Krankenbett, die Priester Gottes für die Sterbenden im Angesicht des Todes! — Was ist doch das?

Als Matthi zum Curé kam und seinen Auftrag treulich ausrichtete, frug dieser eilig: „Herrn Ducrot kenne ich wohl, — sind Sie bei ihm angestellt?"

„Nein, Herr Curé, ich war nur gerade bei ihm und da habe ich mich erboten, den Boten an Sie zu machen.“

„Ach so! ich danke Ihnen. Wie heißen Sie denn?“

„Matthi! Ich bin Arbeiter in der Fabrik des Herrn Pilsen.“

„So? den kenne ich auch wohl. — Und wer sind Sie denn eigentlich?“

„Ich bin alle Sonntage in der Messe, Herr Curé,“ sagte Matthi bescheiden.

„So, das ist recht.“

„Kann ich sonst noch etwas thun?“

„Ja, wenn Sie eilig zum Küster gehen wollen, er soll schnell mit Allem kommen, es handle sich um die Sterbsakramente bei Herrn Ducrot, — aber nur schnell!“

„Gut, ich will sogleich gehen.“

„Danke!“

*

Matthi ging, der Küster kam, der Curé eilte jetzt sehr und kam auch gerade noch recht. Herr Ducrot war zwar sehr schwach, aber still und getrost; Herr Simon stand auch noch da und schaute zu.

„Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie krank sind! ich bedaure das sehr, Herr Ducrot,“ sagte der Curé.

„Es ist schnell gegangen, der Tod kommt schnell, Herr Curé! Man sollte sich immer viel mehr bereit halten,“ sagte Herr Ducrot mit schwacher Stimme.

„Ja, das ist schon wahr," antwortete der Curé, er hatte aber jetzt Eile, er nahm die heilige Handlung an dem Sterbenden vor und war froh, noch zeitig damit gekommen zu sein. Darnach machte er noch einige teilnehmende Fragen und sagte schließlich:

„Aber Sie müssen jetzt ausruhen, wir müssen Sie allein lassen; leben Sie wohl, Herr Ducrot!"

„Ich danke Ihnen, Herr Curé, ich danke Ihnen!"

Der Curé verließ das Zimmer, von Herrn Simon hinaus begleitet.

„Wie ist das nur so schnell gekommen! Gestern noch so frisch und munter und jetzt so!" sagte der Curé draußen.

„Er hat sich gestern Nacht erkältet. Er sagte mir aber vor einer Stunde, er sei schon vorher nicht mehr recht wohl gewesen."

Inzwischen kam auch der Doktor noch einmal. Die drei grüßten sich mit ernsten Blicken im Vorzimmer, der Arzt verließ den Kranken ‚ohne die geringste Hoffnung', wie er draußen zu Herrn Simon sagte. Als aber Herr Simon wieder hineinkam, sagte Herr Ducrot ganz zufrieden: „Der Matthi, der Matthi! was mich der getröstet hat! — Herr Simon, vergessen Sie nicht: Das ist auch einer von denen, das ist auch einer von denen! Haben Sie es nicht auch denken müssen: was der zu einem sagt, das ist Überzeugung; jetzt bin ich doch getröstet; Gott wird sich meiner erbarmen."

Herr Otto Simon konnte nicht mehr viel sagen. Er war noch immer ganz ergriffen von dem Gebet des schlichten Mannes, von dem Blick seiner klaren, friedlichen, flehenden, gläubigen Augen, von seinem bescheidenen, fast schüchtern bescheidenen, aber siegesgewissen Wort, als er von Gottes Erbarmen sprach. Er sagte nur: „Ja, das ist ein Trost gewesen; auch für mich ist es einer gewesen.“

„Und den will ich festhalten bis an's Ende. Denn jetzt kommt es bald. Ich spüre es, es wird Nacht, es wird Nacht, und — Herr Simon! es kommt die Mitternacht, die Mitternacht kommt in die Welt!“ Damit wurde er ganz matt und still; so lag er noch lange, noch eine Stunde fast; aber bald schon schien er unfähig zu werden, zu sprechen. Herr Simon blieb immer bei ihm; wie hätte er weggehen mögen, ob er schon nicht helfen konnte! Warum auch? Der Tod hatte alle seine Schrecken verloren, auch als es dunkel wurde, — alle! Des Todes Majestät war geblieben, aber es war so etwas wie das: ‚Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?‘

Herr Ducrot schlief ganz sanft ein und es brauchte ihm niemand auch nur die Augen zuzudrücken. Er schloß sie selbst. Der Tod ist sein Schlaf worden. —

Eine schöne Leiche, wenn man so sagen darf, ein friedliches, stilles Angesicht, ernst, aber fast freundlich, — so lag er da. Lange sah Herr Simon noch in dieses

Gesicht. Der heutige Tag war für ihn ein Erlebnis sondergleichen, — dieser Tag mit dem gestrigen Abend zusammen! — —

Nach zwei Tagen trug man die Leiche hinaus; die ganze ‚Harmonie‘ ging mit, — auch der Doktor und der Apotheker, — Karl und Eugen mit Franz, Herr Pilsen mit Herrn Simon, und der evangelische Pastor ging auch mit. Der Curé aber hielt die heilige Cermonie und sprach den Segen über dem Grabe. Die Freunde waren also alle miteinander vollzählig dabei. Im übrigen hatte der ältere, allein lebende Herr nicht mehr so sehr viele Bekannte. Aber Matthi war auch dabei. Den sah natürlich eigentlich nur Herr Otto Simon. Die andern sahen ihn wohl kaum oder gar nicht, höchstens noch Herr Pilsen. Doch gingen sie alle still vom Grabe weg und es war für einen jeden von ihnen ein ernstes Ereignis.

„Für den Tod ist kein Kraut gewachsen,“ sagte der Apotheker.

„Mir ist es auch sehr schmerzlich, daß ich nicht mehr habe helfen können,“ sagte der Doktor.

„Wenn ich es nur früher gewußt hätte,“ bemerkte nachher der Curé seinem Kollegen gegenüber, „es ist schlimm, wenn man so spät gerufen wird.“

„So geht es mir immer auch,“ erwiderte der Pastor.

Herr Simon aber sagte: „Und ich danke Gott, daß ich dabei gewesen bin.“

Das verstanden nun Karl, Eugen und Franz ganz und gar nicht.

„Auch noch gar dabei sein! Nein, darnach lüstet es mich wirklich nicht,“ sagte Eugen nachher zu Franz, — „sterben, das ist ein Ernst!“

Heute schwieg Franz; seine Redensarten waren zu klein gegenüber der Größe des Todes, oder zu groß gegenüber der Enge des Grabes.

Francois aber sagte zu den älteren Herren: „Meine Herren, das war doch für uns alle miteinander kein kleiner Schrecken!“ worauf der Doktor erwiderte: „Das will ich meinen! Und denken Sie sich: für mich erst! Kaum war man Donnerstag auseinander gegangen, und kaum war ich zu Bett, so wurde ich zu Herrn Ducrot gerufen um Mitternacht! und von der ersten Stunde an war es ein schwerer Fall. Viermal war ich an seinem Sterbetag bei ihm, es war eine rechte Verantwortung für mich. Sie haben alle miteinander keine solche Verantwortung, wie unsereiner sie hat.“

Herr Francois erwiderte: „Heute ist uns allen unsere Verantwortung gepredigt worden.“

Als man sich aber nahe bei der Stadt voneinander trennte, da trat Herr Simon offen an Matthi heran, welcher weit hinten ganz allein daherkam, schüttelte ihm beide Hände und sagte zu ihm: „Ich danke Ihnen

viel tausendmal im Namen des Toten, — und für mich zugleich auch viel tausendmal."

Die andern Herren von der ‚Harmonie' sahen es wohl und hörten es zum Teil auch; es fiel ihnen jedenfalls allen auf und einer sagte: „Was hat denn der? .." — worauf Herr Pilsen sagte:

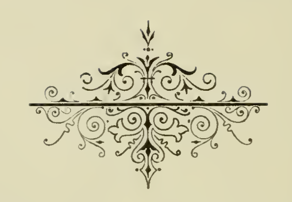
„Ach, er wird ihm eben gedankt haben für einige untergeordnete Dienste bei Herrn Ducrot; hätte es der nicht gethan, so hätte e r es thun müssen!"

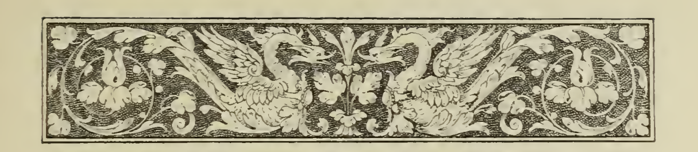
Matthi aber sagte zu Herrn Simon: „Herr Simon, Sie thun mir da recht wohl, aber das bin ich nicht wert, das bin ich wirklich nicht wert;" worauf Herr Simon erwiderte: „Dem Entschlafenen sind Sie vorgestern viel wert gewesen, Matthi, und mir ganz gewiß auch viel wert, bis in die Ewigkeit hinein."

Matthi aber antwortete: „Herr Simon! nicht wahr? wenn man sich an den Glauben hält, dann ist der Tod nur ein k l e i n e r Schrecken, oder er verliert gar a l l e n Schrecken."

„Mag wohl sein," sagte Herr Simon, — „wenn es nur bei mir auch einmal so wäre!"







VII. Kapitel.

Ratlos, aber nicht trostlos.

Motto:
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, dann greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel.
Schiller, Tell.

Schon acht Tage nach diesem Ereignis war die Lage des Verwandten des Herrn Simon wesentlich verschlimmert. Er bat seinen Vetter Otto Simon inständig, sich für ihn bei einem Juristen Rats zu erholen.

„Willst Du es nicht selber thun?“ frug Herr Simon. „Ich kann Dir einen Mann nennen, bei

dem Du gewiß wohlwollend angehört und so gut als irgend möglich beraten wirst, vollends wenn ich Dich empfehle."

„Ach, es geht uns übel, uns Leuten! Ich denke doch, daß der Mann offener sprechen wird, wenn Du für mich fragst, als wenn ich es selber thue. Ich wäre Dir von Herzen dankbar dafür."

So ließ sich denn Herr Simon die Verhältnisse nochmals eingehend schildern, um nichts zu vergessen, was anzubringen wäre und erklärte sich bereit, sofort das Mögliche zu thun.

Zu jeder andern Zeit hätte er den Donnerstag Abend abgewartet, um Herrn Karl Francois lieber nur gelegentlich in der ‚Harmonie' zu sprechen. Aber nach der letztmaligen etwas aufgeregten Unterhaltung dort erschien es ihm doch nicht passend, die Sache wieder nur so nebenbei vor andern und mehr nur als allgemeinen Stimmungsbericht abzumachen, wobei der einzelne Fall, um den es sich jetzt handeln sollte, gar zu leicht zu kurz kommen könnte. Er mußte sich sagen, daß in dieser Gesellschaft Herr Francois' Beamtenbewußtsein demselben möglicherweise eine Zurückhaltung auferlegen könnte, bei welcher er dann keinen irgendwie fördernden Bescheid von ihm erhalten würde. Auch wäre diese Donnerstagsgesellschaft in der nächsten Zeit keinesfalls der rechte Platz für eine erneute Besprechung solcher Art, nachdem gerade auch das Andenken des hinge-

schiedenen Herrn Ducrot jetzt so besonders eng mit jener Unterhaltung in der „Harmonie' verknüpft war. So beschloß er denn privatim zu Herrn Francois zu gehen und ihm die Sache vorzustellen. Er hoffte damit seinem Verwandten um so sicherere Ergebnisse heimbringen zu können. Er that diesen Schritt noch an demselben Tag, an welchem der Verwandte ihn vormittags gebeten hatte.

„Herr Francois," begann er dort, — „Sie nehmen es mir gewiß nicht übel, wenn ich in der Sache meines Vetters Sie um Ihren Rat bitte."

„Wenn ich irgend dienen kann, geschieht es herzlich gern, Herr Simon."

„Nun, er ist aufs neue bedrängt. Jetzt handelt es sich nicht nur um den Hauskauf, sondern es handelt sich nun auch um seine Stelle als Prokurist in seinem Geschäft."

„Wie kommt aber das? was ist denn Besonderes geschehen?"

„Gar nichts Besonderes, — das ist es eben! Ein Fall stöbert den andern auf. Weil man im Geschäft weiß, was er jetzt für Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten hat, ist man auf etwas anderes bei ihm aufmerksam geworden."

„Nun?"

„Es heißt jetzt, er könne die Prokuristenstelle nicht mehr recht versehen, jedenfalls nicht für alle Fälle.

Wenn seine Unterschrift irgendwo nicht mehr als rechts-giltig anerkannt würde, könne das dem Haus unnennbare Schwierigkeiten und Verlegenheiten, unter Umständen aber auch Verluste bereiten; das lasse sich nicht riskieren."

„Dann soll es aber doch der Chef selber thun!"

„Das ist auch geschehen. Aber nun verreist der Chef und es scheint, das läßt sich nicht verschieben. Jedenfalls aber kann dies immer wieder vorkommen und wird gar nicht zu vermeiden sein. Nun heißt es: wer soll in der Zwischenzeit die rechtsgiltige Unterschrift abgeben?"

„Das ist aber doch nicht so wichtig!"

„Denken Sie sich in einem Bankhaus! — Denken Sie sich bei besonders wichtigen Fällen, wie z. B. großen Käufen oder Verkäufen, besonders wenn Erwerbungen geschehen oder Liegenschaften veräußert werden sollen."

„Meine Ansicht ist aber," gab Herr Francois zurück, „daß ein Prokurist, dem sonst alles übertragen ist, und der im Namen des Chefs unterschreibt, ohne Bedenken weiter unterschreiben kann. Er thut das ja nicht für sich, sondern für sein Geschäftshaus. Das ist doch etwas ganz anderes. Wenn er für sich selber ein Haus kauft, — ja, dann ist es schlimm; wenn er aber für sein Geschäftshaus die rechtsgiltige Unterschrift abgiebt, wie bisher jahraus jahrein und den Tag über oft zehn und zwanzig Mal, so ist das ja eine ganz andere Sache. Da kann er es ohne Bedenken ferner thun, meine ich."

„Ja," sagte Herr Simon, „wenn das nur jedermanns Anschauung wäre! Aber es heißt: anderswo werde von den Gerichten selber anders entschieden und darum könne man nichts riskieren."

„Unerträglich — diese Verschiedenheit der gerichtlichen Entscheidung!" ärgerte sich Herr Francois.

„Freilich," sagte Herr Simon, „das zerstört bei uns Laien ohnedem das sichere Bewußtsein eines festen Rechtsbodens in ganz übler Weise, — das kann ich Sie versichern. Und es will mir oft vorkommen, das merke die Juristenwelt gar nicht, — sie ist zu hoch über dem Volk, sie lebt in ihren Theorien und das ist eine sehr, sehr leidige Sache!"

Herr Francois sagte: „Sie mögen Recht haben, es ist traurig."

Herr Simon fuhr fort: „Aber nun vollends hier! nun kann jede Bosheit, jede Laune eines Feindes, sei es eines persönlichen Feindes, sei es eines Christenfeindes oder auch überhaupt eines Widerparts, der nun einmal auf diese Weise seinen eigenen Vorteil erhaschen zu können meint, auf diesen Punkt losgehen und dem Geschäft Schaden zufügen."

„Das ist freilich schlimm."

„So sagen Sie mir nur, was zu thun ist?" —

„Da ist schwer raten."

„Herr Francois! das ist verzweifelt für diese Leute, ganz verzweifelt! Das hätte ich selbst noch vor vierzehn

Tagen nicht gemeint! Diese armen Menschen sind ja einfach vogelfrei! Jetzt fehlt nur noch das, daß diese strengeren juristischen Entscheidungen zur Norm für alle Fälle gemacht werden, dann sind diese Christen überall regelrecht ruiniert!"

Herr Francois schwieg und zuckte die Achseln. Aber man sah es ihm, dem wohlwollenden, gerechten Mann gut an, daß es in ihm selber kämpfte. Der Jurist, der Beamte in ihm, schwieg, aber der Laie, der Mensch in ihm, empörte sich.

„Herr Simon," sagte er dann, „Ihnen sage ich es ganz offen, mir gefallen diese Zustände auch nimmer. Wir Leute sind nächstens nur noch dazu da, Bedrängte anzuhören und uns für unsere Zustände zu schämen, oder aber sie abzuweisen, vielleicht vor der Thüre schon sie abweisen zu lassen und damit recht sehr hart und unbarmherzig zu erscheinen, — oder zu werden!" setzte er hinzu.

Herr Simon erwiderte: „Es thut mir ganz wohl, daß Sie sich selber so aussprechen. Ich kann Ihnen sagen: auf uns Leute macht es einen fürchterlichen Eindruck. Wo ist da noch Recht und Gerechtigkeit, wo sollen diese Leute hin? bei keinem Gericht ist mehr Hilfe für sie, es wird immer ärger; das ist ja eine wahre Verfolgung! Daß man diese Leute nicht mehr auf den Scheiterhaufen bringt oder auf die Folter wie in alten Zeiten, — das ist alles. Aber das ist ein

Brennofen, ein solches Leben! das ist eine wahre Folter für einen Familienvater; das ist ein Gefängnis, so leben müssen, so rechtlos! Es ist eine Schande für die civilisierte Menschheit!"

„Und was es die Charaktere verderbt!" sagte jetzt Herr Francois selbst, — „unter Beamten und im Volk, — es ist abscheulich!"

Es that offenbar auch ihm wohl, unter vier Augen einmal ganz offen sein Herz reden lassen zu können. Die beiden Männer schieden in gegenseitiger Achtung von einander, Herr Simon mit der Äußerung herzlichsten Danks für das freundliche Gehör, das er gefunden habe, Herr Francois mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns, hier rein nicht helfen zu können und absolut keinen Rat zu wissen.

* * *

Herr Simon war auf dem Heimweg nur froh, daß in seinem, — in Herrn Pilsens Geschäft, er zu befehlen habe und solche Dinge bei ihnen nicht vorkommen dürften.

Kaum aber war er ins Geschäft geeilt, Herrn Pilsen gegenüber es unangenehm empfindend, daß er heute Nachmittag etwas zu spät komme, — so bat Herr Pilsen ihn zu sich herein.

„Hören Sie, ich bin von einem Geschäftsfreund darauf aufmerksam gemacht, daß es mißlich sei, diese

Christen ferner bei sich im Geschäft zu haben. Überall hört man von Widerwärtigkeiten ..."

„Es sind aber ruhige Leute, Herr Pilsen. Denken Sie nur an unsere beiden Arbeiter Leon und Matthi. Es hat sich seither ganz gut gemacht, seit wir sie wieder behalten haben. Es kommt nicht das Geringste vor."

„Mag sein, — aber wer weiß, was noch kommt?"

„Da stehe ich dafür, Herr Pilsen!"

„Sie stecken auch nicht in diesen Leuten drin."

„Nein, das allerdings nicht, Herr Pilsen, und ich möchte auch nicht in ihrer Haut stecken, — das ist ja schauderhaft, wie mit diesen Leuten umgesprungen wird!" Und er erzählte ihm den neuen Fall mit seinem Verwandten.

Herr Pilsen hörte es alles an, aber etwas ungeduldig, wie man eine Märe hört, die man schon zehnmal hat erzählen hören, und sagte dann: „Man kann den Leuten nicht helfen, sie sind alle selber schuld!"

„Alle — Herr Pilsen?"

„Wir wollen uns nicht wieder auf diese Erörterungen einlassen," sagte jetzt Herr Pilsen etwas kurz. Ich muß treue Leute haben, mein lieber Herr Simon," — und dabei sah er ihn scharf an, — „ich muß mich auf meine Leute unbedingt und durch alles hindurch verlassen können, sonst bekommen wir auch nur Widerwärtigkeiten!"

Herr Simon erschrack ein wenig und wollte eben



13. Seite 381.

Herr Simon war schmerzlich berührt von dieser Unterredung; . . . noch nie hatte Herr Pilsen so wenig angenommen und so schroff das Wort geführt. — Also überall, überall dieselbe Hetze! . . . .



fragen, was damit für ihn gemeint sei? Da deutete Herr Pilsen ärgerlich in das große Zimmer hinaus und sagte halblaut (wie sie überhaupt mit einander sprachen): „Da draußen haben wir auch so einen, — den dort, sehen Sie! der kann uns auch noch unangenehm werden! Ich bitte sehr, geben Sie acht auf ihn! ich werde es nicht dulden, Herr Simon, daß unter dem Schein von Mitleid und Barmherzigkeit uns Widerwärtigkeiten ins Haus kommen, mit denen ich ungeschoren bleiben möchte. Das möchte ich Ihnen hiermit mit aller Bestimmtheit ans Herz legen!"

Damit ging er in sein Zimmer.

Herr Simon war schmerzlich berührt von dieser Unterredung, wenn es überhaupt diesmal eine solche zu nennen war; denn noch nie hatte Herr Pilsen so wenig angenommen und so schroff das Wort geführt. — Also überall, überall dieselbe Hetze! Oberflächlichkeit und Haß, Geschäftsvorteil und Feigheit, Angeberei und Verleumdung, — alles, alles wirkte zusammen, die Lage dieser Christen unter dem Druck gesetzlich sein sollender Rechtlosigkeit, rechtlich eingeführter Gesetzlosigkeit, unerträglich, sie selber zu unglücklichen Geächteten zu machen. Und wo man hinhörte, überall dasselbe! wo man Hilfe suchte, überall nur Achselzucken mit und ohne Bedauern, wo nicht gar hartes Urteil und erbarmungsloses: ‚da siehe du zu!' und er dachte mit innerster Bekümmernis an die Härte eines solchen Schicksals.

*   *
*

Am Abend desselben Tages saßen die beiden Brüder Leon und Kuno wieder beisammen wie gewöhnlich. Ihr Verkehr war seit jenem für beide denkwürdigen Abend nur noch herzlicher geworden als bisher. Nicht daß sie wieder viel von der Angelegenheit miteinander gesprochen hätten, aber beide suchten es einander zu zeigen, und jeder konnte es dem andern anspüren, daß sie treulich bemüht waren, das Ihre dazu zu thun, die freilich unausfüllbare Kluft, welche in Glaubenssachen noch immer sie trennte, so leicht und lieblich als möglich zu überbrücken.

Heute aber war etwas im Geschäft vorgekommen, was auch Kuno beschäftigte. Einer der Buchhalter wurde zu Herrn Pilsen gerufen, — und das war gerade eine halbe Stunde, ehe Herr Pilsen mit Herrn Simon darüber geredet hatte, ohne daß er nachher letzteren wissen ließ, daß er selber mit dem Betreffenden geredet habe, — und es ward ihm von Herrn Pilsen eröffnet, daß man sich ernstlich bedenke, ihn länger im Geschäft zu behalten; auf alle Fälle warne man ihn und rate ihm, sich aufs Äußerste in acht zu nehmen. Wenn sein Verhalten irgend welche geschäftliche Unannehmlichkeiten mit sich bringe, so werde er unnachsichtlich entlassen werden.

Was hatte er denn gethan, der brave, pflichttreue Mensch? War er denn ein Trinker oder ein Spieler? Hatte er denn einen Eingriff in die Kasse gemacht oder

jemand dazu verleitet? Hatte er denn im Fleiß und in der Zuverlässigkeit nachgelassen? oder war er zu oft krank gewesen oder mit einem üblen Fehler behaftet? Bewahre Gott! Nichts von all dem! nicht das Geringste!! Es hatte sich auch kein Mensch über ihn beklagt, es hatte nur jedermann gesagt, das sei auch so einer! Es war das allerdings wahr, er war auch ein Christ, — das war aber das ganze Verbrechen, das ganze!

Leon wußte von diesem Vorgang nichts, aber Kuno wußte es. Er mochte mit Leon natürlich nicht davon reden, denn er fühlte sich ganz bedrückt, besonders jetzt, wo sein Bruder neben ihm saß und auch so traurig aussah. Es giebt einen Druck auf dem Gemüt, der ist wie der Druck bösen Gewissens, — es ist der Kummer tiefen, tiefen Mitleids. Das kann den Menschen dermaßen belasten, daß man das Gefühl hat, den Druck eines bösen Gewissens fast noch leichter tragen zu können. Denn man weiß, das könnte man mit seinem Gott abmachen, denn Gott läßt Gnade vor Recht ergehen, wenn man ihn angeht. Aber dieses Gefühl, nein! dieses Kummergefühl eines tiefen Mitleids über erbarmungslosem Elend, dem man, gerade weil es fremdes Elend ist, so völlig machtlos gegenübersteht, — das drückt einen edel gesinnten Menschen oft ganz besonders schmerzlich nieder.

„Was hast Du heute, Kuno?“ frug jetzt Leon.

„Ich habe weiter nichts, aber was hast denn Du? ist etwas vorgekommen?“ frug Kuno teils ausweichend, teils mißtrauisch ängstlich.

„Ach, etwas Besonderes nicht. Aber es liegt immerwährend ein Druck auf mir, — auf uns allen! Du weißt ja, warum? Und ja, — etwas ist freilich vorgekommen, aber nicht heute erst, sondern schon vor einigen Tagen.“

„Nun, was denn ums Himmels willen?“

„So schlimm ist es noch nicht, aber unser Schicksal ist ja immer in der Schwebe. Es kamen einige Arbeiter weg, sie wollten sich verbessern. Da wäre es an mir gewesen, vorzurücken. Ich selber mochte nichts sagen; aber einige andere sagten es, jetzt sei es an mir, diesen Posten zu bekommen. Es hätte sich dabei ums Vertrauen gehandelt und ich hätte auch einen Lohnaufschlag bekommen. Aber da hieß es gleich: nein, das dürfe nicht sein, da dürfe man nicht einmal den Vorschlag dafür machen.“

„Warum?“

„Nun, es hieß: unsereinem, einem Christen, gebe man keinen Vertrauensposten mehr.“

„Warum?“ frug Kuno schmerzlich.

„Ja, man wisse nicht, was die Konsequenzen seien.“

„Was soll das heißen?“

„Das soll einfach heißen: vielleicht müsse man uns ohnedem bald fortschicken, oder wenn es sich um irgend

eine Formsache, um etwas Rechtliches oder Gerichtliches handle, um ein Zeugnis gegen jemand oder dergleichen, so könne das Geschäft darunter leiden, weil man unser Zeugnis nicht annehme. Denn unser Zeugnis nimmt niemand mehr an, Kuno, — wir sind ja rechtlos, Kuno!"

Kuno schwieg.

„Wir sind schlimme Leute, Kuno! Dein Bruder ist ein schlimmer Mensch, Kuno! Wir sind schlimmer als Lügner und Ehrenwortbrüchige, schlimmer als Meineidige und Verschworene. Es heißt zwar: ‚wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er gleich die Wahrheit spricht;' aber es ist doch so: einem Lügner glaubt man doch wieder, wenn er sich beteuert; auch einem Ehrenwortbrüchigen glaubt man wieder, denn das war doch nur einmal, und ‚einmal ist keinmal.' Selbst einem Meineidigen glaubt man wieder, denn — er wird doch nicht zweimal einen Meineid schwören! er wird doch das nicht wieder thun, er wird sich doch gebessert haben! Aber uns, uns Christen kann man nichts mehr anvertrauen, nichts mehr glauben! Unser Zeugnis gilt nichts mehr! wir sind die Allerschlechtesten jetzt, — so steht es in der Welt!"

Kuno schwieg.

„Aber so steht es geschrieben! So muß es kommen."

„Was soll das heißen, Leon?"

„Nun, Kuno, das sind merkwürdige Dinge! Wir müssen in die Verachtung unseres Heilandes hinunter,

von dem es heißt: ‚er war der Allerverachtetste und Unwerteste.‘ Wir müssen ans Kreuz, die ganze Christenheit kommt jetzt ans Kreuz; jetzt kommt die Stunde der Gottverlassenheit wie bei ihm, jetzt heißt es bald für die ganze Christenheit: ‚mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?‘ — Aber es ist mir nimmer so bang, als es mir früher gewesen ist. Die meisten von uns sind auch klar darüber und werden nimmer irre werden. Jetzt heißt es bei uns: ‚Dennoch bleibe ich stets an dir! wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist doch du, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!‘ denn es steht geschrieben! es steht geschrieben!“

„Was?“

„Alles, Kuno, wie es uns gehen wird und alles, was gegenwärtig vorgeht.“

„Wo?“

„Zum Beispiel in der Offenbarung Johannis. Ich will Dir die Stelle ganz genau sagen: Offenbarung Johannis 13, 17 heißt es: ‚daß niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen oder den Namen des Ungeheuers.‘ Sage selbst: ist es nicht so? Wer sein Malzeichen nicht hat, der kann nicht mehr kaufen oder verkaufen. Wir können es nicht mehr. Wir können keinen rechtsgiltigen Akt mehr vornehmen, weder in Beruf und Amt, noch in Handel und Gewerbe. So ist es befohlen und so steht es auch

geschrieben! — Kuno! ich habe in meinem Leben immer viel auf die heilige Schrift gehalten, aber ich habe nie gewußt, daß es ein so großer Trost werden könne, zu sagen: ‚So steht es geschrieben!‘ — Dies ist die Stunde der Versuchung über dem ganzen Erdkreis, dies ist Eure Stunde und die Macht der Finsternis. — Gottlob, daß wir das wissen! Wir kommen um so besser durch und können ausharren, bis es vorüber ist.“

„Du glaubst also selber, daß es so nicht ewig dauert? — Ich bekenne Dir offen, daß ich auch glaube, daß es so nicht bleiben kann.“

„Kuno, das letztere wäre mir ein sehr allgemeiner Trost, — so allgemein, daß es mir keiner wäre. Aber wir haben einen anderen Trost.“

„Welchen?“

„Wir glauben, daß Jesus Christus, der Hochgelobte selber, diesem Zustand ein Ende machen wird, ein Ende mit Schrecken, — wir aber dürfen uns freuen, denn wir wissen, daß sich unsere Erlösung naht!“

„Willst Du das auch gewiß wissen?“

„Jawohl, Kuno! — Wenn ich das nicht gewiß wüßte! — da heißt es auch: ‚Wenn dein Wort nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend‘!“ —

„Aber daran glaubt auch niemand mehr, Leon! — Daß es wieder anders kommen muß, wenn nicht die ganze Welt noch zu Grund gehen soll, verwirrt und

verwildert, verderbt und verdammt," — rief er zornig und verbittert, — „das glaube ich auch; nur nicht auf die besondere Weise, wie Du meinst."

„Ich meine es nicht nur, — ich glaube und ich weiß es, Kuno! Daß es aber die allermeisten Menschen nicht mehr glauben, das weiß ich auch, so gut wie Du, — und das steht auch geschrieben!"

„Wieso?!" frug Kuno jetzt ganz verwundert.

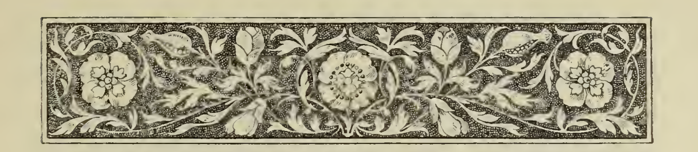
„Der Menschensohn selber hat gesagt: ‚Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?‘ Sieh, Kuno, es ist vorausgesagt, daß an sein Kommen und an die große Erlösung, welche er bringen wird, einst so gut wie niemand in der Welt mehr glauben wird. Wir aber, Kuno, wir harren seines hellen Tages und der allgemeinen Ausgießung seines heiligen Geistes!"

Kuno war und blieb heute sehr schweigsam; seines Bruders Glauben konnte er überhaupt nicht recht teilen, und von dem heute ausgesprochenen Glaubensstandpunkt vollends war er denn doch weit weg. Aber seines Bruders Ruhe, dessen Siegesgewißheit, mußte er doch bewundern. Er wurde ganz grimmig, wenn er nur im Mitleid an diese wirklich große Trübsal der Christen dachte und sich einzelnes erzählen ließ, — und dieser sein Bruder hatte zwar ein schmerzbewegtes Gesicht, aber doch ein strahlendes Auge, einen seligen Blick, einen

triumphierenden Ausdruck in seinen Zügen, wenn er davon redete. Er kam sich vor wie ein Gebundener, — und dieser sein Bruder war anzusehen wie ein Märtyrer, der selber sein Kreuz trägt, der noch Loblieder singt auf dem Scheiterhaufen, dem schon die Krone der Ehren gereicht wird!







VIII. Kapitel.

Christ und Jude.

Motto:
Ein Segen ruht im schweren Werke:
Dir wächst, wie Du's vollbringst, die Stärke;
Bescheiden zweifelnd fingst Du's an,
Und stehst am Ziel, — ein ganzer Mann.
Geibel.

Wenige Tage darauf kam Rahel wieder zu Beatrice. Sie fand dieselbe etwas gedrückt. Anfangs wollte sie es nur für Zerstreutheit halten, jedenfalls war sie abgezogen durch irgend eine besondere Angelegenheit. Aber nein, es war mehr als das; es war eine Sorge, wo nicht gar ein Kummer.

Warum sollte sie nicht fragen? Hatten sie sich doch gerade in der letzten Zeit vollends so besonders innig befreundet, daß sie sich beide wie ganz neu verbunden fühlten. Man sagt von einem geistig bedeutenderen Menschen oft, er erlebe eine zweite Jugend. Ja wohl! Das menschliche Gemüt hat ja überhaupt ein reiches Frühlingsleben, — so gut als Herbst und Winter in stürmischem Wechsel oft genug darüber hingehen. Warum soll also eine lebenskräftige Seele nicht auch einen so ganz neuen Anfang nehmen können, daß sie selbst im Alter noch einmal wirklich kräftig sich verjüngt? Noch viel leichter aber ist es und noch viel häufiger kommt es vor, daß zwei jugendliche Gemüter in innerer Erhebung und froher Freundschaftsverbindung einander gegenseitig dazu verhelfen, ganz neu aufzuleben und ganz frische Geistestriebe zu bekommen. Die Unterhaltung der beiden idealgesinnten Mädchen war ohnedem nie trivial oder leer tändelnd gewesen. Dafür war Beatrice zu fein angelegt und Rahel viel zu begabt, — jetzt aber wurde sie eigentlich immer wirklich reich und gehaltvoll, schön und erhebend, ohne doch je erzwungen oder überspannt zu sein.

„Was hast Du nur heute, Beatrice? es ist Dir etwas!“ frug jetzt Rahel.

„Ach ja, warum soll ich es Dir nicht sagen? Ich selber habe eigentlich nichts, aber mein Bräutigam hat mir dies und das gesagt, das mich verwirrt und bedrückt.“

„Es wird aber doch nichts Übles sein, Beatrice? ich bitte Dich!" rief Rahel erschreckt und teilnehmend.

Beatrice lächelte: „Zwischen mich und meinen Kuno kommt nichts, liebe Rahel, da kannst Du ruhig sein!"

„Nun?"

„Ach, es betrifft seinen Bruder Leon!"

„Ach so," — antwortete Rahel und wollte abbrechen, um nicht in Familienangelegenheiten unzart zu erscheinen.

„Nein, Rahel!" sagte Beatrice, „Du verstehst mich vielleicht falsch. — Ach, es betrifft eigentlich auch meinen Schwager Leon nicht allein, — es sind Dinge unseres Glaubens."

Rahel schwieg.

Beatrice fuhr erklärend fort: „Mein künftiger Schwager Leon ist nämlich, was man so heißt, ein Christ und diese haben . . ."

Rahel lächelte ein wenig.

„Nicht wahr, das interessiert Dich nicht, Rahel?"

„O doch, Beatrice! Du darfst mich nicht mißverstehen. Ich lächelte nur über Deine Ausdrucksweise, — Ihr seid ja doch alle Christen?"

„Ach ja, aber so heißt man bei uns eben nur diejenigen, welche es besonders streng nehmen und . . ., — ich kann es Dir jetzt im Augenblick nicht näher erklären."

„Ich verstehe es schon, Beatrice! Du wirst mich aber auch verstehen, wenn ich ein wenig lächeln mußte.

Für uns Juden ist das allemal wieder gar zu sonderbar, daß Ihr Christen untereinander solche Unterschiede macht und Euch von jenen so ganz trennt, daß Ihr auf Euren Christennamen fast verzichtet und ihn dafür denen ausdrücklich gebt, die Ihr tadelt als Sonderlinge."

„Ja, das ist wohl eigentümlich. Aber das hat sich eben allmählich so gemacht."

„Verzeih, Beatrice!" sagte Rahel, „unter uns Juden sind auch Unterschiede oder wenigstens ein großer Unterschied," — (und sie sah bei diesen Worten sehr ernst aus,) „aber" — lächelte sie jetzt wieder, — „wir sind und bleiben doch alle miteinander Juden und nichts als Juden. — Doch ich habe Dich unterbrochen; Du willst noch mehr sagen!"

„Ja, ich wollte sagen: diese Christen, — verzeih nur wieder den Ausdruck! wir sagen nun einmal gewöhnlich so, — diese Christen werden gegenwärtiger Zeit viel geplagt und hart behandelt."

„Ach ja, man hört ja viel davon, ich weiß es. Verschiedene Fälle wurden auch schon in den Zeitungen besprochen, und in der Gesellschaft spricht man oft noch viel mehr davon."

„Ja, und mit wieviel Unverstand!" bemerkte Beatrice, — „oft nur mit Spott und Schadenfreude, jedenfalls ohne Teilnahme! Und ich gestehe, mein Bräutigam hat mir auch erst mehr Interesse für die Sache eingeflößt, die aber auch ihm selber eigentlich noch neu ist. Er

hat gestern mit mir in einer Weise darüber geredet und mir einzelnes mitgeteilt, daß ich ganz ergriffen bin. Es liegt ein schwerer Druck auf ihm und da wirst Du Dich nicht wundern, daß es mir jetzt auch so geht. Man kann einander ja oft etwas wirklich abnehmen, manchmal aber belastet auch eines das andere mit seiner Last. Ich habe ihm schon viel Last und Leid weggetröstet, — er hat so ein Gemüt, daß er es brauchen kann, er lebt auch ziemlich einsam für sich, — aber diesmal ist es mir nicht gelungen. Im Gegenteil! diesmal hat er mich ganz damit angesteckt, ich bin heute voll Gram und Mitleid, voll Gram!"

„Das kann ich mir schon denken," sagte Rahel, „und ich bedaure Dich herzlich darüber, liebe Beatrice. Um das Mitleid zwar sollte man einander eigentlich nicht bedauern; das muß man einander ja nicht nehmen wollen. Mitleid ist ein heiliges Leid; es ist wohl auch eine Last, aber eine süße, ja heilige Last. Denn Mitleid ist kein Hader im Gemüt, wie so vieles andere Leid, sondern ein Friedensengel; es führt zu Gott und verbindet auch die Menschen untereinander."

Beatrice sah schmerzerfüllt und doch getröstet vor sich hin. Dann sagte sie:

„Ja, es ist schön, daß Du so sagst. Ich finde, man muß sich beim Mitleid sehr in acht nehmen, daß man sich nicht mit dem Gefühl zufrieden giebt und sich es dann damit gar zu leicht macht. Das rechte Mitleid

legt auch eine heilige Pflicht gegen den Nächsten auf; und diese Pflicht dann wirklich zu erfüllen, dafür ist man oft zu schwach oder noch zu unentschlossen, und das ist dann das Unglück im Mitleid. Ich fühle mich heute so unglücklich, Rahel!"

„Das kann ich begreifen, denn Du hast ganz recht mit dem, was Du eben sagtest. Aber das ist ja auch der Segen des Mitleids. Das Mitleid erhebt nicht bloß, es demütigt auch zugleich. Rohe Menschen laufen dem Mitleid aus dem Weg oder schütteln es schnell wieder ab, sie scheuen es; und oberflächliche Menschen täuschen sich mit dem Gefühl davon und meinen dann wunder wie weich, edel und fromm sie seien, wenn sie einmal mitleidig gewesen sind. Wer aber so fühlt wie Du, den demütigt es zugleich und das ist eigentlich sein größter Segen."

Beatrice seufzte: „Du tröstest mich recht schön damit, liebe Rahel, aber für jetzt beschämt es mich nur; es lastet ganz auf mir, es lastet auf mir!"

„Laß uns auch einmal von der Sache selber reden, um die es sich hier handelt, Beatrice!" bat Rahel.

Beatrice sah Rahel an und sagte dann: „Es sind aber eigentlich Glaubenssachen, Rahel!"

Rahel lächelte und erwiderte: „Ja, das fühle ich wohl; aber, Beatrice! — vielleicht ist es nur ein Fehler, daß wir über solches noch nie näher miteinander geredet haben."

„Du magst recht haben, Rahel, und wir sind ja so miteinander verbunden, daß es zwischen uns keinen Streit, oder was dergleichen ist, geben kann."

„Das meine ich auch, liebe Beatrice," sagte Rahel und küßte sie auf die Wange

Beatrice erzählte nun Rahel näher, was sie von Kuno gehört hatte über Leon, über dessen Bedrängnisse und Besorgnisse, — dann auch einzelne Beispiele von andern Christen, welche ihr Kuno mitgeteilt hatte, — nicht verschweigend seine Ansicht, daß hier bitteres Unrecht geschehe.

Und sie war wieder voll Mitleid! Liebe und Mitleid verband sie mit Kuno, aufrichtiges Mitleid jetzt auch mit Leon, warme Teilnahme auf einmal sogar mit allen andern, ihr völlig fremden Christen, — und es wurden heute wieder alle die Gefühle in ihr wachgerufen, welche Kuno gestern auf sie übertrug, ja sie bemühte sich förmlich, sie auch auf Rahel überzutragen. Sie schien zu besorgen, von der Freundin, einer Jüdin, nicht recht verstanden zu werden und redete vielleicht deshalb gerade mit um so größerem Eifer und mit doppelter Wärme.

Rahel hörte aufmerksam zu, eigentlich mit mehr Verständnis für die innere Seite der Sache, als Beatrice bei ihr, der Jüdin, vorausgesetzt hatte. Mitleid ist keiner tugendsamen Frauenseele fremd und hat nicht bloß ein mit Thränen umflortes Auge, sondern vielmehr,

sobald tiefer ergriffen, ein nur noch klarer sehendes Auge, wo es sich um geistige Vorgänge bei der Sache handelt. Mitleid ist der Vorhof der wahren Nächstenliebe, — nicht mehr, aber auch nicht weniger, — gerade wie die wahre Nächstenliebe auch noch ein Allerheiligstes hat, das mehr ist, als sie selbst, nämlich die Selbstaufopferung, in welche ja allerdings nur wenige wirklich eindringen.

Rahel hörte meist still zu und unterbrach höchstens da und dort mit Zustimmungsbezeugungen die ausführlichen Schilderungen Beatricens. Drinnen im Nebenzimmer aber rief jetzt Frau Vilette: „Bitte, ihr Mädchen! kommt doch zu mir herein, ich möchte es auch hören.“

Beatrice war eigentlich schon fertig und Frau Vilette hatte ja das Meiste doch mit angehört. Aber beide begaben sich jetzt dennoch sofort ans Bett der kränklichen Mutter und die Unterhaltung wurde fortgesetzt. Rahel aber gab ihr eine neue Wendung.

„Also Dein Schwager Leon sagt vom Weltregenten nichts Gutes?“ fragte sie.

„Nein, gar nicht! — Nun ja, der ist ja auch an allem schuld. Man kann es Leon also nicht zumuten, daß er gut auf ihn zu sprechen sein soll.“

Rahel sah sinnend drein.

„Und er meint also, es werde etwas ganz Besonderes geschehen, daß es anders werde?“ frug sie dann.

„Ja, so sagte er; das glauben er und seine Leute ganz fest und steif.“

„Und wie sagen sie, daß es kommen werde?“ frug Rahel.

Beatrice lächelte: „Nun, das sind eben christliche Glaubenssachen, Rahel; aber ich kann mit Dir ja schon davon reden.“

„O ja, ich bitte darum!“ sagte Rahel sanft und ernst dreinschauend.

„Sie sagen: Christus werde wiederkommen und Hilfe bringen; — wir haben nämlich den Glaubensartikel, daß Christus wiederkommen wird, ‚zu richten die Lebendigen und die Toten.‘“

Rahel sah sie stumm an. „Und dieser Euer Glaubensartikel gilt Euch doch?“ sagte sie dann.

„Ach ja,“ sagte Beatrice und schaute zu ihrer Mutter hinüber.

Diese erwiderte: „‚Von dannen er wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten,‘ sagt unser Glaube. Über Christi Wiederkunft ist nämlich von alten Zeiten her schon viel geredet worden.“

„Und jetzt also, scheint es, in unserer Zeit erst recht wieder, wenigstens von diesen ‚Christen‘?“ lächelte Rahel.

„Warum lachst Du, Rahel?“ sagte Frau Vilette, selber lächelnd.

„Nun, verzeihen Sie, Frau Vilette, wir sprachen

vorhin davon, — oder ich sagte davon, — daß es eigentlich sonderbar sei, daß Ihr Christen nur diese besonderen Leute, diese Sonderlinge, noch ‚Christen‘ nennt. Ihr seid ja doch alle ‚Christen‘! — Wissen Sie, Frau Vilette, das kommt uns Juden sonderbar vor. Ich sagte vorhin: wir haben auch unsere Unterschiede, aber wir sind doch alle Juden und lassen uns untereinander unseren Judennamen nicht nehmen, — eigentlich kein Teil, — wenigstens sobald es ernst wird, nicht.“

Frau Vilette sagte: „Ja wohl, Ihr seid aber auch nur das kleine einzelne Volk und zwischen uns Christen einigermaßen in der Enge drin, oder wie man sagen will; da haltet Ihr andern gegenüber besser zusammen als wir, und habt mehr das Gefühl, daß Ihr es nötig habt zur Selbsterhaltung. Wir Christen . . . ja, da hast Du recht, — es ist so, wie Du sagst. Aber die Sache ist doch auch natürlich; wir sind die herrschende Religion, auch sind wir durch die Kultur aus manchen Vorstellungen hinausgewachsen. Oder eigentlich — der Glaube steht fest, aber man nimmt es nicht mehr so wichtig, — und allerdings, manches stellt man mehr zurück, und wenn man ernstlich darnach fragt, so ist es freilich fast abgethan, — das müssen wir offen sagen,“ setzte sie bei, zu Beatrice hinüberschauend.

„Ja,“ sagte Rahel, „diesen Eindruck bekommt man überall; die Sachen stehen in Ihren Glaubensartikeln, aber sie werden nicht mehr eigentlich geglaubt.“

Frau Vilette entgegnete ihr: „Das geben uns diese Christen auch schuld und sie sind darin sehr streng; sie glauben fest an alles, was in der Bibel steht und lesen viel darin, besonders auch in den Weissagungen."

„Ja, die Weissagungen!" sagte Rahel zu Frau Vilette ganz lebendig, — „denken Sie nur! so ist es bei uns eigentlich gerade auch! Unsere Propheten mit ihren Weissagungen ziehen uns auch immer besonders an. Aber das ist auch wirklich das Schönste von allem. Ich weiß nicht, wie Sie davon denken, — mir ist die Weissagung vom Messias immer mehr das Schönste und Größte, was es für mich giebt. Besonders seit ich in Jerusalem gewesen bin, denke ich viel darüber nach," sagte sie, ganz andächtig vor sich hinschauend.

Frau Vilette sah Beatrice fragend an, diese nickte, und dann sagte Frau Vilette: „Aber da geht unser und Euer Glaube doch weit auseinander. Ihr glaubt, ein Messias komme noch, — und wir glauben: der Erlöser ist längst gekommen."

Rahel blickte sie ganz unbefangen an. Diesen Religionsunterschied zu berühren, machte ihr so lieben Freunden gegenüber ganz und gar nichts aus. Im Gegenteil, sie schien froh daran zu sein, daß auch dieses Thema nun berührt sei und nicht von ihr erst zur Sprache gebracht werden müsse. Sie sah den beiden, Mutter und Tochter, sehr herzlich ins Gesicht und sagte

in ihrer nachdenklichen und zugleich immer gemütlichen Weise:

„Ja! und doch muß ich sagen," — hiebei stockte sie lächelnd, fuhr dann aber fort: — „wenn es in Ihrem Glaubensartikel heißt, wie Sie gesagt haben: er werde wiederkommen, so sind wir eigentlich nicht mehr so weit auseinander."

„Wieso?"

„Ja," lächelte sie, „wenn man wirklich daran glaubt, wirklich und wahrhaftig, wie Sie von Ihren sogenannten ‚Christen', den Sonderlingen, versichern, daß sie wirklich daran glauben, — dann glauben also Juden und ‚Christen' doch beide an einen kommenden Messias, — nicht wahr?"

„Immerhin," sagte Frau Vilette. Sie war eine feinfühlende Frau; sie schämte sich förmlich, daß sie an diese Vergleichbarkeit noch gar nie gedacht hatte und sagte sich im Stillen: so wenig denkt man diese Sachen gründlich durch, daß ich eigentlich darüber noch gar nicht näher nachgedacht habe!

Rahel aber ließ den Gedanken nicht mehr los und sagte jetzt: „Das ist jedenfalls merkwürdig, daß man bei uns Juden gegenwärtig so viel redet vom Kommen des Messias, und daß Sie, die Christen, oder also doch Ihre Sonderlinge, diese sogenannten Christen, auch einen kommenden Messias glauben."

„Ja wohl, aber doch eine ganz andere Person,“ sagte Beatrice.

Ihre Mutter war in ihren Gedanken weiter fortgeschritten und sagte zögernd: „Oder wenn das eine und dieselbe Person wäre?“

Rahel schüttelte den Kopf. „Wenn aber Ihr Christen,“ sagte sie, „an Euren Christus selber nicht mehr recht glaubt, jedenfalls an sein Kommen schon gar nicht, wie sollten da wir Juden an diesen Euren Messias glauben und hoffen, daß er wiederkomme? Nein! unser Messias ist ein anderer als der Eure, unser Messias kommt erst!“

Man brach wieder ab. Es ging, wie so oft bei religiösen Gesprächen. Man ist zu wenig unterrichtet, um gründlich reden zu können, und beide Teile fühlen deshalb bald doch die gegenseitigen Widersprüche und die Differenzen mehr, als daß sie die Möglichkeit finden, sich auf irgend etwas zu vereinigen.

Immerhin war es ihnen allen wohl, daß man sich einmal über solche Gegensätze offen gegen einander ausgesprochen hatte und daß es in so herzlicher Weise geschehen war.

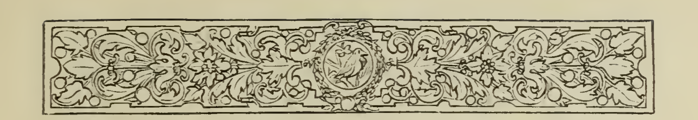
Die Freundschaftsgefühle Rahels machten es gar nicht anders möglich, als daß auch sie die allgemein besprochene Christenfrage fortan noch mehr in ihr Herz aufnahm, als bisher. Sie war zu edel, um nicht auch das Mitleid der mitleidbedrückten Beatrice einigermaßen auf sich übergehen zu lassen. Doch es sollte bald noch

anderes dazukommen, sie darin weiterzuführen und klarer sehen zu lassen. Jedenfalls aber war sie glücklich, daß sie auch einmal etwas von ihren Messiashoffnungen hier hatte aussprechen können und es war, wie wenn diese ihr selber jetzt nur um so viel wertvoller geworden wären.

Hätte sie von dem, was sie in Jerusalem über den Unterschied der altgläubigen Juden von den modernen Juden gehört, gesehen und miterlebt hatte, hätte sie davon auch ihren christlichen Freundinnen mehr erzählt, als sie in ihrem jüdischen Nationalgefühl davon reden mochte, so wären wohl auch diese darauf aufmerksam geworden, wie merkwürdig das doch war: Überall, nicht bloß da und dort unter Christen und Sonderlingen, sondern allenthalben, auch unter dem jüdischen Volk, bahnte sich längst ein Warten auf den Messias an! Und es bereitete sich so, wenn auch bei Christen und Juden von ganz verschiedenem Standort aus, — wirklich eine gemeinsame Grundrichtung der Geister vor, welche tiefer Schauenden in der That zu denken geben mußte.

Aber es heißt in allen diesen Dingen jedesmal: ‚Da die Zeit erfüllet war,‘ — und die Zeit war jetzt noch nicht erfüllt.





IX. Kapitel.

Leid und Lied der blinden Jüdin.

Motto:
Licht, Licht!
Glanz von des Herren Angesicht!
Wie dürstet meine Seele doch nach dir!
S. 408.

Mirjam hatte wieder schwere Zeiten, ihr Augenübel ließ nicht nach, es schien eher wieder schlimmer zu werden. Der Vater tröstete, es sei ja schon oft so gewesen und auch wieder besser geworden. Rahel hatte es wohl schlimmer gefunden, aber über die Zeit der ersten Freude des Wiedersehens hatte Mirjam es selbst nicht so stark empfunden oder geäußert. Jetzt weinte sie wieder viel. Rahel tröstete sie auch sehr treu. Doch mit was konnte sie eigentlich viel trösten? Die Liebe ist zwar an und für sich schon immer ein

großer Trost; kann sie auch nichts wegnehmen, so kann sie doch immer etwas geben, und das verstand Rahel vortrefflich. Sie war dann nicht etwa nur die weit überlegene Schwester, welche es macht wie mancher Reiche, wenn er einige gnädige Worte oder meinetwegen auch Gaben verschenkt und Silberlinge hinwirft, sondern in solchem Fall konnte sie sich ganz unter Mirjam hinuntergeben. Da war sie dann die viel Geringere und wußte es so innig und herzlich zu offenbaren, daß Mirjam ganz beschämt war und wirklich davon erquickt wurde. Geschwisterliebe geht ja sonst oft das eine Mal gar zu nüchtern einher und dann ein andermal wieder gar zu parteisüchtig vor. Wenn Rahel ihre Mirjam tröstete, da war es weder das eine noch das andere, sondern eine solch treue Hingabe, eine solch weihevolle Festigkeit, daß etwas wirklich Erhebendes und Heiliges, etwas wahrhaft Aufrichtendes und sicher Führendes für die weiche, gebeugte Mirjam darin lag. Solche Stunden, äußerlich meist die Dämmerstunden, wenn sie nebeneinander saßen und das müde Auge Mirjams im Halbdunkel ausruhte, ehe das für sie zu grelle Licht kam, — solche Stunden wurden für sie in Wahrheit oft lichthell, und zwar nicht bloß ‚helle Augenblicke‘, sondern wirklich selige Stunden. Aber ach! Hätte Rahel damals schon den Hochgelobten gekannt, hätte sie, die Liebhaberin der großen Weissagungen, den offenen Born gewußt, der in der Erkenntnis dessen zu finden ist, in welchem alle

Verheißungen Ja und Amen sind, — wie ganz anders noch hätte sie gerade die betrübte Schwester Mirjam trösten können! Aber die Liebe tröstet doch. Und so tröstete sie denn auch, so gut und so innig sie es konnte, ihre unglückliche Schwester immer wieder.

Dann konnte diese wieder still bleiben und recht geduldig sein; sie hatte ja auch ihren eigenen Freudenquell. Griff sie in die Saiten, so war es ein herrlicher Ton und man spürte wohl, daß ihre Seele den vollen Akkord fand, gerade wenn sie recht in die Tiefen niederstieg. Da konnte sie dann stundenlang sitzen und singen, dichten und träumen, spielen und am Saitenspiel sich erfreuen. Je und je lag auch ein Papier vor ihr und sie schrieb ein paar Zeilen, doch wollte sie es nicht haben, daß man sie dabei finde, und um keinen Preis wollte sie etwas davon offenbaren. Auf diesem Gebiet gerade fühlte sie sich oft tief unter ihrer Schwester Rahel, obwohl sie es eben hier gar nicht nötig gehabt hätte. Denn Rahel mit ihrem hervorragenden Verstand war bei aller Gemütswärme die Dichtergabe, wie sie wenigstens immer behauptete, vollständig versagt, während sie oft versicherte, was sie von Mirjam ausnahmsweise schon gesehen oder gehört habe, sei ein schöner, klarer, sprudelnder Quell, wenn auch meist wie im stillen, dunkeln Forst verborgen.

So ein paar Lieder hatte sie doch mitgeteilt bekommen und ihr dann liebreich entrissen; so z. B. ein

Lied voll Leid über ihre Halbblindheit, dann noch ein anderes Klagelied, über die Schmach Israels nämlich, und ein drittes, ein sehnsüchtiges Lied, das uns gar merkwürdig anmutet, denn sie offenbart darin, daß auch sie von dem Sehnen und Verlangen nach einem kommenden Messias ergriffen ist und mit den Bewegungen, welche sich im Volk Israel rege zeigten, einigermaßen vertraut geworden war, ohne freilich zur Klarheit über die alle Welt bewegende Frage durchzudringen.

Sie mögen hier ihren Platz finden, diese drei Lieder. Wir sagen nur zum Voraus, daß es der immer bescheidenen Mirjam ein Schrecken gewesen wäre, ihre nicht für andere Leute, am wenigsten aber für öffentliche Kritik zubereiteten Gedichte vor aller Augen gekommen zu wissen, und ihr Bruder Arthur hätte gesagt: ‚Sentimentalitäten!‘ Aber er hatte auch gar zu wenig Sinn für die Sprache des Leids und für das Lied einer stillen, frommen, noch etwas hoffenden Seele.

* * *

I. Nacht und Licht.

Licht, Licht!
Glanz von des Herren Angesicht!
Wie dürstet meine Seele doch nach dir!
Des Himmels Blau, die bunte Pracht der Auen,
Und Gottes Ebenbild, der Schöpfung Zier,
Wann darf ich euch in reiner Klarheit schauen?

Kehrt, süße Lieder, doch zurück, —
Des Kindes Gut, der Jungfrau Sehnen
Vergebens rufen meine Thränen:
Wer hebt den Schleier mir vom Blick?
Kein Helfer, der die Fessel bricht?
Licht! Licht!

Nacht, Nacht
Senkt sich herab mit Todesmacht,
Schlägt meinen Geist in dumpfen, schweren Bann,
Hüllt leise Sinn um Sinn in dichte Schatten,
Bis mir das Leben in das Nichts zerrann.
Gott Israels! Du nennst dich Kraft der Matten, —
Warum verschließest du dein Ohr?
Antwortest nicht dem heißen Flehen,
Im Sturm nicht, noch im sanften Wehen?
Des Bundes, den dein heilger Mund beschwor,
Wird seiner nimmermehr gedacht? —
Nacht! Nacht!

Tag, Tag!
Dich kündet meines Herzens Schlag!
Die Hoffnung, die noch immer hebt das Haupt,
Sie flüstert es mir zu in stillen Stunden:
Es ist kein Wahn, was du so lang geglaubt,
Es kommt ein Tag, da wird dein Weh gesunden, —
Wo der Gesalbte Gottes soll
In Zion alle Bande lösen,
Uns freien von der Macht des Bösen, —
Dann wird mein Auge Lichtes voll! —
Ob ich dich wohl erleben mag?
Tag! Tag!

II. Klage über Israels Schmach.

An den Wassern Babels saßen
Unsre Väter einst und weinten,
Wenn sie, Zion, dein gedachten,
Dachten an des Herren Tempel
Und die hochgebaute Stadt.

„Singet uns ein Lied von Zion!“
Sprachen spottend ihre Feinde. —
Ach, wie sollten sie denn singen?
Lag in Trümmern doch der Tempel,
Wüste lag Jerusalem!

Und mein Volk, das Volk der Fürsten,
Abrahams geweihter Same,
Dienen mußten sie als Knechte
Fremden Heiden, den Chaldäern
In dem Lande Sinear.

Wohl, es kam ein Tag der Rückkehr,
Wie die heilgen Schriften künden;
Gott gebot dem König Kores:
„Laß mein Volk mir heimwärts ziehen
Hin, wo Milch und Honig fließt,

Daß mein Haus es wieder baue,
Meinem Namen eine Stätte,
Anzubeten für die Völker
Auf dem heilgen Berg Morijah,
In des großen Davids Stadt.“

* * *

Doch wo ist des neuen Hauses
Größ're Herrlichkeit und Ehre?
Sanken nicht die stolzen Mauern,
Sank nicht Zions Glanz und Stärke
Wiederum in Schutt und Nacht?

Und zerstreut in alle Lande
Muß mein Volk in Knechtschaft frohnen
Fremden, die es nimmer lieben,
Sein Gebot und Recht nicht achten.
Die es treten in den Staub.

Und es bebt in Furcht sein Herze.
Es verschmachtet schier sein Auge.
Es verdorret seine Seele, —
Denn auf seinem Nacken lastet
Des gerechten Gottes Hand.

*　*
*

Ach, was sollen uns die Schätze?
Nimmer hilft uns Gold und Silber,
Das wir gierig raffen, häufen,
Daß es uns Gestalt und Schöne
Leihe, und Gewalt und Macht!

Häuft es nicht den Groll der Großen,
Weckt es nicht den Neid der Menge
Deren Sprichwort wir geworden?
Legt es nicht auch Schuld um Schuld uns
Auf das fluchbeladne Haupt?

Wehe! und mein Volk gedenket
Nicht des Landes seiner Väter,
Nicht des Bundes seines Gottes?
Hat Jerusalem vergessen,
Sehnt sich nicht nach Kanaan?

Trauernd hängen noch die Harfen
An den Weiden in der Fremde;
Alte Lieder sind verklungen
Und kein neues will erstehen
Dem ins Joch gebeugten Sinn.

Hört nur, wie die Christen singen:
Hosianna, Hallelujah! —
Gebt uns unsre Lieder wieder,
Unser Heimweh, unser Hoffen!
Laßt uns unsren Davidssohn!

*

III. Sehnsucht nach dem Messias.

Noch sticht die Schlange! Und kein Weibessame,
Der ihr den Kopf zertritt, ist bisher kommen,
Kein Tröster in des Lebens Not und Müh'!

Wo bleibt der Segen, der von Abraham
Und Isaak und von Jakob sich ergieße
In Strömen über alle Erdenvölker?

Du Stern aus Jakob, Scepter aus Israel!
Gingst du in David auf und unter?
Warst oder wirst du sein in Davids Sohn?

* *
*

Auf ewig hat der Ewige verheißen,
Daß seines Königreiches Stuhl er gründe,
Und doch, — wer nennt uns noch Isai's Haus?

Fremd sind uns Kind und Kindeskinder
Des großen Königs, des Gesalbten Gottes,
Und Fremde sitzen längst auf seinem Thron.

Der Wunderrat, der Kraftheld, Ewigvater,
Der Friedefürst, von dem Jesaja singt,
Der den Gebundenen die Fesseln löst,

Den Sündern alle ihre Schuld erläßt
Im großen Hall- und Jubeljahr,
Der treue Gottesknecht, des Menschen Sohn,

Der unsre Krankheit, unsre Schmerzen trägt,
Dem große Menge wird zur Siegesbeute,
Vor dem der Heiden Könige sich neigen,

Wer ists? — War's Israel, ist's Israel?
Ists Einer? Und wer wird der Eine sein? —
Wer giebt mir Antwort auf die bangen Fragen?

* *
*

Wer stillt des Herzens heimlich heißes Sehnen?
Bist du es, Jesus? Nazarener? — Nein!
Was kann aus Nazareth denn Gutes kommen? —

Wie bin ich blind, wie ohne Rat und Hilfe!
O Herr, gieb Licht! O führe mich zur Klarheit!
Kommt ein Erlöser oder kommt er nimmer?!

Kommt einer, muß er Heiland sein und heißen,
Heiland der ganzen Welt und aller Völker!
Kommt keiner, — ach! — dann bleibet Not und Sünde!







X. Kapitel.

Flammende Herzen.

Motto:
Die hellsten Funken schlägt aus dir, o Menschenherz,
Wenn du im Glauben stehst, ein großer tiefer Schmerz!
Sturm.

Arthur war wieder für ein paar Tage auf Besuch angekommen.

Es war nicht mehr wie früher. Man sagte es einander ja wohl, als er sich ankündigte, aber man sprach nicht mehr so viel davon, wie das früher der Fall gewesen war. Man wollte es zwar vor einander nicht Wort haben, aber es war doch so: die Herzen hatten sich gegen ihn einigermaßen entfremdet. Der Vater

war ohnedem schweigsam, wenn die Rede auf Arthur kam, und der beiden Schwestern stilles Empfinden für ihn war nicht ohne ein Schmerzgefühl.

Das Wort des Mohren: ‚er lebt nicht, wie er soll‘, hatte Mirjam tief ins Herz getroffen und doch konnte sie sich jetzt nicht sagen, daß sie so treu das für ihn gethan hatte, was sie jenesmal, als der Schrecken in sie hineinfuhr, dem Mohren und sich selber versprochen hatte. Ein mehr zu Leid als zu Thatkraft geneigtes Gemüt kommt leichter dazu, über etwas zu trauern, als in die Arbeit für eine Sache einzutreten. Für jemand beten heißt wohl, seiner gedenken, aber Gebet ist in solchem Fall doch nicht nur Gedanke, auch nicht bloß Gedankenarbeit, sondern recht eigentlich Arbeit für den betreffenden Menschen, und das will etwas heißen.

Rahel dagegen war ein immer schaffender Geist mit wallendem Blut und wogendem Leben. Zwar kannte sie nicht die Unruhe der Zerfahrenheit, wohl aber offenbarte sich an ihr die Beweglichkeit einer stetigen Fortentwicklung und einer reichen Entfaltung des Geisteslebens. Die mächtigen Eindrücke, welche sie von den merkwürdigen Weltbewegungen der Zeit empfangen hatte, wirkten beständig in ihr fort, sie gaben ihr innerlich viel zu verarbeiten.

Da war es ihr denn tief schmerzlich, daß ihr der ältere Bruder nicht Führer, sondern Widerpart für ihre Gedankenwelt war; je mehr sie sich weiter entwickelte,

umsomehr wurde ihr jetzt der Zwiespalt zwischen ihren und ihres Bruders Anschauungen offenbar, ja er erschien ihr mehr und mehr unlösbar.

Zwar hatte sie so viel Energie in ihrem Geist, auch soviel reiche Liebe in ihrem Gemüt, daß sie niemals auf immer neue Anknüpfungsversuche dem Bruder gegenüber hätte verzichten mögen, — und sie hätte es in der That verdient, nicht immer nur neue schmerzliche Enttäuschungen erfahren zu müssen, aber es kam doch so und diesmal eigentlich auf einen einzigen Tag und eine einzige Stunde die bitterste von allen.

Sie war gerade den Tag vorher wieder bei Beatrice gewesen und ihr Herz war noch erfüllt von den Gedanken, welche die beiden Mädchen mit einander austauschten. Dennoch war es ihr eine Überraschung, als Arthur von seiner Sophaecke aus auf einmal anfing:

„Nun, Rahel, was macht Euer Messias? was schreiben Deine Altgläubigen von Jerusalem über ihren Messias?“

„Ich habe diese Woche noch keinen Brief bekommen,“ antwortete sie kurz.

„Diese Woche noch keinen! was der Tausend! so häufig ist Euer Briefwechsel? das ist ja stark! Was schrieben sie denn dann in der letzten Woche? was macht die süße Lea dorten?“ lachte er.

„Sie ist wohl.“

„Und ihr Messias?“

„Arthur, so rede ich nicht davon, so redet man nicht von diesen Dingen.“

„Gut, ich will lieb sein.“

„Ja, es ist auch hochnötig, Arthur! die Zeiten sind ernst, sehr ernst, da muß man nicht immer seine Späße machen über die wichtigsten Fragen!“

„Ach ja, so laß es nur gut sein. Also, ich will ganz ernsthaft reden.“ — Und er schwieg.

„So rede doch!“ suchte Rahel ihn jetzt ins Gespräch zu bringen.

„Ja, ich weiß im Augenblick nichts“, antwortete er gähnend.

Aber gern fing sie nun selber an; wenn diese Dinge nun einmal berührt waren, — zum bloßen Spaß sollten sie nicht berührt sein. „Und ich will es Dir nun erst noch sagen, Arthur, Du magst denken, was Du willst, — unsere Freunde in Jerusalem reden viel, sogar sehr viel vom Messias.“

„Darum kommt Euer Herr Messias doch noch lange nicht“, sagte er langweilig.

„Weißt Du das?“ fragte sie.

„Weißt Du es?“ gab er zurück. „Ich habe es ja auch nicht behauptet, Ihr aber wollt Eure Sachen immer ganz genau wissen!“

„Arthur, es giebt Dinge, die drängen sich heran, sie sind nicht sichtbar und nicht greifbar, aber sie drängen sich heran.“

„Was soll das heißen?“ fragte er mißächtlich gähnend.

„Nun, man kann nicht alles mit Händen greifen und mit Augen sehen, aber man spürt und empfindet es doch, daß es Wahrheit ist und daß es so kommt, wie es verheißen ist,“ sagte Rahel.

„Ach, mit Deinen Verheißungen!“ wehrte er ab.

„Und die ganze Welt ist voll davon! Die Zeichen der Zeit drängen darauf hin!“

„Was? wo?“

„Auch unter den Christen, überall wird viel davon geredet,“ sagte Rahel.

„Auch noch gar! Ich gehe auch mit Christen um, mit vielen,“ lachte er, „ich habe aber noch nicht viel davon gehört.“

„Du nicht, Arthur,“ sagte sie schmerzlich, „aber ich, ich weiß davon.“

„So, so! Du gehst mit Christen um, Du fromme Jüdin, du stolze Jüdin!“ spöttelte er.

Sie hatte das Gefühl, bis jetzt wieder nicht glücklich gewesen zu sein, vielleicht auch nicht alles ganz richtig gesagt zu haben. Darum begann sie, ohne mehr auf die Spöttelei zu antworten, und ohne sich ferner zu scheuen, ganz rund heraus:

„Arthur, wie unter unserem Volk es gährt und sich scheidet, das sieht man doch deutlich, besonders allerdings an den Vorgängen in Jerusalem, — und gerade

so gährt und scheidet es sich auch unter den Christen. Sieh, da ist die große Welt, die will nichts davon, — das ist ja wahr, — aber es giebt bei den Christen viele Leute, die um ihres Glaubens willen leiden müssen und müssen sich hassen lassen von jedermann und müssen sich plagen lassen mit Gesetz und Gesetzesstrafen, zum Teil quälerisch, Mitleid erregend, sage ich Dir! ..."

Arthur unterbrach sie: „Das ist mir bekannt, so gut wie Dir; das sind besondere Leute, Starrköpfe, die sich um alle Welt nicht in die Ordnung geben wollen, um keinen Preis! Sie sollen der Obrigkeit unterthan sein, dann wird ihnen kein Haar gekrümmt! — Warum thun sie das nicht?" rief er ärgerlich. „Warum thun sie es nicht, diese Querköpfe? Da braucht es kein Mitleid! denen ist auch nicht zu helfen, — sie sollen sich selber helfen, wenn es sie gelüstet. Sie sollen sich in die Ordnung geben, welche jetzt die ganze Welt regiert! Weiter wird gar nichts von ihnen verlangt; nach ihren Religionsmeinungen fragt kein Mensch, — kein Mensch, sage ich Dir! das spielt rein gar keine Rolle ..."

„Im Gegenteil, Arthur, das spielt die Hauptrolle! Um ihres Glaubens willen werden sie verfolgt, um ihres Messiasglaubens willen."

„Nein! das ist nicht wahr, sondern einfach um deswillen, weil sie den Weltregenten nicht anerkennen, — nicht um der Religion willen, — das ist nicht

wahr! Ich sage noch einmal: die Religion spielt hier gar keine Rolle!"

„Und ich versichere Dich, das ist die Hauptsache daran! — um ihres Messiasglaubens willen geht es ihnen so."

Arthur schlug mit beiden Händen auf seine Kniee und sagte, sich vorwärtsbeugend, erregt: „Rahel! was gehen Dich die Religionsmeinungen der Christen an? Die Christen schimpfen auf einander und hadern mit einander, das ist das Ganze. Der eine sagt in Religionssachen so, der andere sagt anders, das ist das Ganze. Was geht das uns an? Was geht Dich aber gar der Christen Messias an? — Auch noch gar der Christenmessias! — was geht der Dich an? Was geht der uns Juden an, Rahel? Kümmere Dich nicht um diese Sachen, das geht uns Juden rein gar nichts an!"

„Ich habe das tiefste Mitleid mit jenen Leuten."

„Das sind sie gar nicht wert, diese Rebellen der öffentlichen Ordnung!"

„Es sind keine Rebellen, ich versichere Dich."

„Ja, das sind sie! das verstehe ich, ein Mann, der dazu noch in der großen Welt lebt, besser als Du, ein Mädchen, in diesem Winkel da! — Und weißt Du, Rahel, — wenn Du fromm sein willst und mitleidig, so denke an Dein eigenes Volk, an das Volk Israel, an seine

Armen und an das, was dieses Volk von jeher durchgemacht hat!“

„Das thue ich auch, Arthur, treulich thue ich das! Du machst ja nicht die Gänge zu den Armen mit mir, die ich fast täglich mache. Aber das andere ist auch da und dabei handelt es sich nicht einmal bloß um's Mitleid, sondern es ist eine große, wichtige Frage, die schließlich alle Welt angeht. Und wenn ich schon nicht in der großen Welt lebe wie Du, so überschaue ich doch auch die Bewegungen der Zeit und kann darüber urteilen, so gut wie Du.“

„Aber man braucht sich nicht in die Religionsstreitigkeiten der Christen zu mischen; das ist nicht unsere Sache!“ sagte er unwillig. Und jetzt wandte er sich wieder in jenem Ton einer aufgeregten Erklärungsweise an sie und sagte noch: „Wenn die Christen sich zanken, Rahel, dann lassen gescheite Juden die Hand davon. Die sollen sich nur zanken, soviel sie wollen und solang sie wollen, — immerzu! Da blüht unser Weizen! Jedenfalls brauchen wir sie nicht auseinanderzubringen!“

„Arthur,“ sagte sie, „diese Gesinnung kann ich nicht teilen! Aber ...“

„Gesinnung?!“ rief er zornig, sie unterbrechend.

„Ja, Arthur!“ sagte sie bestimmt. „Aber das ist es ja gar nicht allein, sondern ich wiederhole es, es ist eine Sache, welche schließlich die ganze Welt angeht.“

„Warum denn um's Himmels willen? Nun ja, meinetwegen darum, weil es Rebellion gegen den Weltregenten ist, ja! — aber als Religionssache doch nicht!"

„Doch, gerade als Religionssache geht es alle Welt an, denn es ist eine Gewaltthätigkeit des Staats gegen religiöse Überzeugungen und ..."

„Halt einmal! das geht mir zu weit, Rahel! Und noch einmal sage ich, — selbst wenn es so wäre, was geht das uns Juden an?!" rief er.

„Arthur, — so gewiß, als Staat und Völkerleben uns auch wichtig sind und sein müssen!" sagte sie. „Sogar um des Judenvolks selber willen kann es uns nicht gleichgiltig sein. Denn den altgläubigen Juden geht es bald auch nicht anders, Du wirst es sehen. Sie werden auch noch bedrängt und gequält von diesem Tyrannen."

Jetzt stand Arthur auf und schrie: „Was ist er? ein Tyrann sei er? das verbitte ich mir! der Weltregent ist er! Hörst Du? Oder weißt Du nicht, was das bedeutet? Vor meinen Ohren wird nicht mehr so von ihm geredet! Zu regieren weiß er, das ist wahr; es ist gut, daß er das weiß und thut — mit fester Hand, mit starkem Arm!" schrie er zornig und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Und das soll er nur thun und nur immer mehr thun! Es ist gut, daß ihm gegeben ist alle Gewalt auf Erden; er kann sie brauchen; und er wird sie noch ausnützen, ha! Sie

sollen alle zu Schanden werden, seine Feinde und Widersacher!!"

Rahel war auf's Tiefste verletzt, und im Innersten empört rief sie aus, — sie schrie es fast: „Dann ist er also doch ein Tyrann, wie ich sage, ein Tyrann, von dem uns niemand mehr wird erlösen können, als allein nur ein Messias, sei es nun der Christen, oder der Juden Messias!"

Das Letztere dachte sie nicht recht klar, aber sie stieß es heraus wie den Schrei einer gequälten Seele, welche nach rechts und links um Hilfe ausschaut, woher sie auch komme, wenn sie nur käme!"

Sie war in innerster Erregung.

Sie hatte es nicht berechnet, — es war gar nichts Berechnetes in ihrer Rede, vollends jetzt nicht, — am allerwenigsten aber konnte sie ahnen, welche Wut ihren Bruder erfassen werde, als sie so sprach und in solcher Weise den Christenmessias und den Judenmessias neben einander stellte oder fast miteinander zu vereinigen schien.

„Rahel, Du bist's! Du, — Du schändest den Glauben unserer Väter! Du nennst in einem Atem den Christenmessias und den Judenmessias! Du stellst den Gekreuzigten, den Gehenkten, neben den Gottverheißenen des auserwählten Volks! — Hörst Du mich, Rahel! jetzt bin ich der Verteidiger des Glaubens unserer Väter und Du mit Deinen Sentimentalitäten wirst die Abtrünnige! — Ha, die Welt dreht sich! Was



14. Seite 421.

„Rahel, Du bist's! Du, — Du schändest den Glauben unserer Väter!“



ist jetzt Glaube, was ist Unglaube?! siehst Du jetzt, wo die Wahrheit ist? Wo Vernunft ist, da ist Wahrheit; wo aber diese religiösen Träumereien sind, da wird alles zum Unsinn und erst recht zum Abfall von den Ideen unserer Väter! — ‚Christenmessias — Judenmessias!‘ ha! ich hasse diese Vergleichung, ich hasse sie! Du weißt, wie ich über den Messias denke und über alles, was dazu gehört, aber das sage ich Dir:" — und jetzt erhob er Hand und Stimme gleich schauerlich: — „Wenn es einen Messias giebt, dann ist es der Weltregent! das ist mein Messias, wenn es einen persönlichen Messias giebt! — da hast Du mein Innerstes! Darauf will ich leben und sterben!" —

Ganz erregt, mit glühenden Augen und zugleich fahlen Angesichts schaute er sie an, — zürnend, grollend.

Rahel war auf's Tiefste gekränkt. Sie war empört gewesen schon über den Anfang dieser Szene, über diesen Geist der rohen Gewaltthätigkeit, des unheimlichen Fanatismus und kalten Hasses gegen freie Glaubensüberzeugung. Es wallte ihr das Blut, es wogte und stürmte in ihrem Innern. Jetzt aber schauderte ihr vor dem Abgrund, der sie von ihrem Bruder trennte. So groß und so tief hatte sie ihn sich doch nicht gedacht. Sie hätte nicht sogleich sprechen mögen, sie zürnte dem Bruder und zugleich seufzte sie im tiefsten Schmerz innerlich auf.

Aber es war jetzt auch, als flüchteten ihre heiligsten Gedanken gleich aufgescheuchten Tauben in die tiefsten Spalten eines felsenfesten Glaubens, oder als erhüben sie sich hoch in die Lüfte, weit über alle menschlichen und irdischen Rücksichten empor. Ihr Messiasglaube schied sich ihr gerade jetzt erst recht deutlich ab von menschlichen Meinungen oder willkürlichen Ansichten. Er ward ihr nun erst recht zum teuerwerten Heiligtum ihres Herzens. Sie trug ihn wie ein heiliges Opfer betend vor sich her und brachte ihn vor Gott, vor den Gott ihrer Väter, den Gott der alten Verheißungen. Sie bemitleidete die leidenden Christen, die messias=gläubigen, und sie gedachte zugleich des sich sammelnden Volks der altgläubigen Juden im gelobten Lande. Sie verglich den Christenmessias, auf welchen jene die Hoff=nung setzten, — und den Messias des Volkes Israel, welcher gewiß und vielleicht bald kommen werde.

Sie fragte sich unwillkürlich, wer wohl unglück=licher sei, die bedrängten Christen, welche jetzt, — oder die altgläubigen Juden, wenn diese wohl auch bald werden bedrängt werden; wer wohl mehr von dem Weltregenten werde zu fürchten haben, diese oder jene? und wer wohl mehr Hoffnung im Herzen habe oder einen festeren Glauben an einen Messias, diese oder jene? — und endlich, wer wohl herrlicher erretten werde, der Christen=messias oder der Messias, auf welchen die Juden hoffen?

Sonderbar diese Frage! sonderbar dieser ganze

Gedankengang, diese Vergleichung! Zu jeder andern Zeit hätte sie es weit weggeworfen, überhaupt von dem Christenmessias etwas zu halten, überhaupt an ihn zu denken oder doch anders als mit Geringschätzung und angeborenem Stolz von ihm zu reden, wie alle andern Juden auch. Aber jetzt, da ihr Mitleid mit den gequälten Christen nur immer mehr wuchs, jetzt, da sie im Gegensatz zu dem eigenen Bruder ein tiefes, nur immer tieferes Mitleid mit den armen Christen empfand, jetzt war ihr auf einmal auch der Christenmessias viel näher gerückt in ihrem Vorstellungskreis. Sie wandte sich nicht mehr von ihm ab, sie schaute ihn im Geist an, sie wünschte ihn eigentlich fast für die Christen herbei, weil diese Armen selber ihn so sehnlich wünschten. Sie hätte ihnen alle seine Gewalt und alle seine erlösende Liebe so herzlich gern gegönnt. Sie wäre so froh gewesen, wenn sie in die ganze Welt hätte hinausrufen können: ‚O Ihr Christen! hebet Eure Häupter auf, darum daß sich Eure Erlösung naht!‘ oder so etwas dergleichen. — — Aber ach, den Juden bangte ja auch; sie hatten ja wohl auch bald Hilfe nötig, sie zitterten vor demselben Tyrannen, — ja wohl Tyrannen! — diesem unheimlichen Menschen, diesem allgewaltigen, diesem finsteren, unerforschlichen, undurchschaubaren Menschen, — diesem Ungeheuer! Sie hätte sich an ihm vergreifen mögen in ihrer fürchterlichen Aufregung. Sie lästerte ihn fast in ihrem Innern, sie fluchte ihm! Es

wogte und kämpfte immerfort in ihr. — Sie sah nicht von ihrer Arbeit empor. Arthur war hinausgegangen. Er hatte es selber gescheut, weiter zu reden. Er war aber auch zu wutentbrannt. Es hatte sich bei beiden einmal so recht die orientalische Glut entfacht.

Was dachte er nur selber, daß er so tobte! Aber sein Herz war offenbar geworden, nachdem er so lang immer nur mit dem Verstand zu reden und zu denken gemeint und vorgegeben hatte. Er fühlte wohl selbst, welch' ein Riß geschehen war, — welch ein Abgrund sich zwischen beiden aufgethan hatte. Doch es war ihm nicht einmal leid! — War er wohl selbst ein Mensch des Abgrundes? — —

Als er schon lange hinausgegangen war, saß sie immer noch da, still, ganz allein, das Blut starrte ihr jetzt fast, wenn sie dran dachte, was geschehen war; jawohl geschehen, nicht bloß geredet. Denn solche Worte sind Thaten, leider Thaten, ob Übelthaten oder nicht, — jedenfalls Thaten, und keinesfalls Wohlthaten! Lange lange saß sie noch da; sie senkte den Kopf mit der heißen Stirn auf ihren Arm, der auf dem Tisch lag, sie zitterte, — sie weinte laut und weinte bitterlich.

Dann wurde sie ruhiger und überdachte sich vieles. Nach langer Zeit streckte sie dann die Hand nach ihrem Psalter aus und las darin. Was sie aber las, das war der 37. Psalm, in welchem geschrieben steht: ‚Es ist noch um ein Kleines, so ist der Gottlose nimmer,

und wenn Du nach seiner Stätte sehen wirst, wird er weg sein. Aber die Elenden werden das Land erben und Lust haben in großem Frieden. Der Gottlose drohet dem Gerechten und beißt seine Zähne zusammen über ihn. Aber der Herr lachet seiner, denn er siehet, daß sein Tag kommt. Die Gottlosen ziehen das Schwert aus und spannen ihren Bogen, daß sie fällen den Elenden und Armen und schlachten die Frommen. Aber ihr Schwert wird in ihr Herz gehen und ihr Bogen wird zerbrechen. Der Gottlosen Arm wird zerbrechen, aber der Herr erhält die Gerechten. Der Herr kennt die Tage der Frommen und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Sie werden nicht zu Schanden in der bösen Zeit und in der Teuerung werden sie genug haben. Denn die Gottlosen werden umkommen und die Feinde des Herrn; wenn sie gleich sind wie eine köstliche Aue, werden sie doch vergehen wie der Rauch vergehet. Der Gerechte ist barmherzig und mild und die Gesegneten des Herrn erben das Land, aber seine Verfluchten werden ausgerottet.'





IV. Buch:

Letzte Schreckenszeit.

Motto:

Sag' an, wie reift die Saat im Feld?
Sie reift durch heiße Sonnengluten!
Und sag', wie wird aus dir ein Held?
Im heißen Kämpfen, Ringen, Bluten! —
Nun rüste, Häuflein, dich zum Streit,
Zur letzten großen Schreckenszeit!




W.C. 87.



I. Kapitel.

Die Nachrichten aus Jerusalem.

Motto:
Darnach werden die Kinder Israel zurückkehren und den Herrn, ihren Gott, und David, ihren König, suchen und werden den Herrn und seine Gnade ehren in der letzten Zeit. Hosea.

Rahel bekam immer wieder Nachrichten von Jerusalem. Ihre Freunde hielten treulich Wort, Lea schrieb ihr regelmäßig und es war gut so. Denn die Zeitungen hatten vieles nicht berichtet, was zum wahren Verständnis der Dinge doch nötig war. Das innere Werden und sich Entwickeln auch einer großen Sache erfährt man aus Zeitungen oft lange gar

nicht, auch wenn es selbst für die gleichgiltig Lebenden ganz offen vor Augen läge. Alles zu sagen oder öffentlich zu besprechen wäre ja auch oft unpassend, noch häufiger aber wird es dafür angesehen. Manches zu sagen verbietet auch die Staatsraison; viele Dinge, wie besonders die das religiöse Gebiet berührenden Vorgänge, werden vielfach in ihrer eigentlichen Bedeutung, — Wert oder Unwert, — gar nicht recht verstanden; gerade die am tiefsten gehenden Bewegungen des Geisteslebens werden oft gar nicht gehörig gewürdigt; der oberflächlichen Betrachtung und dem Auge der Welt entzieht sich da manches fast ganz, oder geradezu ganz.

So auch hier. An die Einwanderung des Volkes Israel ins Land seiner Väter hatte man sich jetzt überall längst gewöhnt; der Unterschied der altgläubigen und der modernen Juden war bisher eine mehr innerreligiöse Frage gewesen, welche nicht immer viel offenbar wurde. Den theoretischen Streit trugen beide Teile mehr unter sich aus; vielfach wurde er auch absichtlich in der Stille gehalten. Je und je gab es wohl arge Gehässigkeiten, aber meist wurde alles schnell wieder abgethan, wenn etwas offen zu Tage getreten war.

Bei näherer Betrachtung aber war nicht zu leugnen, daß ein tiefgehender Gegensatz die beiden Lager auseinanderhielt und streng schied, selbst wo die Leute mitten untereinander wohnten. Wohl war das ja schon lange her so, so daß man sogar behauptete, es sei immer so

gewesen. Aber seit das Volk in Scharen in sein angestammtes Land gezogen kam und sich äußerlich sammelte, wurde diese Kluft insgeheim doch eigentlich noch viel breiter, als sie in früheren Zeiten gewesen war. Die altgläubigen Juden eiferten nun um das Gesetz, und jetzt, wo es endlich wieder ernst damit werden konnte, — eigentlich mit allem, mit Gesetz und Satzungen, mit Tempel und Opfer, mit allem ohne Ausnahme, — jetzt war ihr Schmerz auch doppelt groß darüber, daß die Gleichgiltigkeit der Gleichgiltigen nur um so mehr offenbar wurde. Der Streit, ob Tempel oder nicht, ob Gesetz und Opfer oder nicht, — war ja jetzt kein litterarischer, kein theoretischer mehr, sondern er wurde zur brennenden Frage der Gegenwart. Das Entweder-Oder dieser Fragen machte den Gleichgiltigen nun ganz anders zu schaffen als früher, wo man sagen konnte: ‚unsere Verhältnisse sind doch ganz andersartige, die nötigen Voraussetzungen dafür sind ja gar nicht da,‘ — denn jetzt war die lange Zeit der allgemeinen Zerstreuung und der Verstoßung vorüber, von welcher einst ihr Prophet Hosea (Kap. 3, 4) gesagt hatte: ‚Die Kinder Israel werden lange Zeit ohne König und ohne Fürsten, ohne Opfer und ohne Altar, ohne Leibrock und ohne Heiligtum sein,‘ — diese Zeit der allgemeinen Zerstreuung, wo Königtum, Opferdienst und Hohepriestertum, — angestammtes und rechtmäßiges sowohl, als auch nicht rechtmäßiges und willkürliches, — im Volk Israel ganz

aufhören sollte, diese Jahrhunderte lange Zeit der Verstoßung des Volks war jetzt vorüber; sie hatten ihr Land wieder und hatten das Recht, — vielleicht die Pflicht? — an ihre national-jüdische Verfassung in jeder Beziehung wieder ernstlich zu denken.

Und merkwürdig! schien es nicht wirklich so, als wäre es auch schon erfüllt, was derselbe Prophet in einem Atem und im unmittelbaren Zusammenhang mit dem eben Gesagten dort hinzufügt: ‚Darnach werden die Kinder Israel zurückkehren und den Herrn, ihren Gott, und ihren Davidskönig suchen und werden den Herrn und seine Gnade ehren in der letzten Zeit‘ —? Loderte nicht allgemein im Volk Israel ein Feuer auf, die alten Zeiten wiederherzustellen, die alte Herrlichkeit wieder zu finden und die alte Gottesbegeisterung wieder zu zeigen? Es ist wahr, zum Fanatismus sind alle Völker geneigt; dieser ist aber nicht eigentlich die jugendkräftige erste Begeisterung, sondern mehr nur ihr Schattenbild, die Zusammenfassung der letzten Kraft, das vergebliche Streben, veraltete Zustände wiederherzustellen. Hier aber war doch auch noch etwas anderes zu bemerken bei diesem merkwürdigen, zähen, unvergänglichen Volk, etwas anderes als bloßer Fanatismus. Es war doch eine aus der tiefsten Tiefe der Volksseele geborene Bewegung. Die Messiasidee hatte wieder ganz neue tiefe Wurzeln geschlagen, und schuf für Hunderttausende eine wirklich höhere Einheit. Und wenn es auch gedroht hatte, daß

einzig nur der alte Fanatismus daraus wieder neue Kraft bekommen möchte und die lodernde Begeisterung für diese uralte Idee nur neue wahnwitzige Geschichtsgebilde, nur neue Unruhen und damit neue Gefahren für den Volksbestand selbst wieder bringen könnte, — so waltete doch sichtlich die göttliche Vorsehung darin, dämmte gewaltig ein, läuterte und klärte das Ganze der großen Bewegung; — und dies geschah auf folgende Weise.

Die altgläubigen Juden hatten immer mehr zu leiden unter der Ungunst des Weltregenten. Sie erkannten ihn auch mehr und mehr als den Antichrist. Ist ja doch die Erwartung eines Antichrists merkwürdigerweise auch dem alten Judentum durchaus nicht fremd. Der Typus, welchen der Prophet Daniel dafür aufgestellt hat, ist immerdar unter ihnen unvergessen geblieben und jetzt wurde wieder viel unter ihnen davon gesprochen.

Hatte es ihnen auch anfangs geschmeichelt, daß der Weltregent ihrem Volk entstamme, waren ihnen damit auch große Ziele vor Augen gerückt worden, — hatte er, der Weltregent, ihnen auch anfangs selbst zu schmeicheln gesucht und auf seine Art um ihre Gunst geworben, — so war doch sein selbstsüchtiger Tyrannengeist, sein wirklich geheimnisvoller Religionshaß und seine fast lästernde Selbstvergötterung immer mehr hervorgetreten und instinktiv schon bald im Anfang von

ihnen gespürt worden. Es war eine geistige Kluft, — wie zwischen altgläubigen und modernen Juden, welche selbst die unter beiden Teilen gleich lebendige National-idee nicht völlig überbrückte, — so auch zwischen den altgläubigen Juden einerseits und dem Weltregenten andererseits, welche auch seine jüdische Nationalität nicht zu überbrücken vermochte, vielmehr nur um so peinlicher für ihn und um so aufregender für sie machte.

Der Weltregent lebte geradezu von den hochtrabenden Erwartungen der Menschheit und er erweckte selber solche; er ward getragen von der Flut der Völkerbewegung und er trug sie selber; er benützte und er leitete sie. ‚Es komme eine große neue Zeit, die Wüste müsse blühen und die Ruinen müssen wieder lebendig werden!‘ hatte er einmal stolz und hochtönend in einer seiner Proklamationen gesagt und es war ja ohnedem längst wahr: seit die Völker wieder mehr nach Asien blickten, seit Jungasien mit dem alternden Europa rivalisierte, ja schon seit die Ruinen des uralten Ninive die Scharen der Reisenden anzogen, und besonders seit die alten Paläste von Babylon wieder zu neuem Glanz und neuer Pracht auferstehen zu wollen schienen, — da war ja alles dazu angethan, jenes Wort wie ein Prophetenwort anzustaunen, es heilig zu halten wie das Gotteswort: ‚es werde!‘

Der Weltregent hielt sich viel in Asien auf, — fast schien es, mehr als in Europa, — er kam gern aus

der Welthauptstadt herüber in die altheilige Stadt Jerusalem, — und wenn er dort war, waren immer aller Augen auf ihn gerichtet, was wohl geschehen werde? Er liebte zu schweigen und Erregung und Bewegung der Gemüter damit zu steigern; er liebte auch einmal zu reden und dann wie in einem dämonisch-geheimnisvollen Rätselspruch etwas Neues ahnen und raten, hoffen und fürchten zu lassen. War er in Jerusalem, so gab er sich besonders gerne so; dann sollte sein Wort wie ein Gottesorakel, sein Ton wie ein Prophetengebahren erscheinen, und der erregten Phantasie seiner Freunde und Verehrer weit und breit, wie seiner scheuen Widersacher und Gegner in der Stille — erschien vieles größer an ihm, als es überhaupt war.

In dieser Zeit schrieb einmal Lea von Jerusalem:

„O Rahel, es wird uns immer banger und ängstlicher zu Mute! Er ist der Antichrist, das glauben wir jetzt alle. Er haßt die Messiashoffnung unseres Volkes, er haßt sie, — und doch nur, weil sie nicht ihm gilt! Er ist uns ein Schrecken und ein Greuel, ein Tyrann und ein Scheusal zugleich. Ich kann nicht mehr davon schreiben, — alles bangt! Es giebt noch Greuelszenen und Wutausbrüche, Du wirst es sehen. Denn er setzt sich in den Tempel Gottes als ein Gott und giebt vor, er sei Gott.“

Rahel verstand in diesem Brief nicht genau, wie das letztere gemeint war, ob eigentlich oder bildlich, —

ob er das wirklich und wahrhaftig gethan hatte oder ob damit nur seine grenzenlose Anmaßung gegen Religion und altheilige Sitte, gegen Gott und Gottesvolk gemeint war. Aber im stand war er es ja, mußte man sich sagen, — auch das Alleräußerste zu thun. Warum auch nicht? War er ja doch schon lange der Angebetete der Millionen, das begeistert verehrte Haupt der Menschheit, ‚der Schönste unter den Menschenkindern', wie ein Dichterling und Schmeichler jener Zeit ihn, dieses häßliche Zerrbild Christi, nannte, — das Ideal für Tausende, für die ganze stolze Welt und vor allem für die junge Männerwelt, welche in Menge ganz und gar verführt war. Warum sollte er also nicht zum Äußersten schreiten?

Im nächsten Brief schrieb sie:

„Uns haßt er, was er hassen kann. Es ist, als sagte er sich uns gegenüber: hier bin ich an eine eherne Mauer gekommen und kann nicht weiter! Ein Christ, mit dem ich bekannt worden bin, sagte gestern in einem ernsten Gespräch, das er mit meinem Vater hatte: ‚Ja, ja, Ihr Juden! er kam in sein Eigentum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf, — das ist sein Haß! Und nehmt Euch nur in acht; Ihr nahmet ihn nicht auf, wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht und Gelegenheit, wahre Teufelskinder zu werden, — und diese habt Ihr auch noch zu fürchten!' — O Rahel, was wird noch kommen! was wird noch kommen!"

Wieder einmal schrieb sie mitten unter ähnlichen Gedanken:

„Rahel, bei uns ist ein Sehnen und Beten, — es könnte nicht größer sein! Denke Dir, wir sagen uns klar: wir stehen jetzt am Anfang oder am Ende; entweder vollenden sich jetzt die Geschicke unseres Volkes nach Jahrtausenden, oder wir gehen alle miteinander zu Grund! Denn er ist im stand, ein Blutbad anzurichten, wie die Welt noch nie eines gesehen hat, uns auszurotten alle miteinander. Er will nun einmal den Messias spielen; da kann er uns altgläubige Juden durchaus nicht brauchen, denn wir sind ihm im Wege, wir mit unserem Hängen am Alten, mit unserem Hängen am Gesetz der Väter. Er sagt sich, daß die Verächter und die Abgefallenen, die modernen Juden, sozusagen seine Leibwache sind, — obwohl er sie weislich nicht um sich hat, — seine Engel um ihn her und seine getreuen Diener; aber wir, wir? ja, wir sind ihm unerträglich!"

„Du kannst Dir denken, was es da unter uns ein Ausschauen giebt nach dem Messias! — Ach Rahel, Rahel! glaubst Du auch noch fest daran? so wie damals, als wir hier in Jerusalem im Sommerhaus auf dem Dache saßen, da die Sonne unterging und wir dann nach Osten schauten, nach Osten! Weißt Du es noch? — Wir schauen darnach alle Tage aus! Kommt der Messias nicht, so sind wir alle verloren!"

„O Rahel! es giebt so viele fromme Christen unter den Zerstreuten; die kommen zu uns, die lieben uns und wir sie, — wenn wir schon anderer Meinung sind, so sind wir ja doch alle in gleichem Gedränge, — o Rahel! (laß es aber niemand lesen, was ich hier schreibe!) ich sage Dir mein Innerstes: wenn nur ein Messias bald kommt, der uns errettet von dem offenen Rachen dieses Tiers! — (erschrick nicht, Rahel, über dem, was ich jetzt sage!) . . . und wenn es der Christen Messias wäre, — ach, wenn es nur der Messias ist!! Wir würden alle die Hände aufheben, alle miteinander die Hände aufheben und alle miteinander schreien, wie es in den heiligen Psalmen steht: ‚Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!‘"

„Verzeih mir, Rahel! Fürwahr! ich will den Glauben unserer Väter nicht lästern, aber mein Herz bricht mir, wenn ich denke, daß all die großen Hoffnungen auf den Aufschwung unseres Volkes, auf seine Sammlung im heiligen Land der Väter, — alles, alles sollte vergeblich sein und zu nichte werden, alles, alles durch dieses grimme Ungeheuer! Es will mir oft vorkommen: entweder werden wir alle wahnsinnig oder wir werden selig, selig! entweder gehen wir alle miteinander zu Grund oder es kommt eine große Erlösung! Hat je unser armes vielgeplagtes Volk mehr gebetet um sein Leben und seine Zukunft als heutzutage und in diesen gegenwärtigen Zeiten gerade? Hat es je mehr seinen



15. Seite 443.

Rahel war auf's Tiefste ergriffen. Brief um Brief steigerte ihr Bangen und ihre Sorge, aber auch ihre Sehnsucht und ihre Bitte.



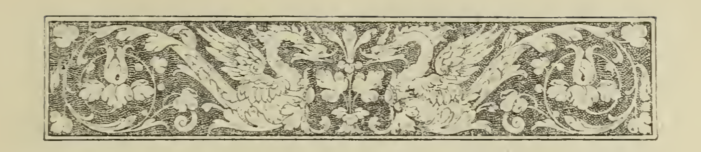
Messias auf den Knieen gesucht, in der Demut und im Bangen erbetet, als jetzt gerade? Hat es je so gefleht, daß er kommen möge, woher er auch komme, und daß er erscheine, wer und wie er auch sei?! — Es wäre schrecklich, in die Hände dieses Menschen zu fallen! Aber welch eine Erlösung wäre es jetzt, die Hilfe des Messias zu schauen!" —

Rahel war aufs tiefste ergriffen. Brief um Brief steigerte ihr Bangen und ihre Sorge, aber auch ihre Sehnsucht und ihre Bitte. Heute wurde sie nicht mehr fertig mit ihren eigenen Gedanken, sie schlug die Propheten auf und traf gerade das Wort des Propheten Habakuk, der da spricht: ‚Die Weissagung wird ja noch erfüllet werden zu seiner Zeit und wird endlich frei an den Tag kommen und nicht ausbleiben; ob sie aber verzieht, so harre ihrer; sie wird gewißlich kommen und nicht verziehen. Siehe, wer halsstarrig ist, der wird keine Ruhe in seinem Herzen haben, der Gerechte aber wird seines Glaubens leben.'*)

*) Habakuk 2, 3 u. 4.







II. Kapitel.

Es gährt in den Tiefen.

Motto:
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei.
Schiller.

Es ist merkwürdig, wie oft großen politischen Begebenheiten auch große religiöse Bewegungen zur Seite gehen, vorausgehen oder nachfolgen. Die politische Lebensanschauung vieler Menschen kennt das nicht oder sieht es nicht so an, und doch ist es so.

Die Wogen aufgeregten politischen Lebens schienen ja mit der Zeit des Weltregenten sich gelegt zu haben oder doch nun für immer legen zu wollen. Was in

aller Stille die Christen von Anfang an ihm gegenüber bewegte und erregte, das war längere Zeit ganz ohne Beachtung geblieben, als wäre es überhaupt nichts Beachtenswertes und hätte jedenfalls keinerlei Bedeutung für Welt und Zeit. Und doch war schon ein bis zwei Jahre her auch der allgemeine Weltbarometer auf Sturm und Gewitter gestanden. Für Einsichtigere hätte es klar sein können, daß, was zunächst über die Christen hereinbrach, doch nur ein einzelnes Zeichen von dem sei, was überhaupt auch auf politischem Gebiet noch kommen werde. Denn es bereitete sich wirklich etwas auf dem politischen Gebiete vor, was wohl auf der Oberfläche des Lebens nicht gerade klar zu schauen, aber doch wirklich schon vorhanden war: — in den Tiefen gährte es!

Die Monarchisten aller Länder waren unzufrieden mit den Verhältnissen und wurden nur immer unzufriedener. Zwar hatten viele auch allmählich ihren Frieden gemacht mit den neuen Verhältnissen, fortgerissen von dem Strom einer allgemeinen Zeitbewegung, angesteckt von dem trunkenen Wesen der begeisterten Menge; aber das war doch nur ein Teil. Unter den alten Adelsgeschlechtern, unter den stolzesten Führern der Armeen und bei dem feineren höheren Beamtentum gab es hin und her in allen Ländern viele, welchen der ganze Geist der politischen Welt jener Zeit nicht recht behagte. Der Weltregent war ihnen zu klein und zu groß zugleich, zu klein als ein Emporkömmling und

zu groß mit seinem cäsarischen Wesen. Sie gedachten der alten vergangenen Zeiten.

Die Adelsgeschlechter erinnerten sich der Herrlichkeit vergangener Glanzperioden, der glänzenden Feste der Höfe, bei welchen sie die Erstberechtigten waren, überhaupt der bevorzugten Stellung früherer Zeiten, welche jetzt so ganz und gar zur Vergangenheit gehörte. Die fast vollständige Mißachtung dieser alten stolzen Geschlechter in der allrepublikanischen Weltzeit blieb von diesen unverschmerzt und unverwunden.

Die Offiziere der Armeen standen vielfach noch wie früher in ihren Stellungen, aber je selbständiger in ihrem Charakter, um so gewisser beargwöhnt, je begeisterter von dem Ruhme alter Heldenzeiten, um so eifersüchtiger darauf angesehen, ob ihr Streben nicht einen andern Weg suche, etwa irgend einen gewaltsamen Ausweg aus dem Bann pflichtmäßiger, stummer Ergebenheit für den Weltregenten. Der militärische Gehorsam half wohl mit, sich ihrer ruhigen Haltung zu versichern, aber so ganz konnte der Weltregent, dieser Emporkömmling, den alten Haudegen doch nicht trauen, ihnen, den Anhängern der alten königlichen Geschlechter, ihnen, den furchtlosen und treuen Hütern der Waffenehre und des Ruhmes der angestammten Fürstenhäuser.

Auch das höhere Beamtentum, eine Aristokratie ganz eigener Art, und deren bald schwächeres, bald stärkeres Ebenbild, — auch sie war vielfach nicht eigent-

lich zu versöhnen mit den neuen Verhältnissen. Die Anlehnung an Thron und Königtum, die Belehnung mit Ehren und Würden unter dessen Glanz und Hoheit, blieb ja nur noch eine Erinnerung. Ihnen wollte die Trivialisierung aller Verhältnisse und die Gleichmachung aller Menschen vor einerlei Gesetz und in einerlei Lebensstellung, obwohl ja mit ein Ideal des wahren Beamtentums selber, doch vielfach nicht recht behagen, weil jetzt auch so ganz auf sie selber angewendet.

Anbahnungen zu solchem Mißbehagen dieser maßgebenden Kreise waren ja schon lange vorher da gewesen. Aber die unruhigen Zeiten der vergangenen Jahrzehnte hatten die völlige Veränderung der Verhältnisse doch nicht so ganz zum Bewußtsein kommen lassen. Jetzt aber, als die Welt im Frieden dalag, als jedenfalls ein Endpunkt in der Völkergeschichte erreicht schien, als die neue Aera des Weltregenten in feierlicher Proklamation eingeleitet, in allem Ernst zur Wahrheit gemacht, in ihren unerbittlichen Konsequenzen durchgebildet war, — als eine gewisse, freilich nur eine gewisse, oder vielmehr eine sehr ungewisse Ruhe eingetreten war, als der Einzelne Zeit hatte, sich auf sich selbst zu besinnen, Soll und Haben, Gewinn und Verlust des eigenen Lebenskontos und Familienglücks wirklich zu überschlagen, da war viel Rückerinnern und Vergleichen, viel Kränkungsgefühl und Zurücksetzungsgroll in den Herzen stolzer Männer und eigenen Werts sich bewußter Charaktere.

Aus war es mit dem ersten Aufschwung, die neue Zeit als eine große Zeit anzusehen, aus mit den wenigen Funken der Begeisterung dafür! Die mächtige Schranke eines einzigen allmächtigen Willens, welcher keinem andern starken Willen mehr Großes und Schönes zu erstreben übrig lassen wollte, fühlte man als Fessel und als Kette trotz alles Freiheitsgeschreies. Dieser einzige mächtige Mann war nicht nur die ‚Verkörperung' eines einheitlichen Staatsgedankens für alle Welt. sondern er wollte ja auch der Geist, die Seele des Ganzen sein! Es blieb andern starken Geistern schließlich nur noch die Freiheit, die Atome zu sein in der ganzen unendlichen Materie, die wirbelnden Stäubchen im großen Weltall. Der Allwille eines Einzigen ist Gewaltwille, selbst wenn er hoch und heilig schwören würde, die ganze Welt beglücken zu wollen. Ja, ja! aus dem Erkorenen aller Nationen, dem Republikenpräsidenten, war der Tyrannos der großen Welt-respublica geworden, und nicht mehr ein Kaiser etwa, nein! ein Cäsar voll Selbstherrlichkeit und voll Willkür, trotz des Scheins der Volkswahl, ja der Völkerwahl! —

Und er selbst, der Weltregent, — er ahnte es wohl! Er hatte einen klaren Blick, wenn auch ein finsteres Auge. Wenn sich schon Feigheit mit Frechheit, Erschrockenheit mit Entschlossenheit bei ihm paarten, so war er doch vielleicht eben deswegen vorsichtig wie voraussehend, tückisch wie scharfblickend genug, sich alle diese

Gefahren seines Weltregiments zu vergegenwärtigen. So klug, so selten klug war er zwar gewesen, daß er sich längst sagte, wenn er nur allein die Religionsmächte und den Geist des Christentums in Bann schlüge, so hätte er jene andern Mächte alle miteinander nicht mehr zu fürchten, weil nichts von Allem in der Welt soviel Geist und Leben, soviel Lebenskraft und Zähigkeit hat, als Religion und Christentum besonders, so verachtet dasselbe vielfach auch ist. Merkwürdig! Kunst und Wissenschaft für sich selber fürchtete er nicht, obwohl sie gerade so besonders stolz auf ihre Größe, so besonders eifersüchtig auf ihre Freiheit waren. Ihnen brauchte er nur zu schmeicheln, so waren sie gewonnen und wurden seine falschen Propheten, welche ihm wieder schmeichelten und, selber berückt, die Welt berückten, die große Menge, welche auf Phrasen hörte, bethörten, daß sie ihm anhange. Eigentlich zu fürchten hatte er nur Christentum und Religion, sonst nichts in der Welt! Aber jemehr ihm nun Kampf erwuchs mit dem Christentum, und sogar mit dem Religionsgeist des alten Judentums, umsomehr wurden ihm jetzt doch auch die stolzen Gewalten des Adelsgeistes, der kriegerischen Heldengröße und der Beamtenaristokratie eine Sorge und ein Anliegen.

Und doch war hingegen gar nichts zu machen. Ja, hin und her eine Versetzung, eine unangenehme überraschende Verschiebung, oder bald eine Vernachlässigung, bald wieder eine Bevorzugung einer und derselben Gruppe,

einer und derselben Person, um sie so alle recht in die Hände zu bekommen und unter seine Gewalt zu bringen. Aber sichere Griffe und gewisse Schritte ließen sich auf diesem Gebiet nicht wohl thun. Gerade der proklamierte Geist der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ließ es nicht zu, hierin zu weit zu gehen. Denn es handelte sich hier nicht um solche in klarster Abscheidung herauszufassende Widersacher, wie bei den Christen, sondern es galt hier, noch abzuwarten, im Auge zu behalten und — seinerseits die geheimsten Gedanken zu verschließen. Und wem wäre das je besser gelungen als ihm?!

Aber die Gefahr war da und sie blieb! Ja es gährte in der Tiefe. —

Das war eigentlich der einzige Grund, die großen Heere nicht alle aufzulösen, die Militärmacht nicht heimzuschicken, um sie den Werken des Friedens wiederzugeben, — wie es sich doch gemäß den Proklamationen von Weltfrieden und erreichtem Völkerideal gehört hätte. Aber die militärische Macht, dieses stolzeste Überbleibsel vergangener Zeiten, diese glänzendste Erinnerung königlicher Heldenthaten, diese festeste Schutzwehr der öffentlichen Ordnung, die Militärmacht ließ er fortbestehen, — ob etwas verkleinert oder nicht, kommt für die Sache selber nicht in Betracht. Die militärische Disziplin war gerade recht, um ein fügsames Werkzeug auch für alle seine Pläne, auf alle Notfälle oder für ein zeitweiliges Mißgeschick, sicher zur Hand zu haben. Und je und je

experimentierte er gern mit diesem „allerschönsten und größten Spielzeug für einen stolzen Tyrannengeist“, wie ein bitterer Spötter des Weltregenten sich einmal höhnisch ausdrückte. Man schob denn hin und her, man versammelte zu Heerschauen und probierte die Verläßlichkeit, man hatte so seine Pläne und Gedanken für das Wenn und Aber einer etwaigen Gefahr oder einer ungewissen Zukunft, aber man schwieg. Man lästerte wohl einmal in vertrauten Kreisen die „himmlischen Gewalten“ und trotzte des Geschickes Mächten, aber man schwieg.

Unter den Massen der Menschen war dann wohl ein Fragen: wozu das alles, da doch Friede sei und zwar allgemeiner Weltfriede? Aber man verstand und erklärte es einander auch unzweideutig, daß Heerschau und Disziplinprobe jederzeit noch wichtig bleiben, auch das glänzendste Schauspiel abgeben, Zehntausenden zum Genuß. Denn die Welt kennt doch kein glänzenderes Schauspiel, (wenn es sich einmal um Menschenglanz, um Ruhm und Ehre handelt,) als eine große militärische Heerschau es ist; wenigstens ein rechtes Männerauge kannte keines sonst in jener ganzen Weltzeit. Ob wohl irgend jemand ahnte, daß in Wahrheit nur das klopfende Herz, das vor drohender, obwohl noch ganz ungewisser Gefahr dennoch pochende Herz, der eigentliche Ausgangspunkt für all diese Unruhe militärischer Bewegungen war?

Solche begannen nur allmählich, sie kamen aber

immer häufiger und sie steigerten sich immer mehr. Er zog so ganze Völkerheere zusammen, seine Macht zu zeigen, und den Bann seines Wesens auf alle Völker und alle Nationen zu legen, — und er gedachte es noch oft zu thun. Ob er wohl selber ahnte, daß nun bald, bald ein Tag kommen werde, wo er dann nicht nur Heerschau hielt, sondern wirklich einem Mächtigeren sich gegenüber befand, der sagen könnte: ‚Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden' —?! Aber es hätte in der That so scheinen können, als wollte er sich selbst darauf rüsten!

Ob dieses Völkerheer wohl auch eine legio fulminatrix hatte? — Dieses antichristliche Völkerheer ja keinesfalls! Aber gar allerlei Leute waren darunter, das ist wahr. Die Militärpflicht zwang ja auch die Christen hinein; ja in aller Stille konnten sie sich auch mitten in seinen Heeren sagen: ‚Unser ist Legion!' Und wie viele der gegen Christen Mitleidigen und Barmherzigen vollends waren mit dabei! Er konnte sich mit allem Willen hier seine Freunde und seine Feinde nicht auseinanderlesen. Das war die Sache dessen, der allein in die Herzen sieht und sich das in seinem ganzen Reich und selbst mitten in jenem stolzesten Weltreich, sogar in den Heeren des Antichrists, aufgespart hat auf seinen großen Tag. Ebenso waren der Natur der Sache nach auch seine Widersacher auf politischem Gebiet mit dabei, also auch hier — ‚gährte es in den Tiefen!'





III. Kapitel.

Ein Blick in die Weinstube.

Motto:
Betreten hast du schon die gute Bahn;
Nun, edles Männerherz, schreit' frisch voran!

Wie mag es wohl in dieser Zeit unseren drei Freunden Franz, Eugen und Karl ergangen sein? Ob sie wohl militärfrei waren, wie man in früheren Zeiten in den meisten Staaten sich ausgedrückt hätte? Nun, Franz war es wohl jedenfalls. Er, der Samtrock, war ja doch wohl viel zu dick dazu, mindestens viel zu klein, ganz kolossal klein für solchen Zweck. Und Eugen wieder war zwar nicht zu groß,

aber zu schlank und schwank gewachsen, um einen Ritter ohne Furcht und Tadel abzugeben. Der schwarze Schnurrbart aber, der dritte im Kleeblatt, — nun das war ja Herr Karl Francois, und von dem reden wir im Ernst. Denn er war eigentlich abgeblättert vom Kleeblatt. Allen Ernstes! er war in dieser Zeit doch besser ausgereift. Wohl kam er auch noch je und je mit ihnen zusammen, aber er war doch eigentlich anderen Sinnes geworden. Wir kennen ihn ja schon näher aus dem Gespräch mit Herrn Simon, als er dessen Verwandten beraten sollte. Jawohl! die ernste Zeit hatte ihre Wirkung an ihm gethan, wie denn doch an vielen.

Aber sieh dort! Eben kam Eugen, der Schlanke, Schwanke, um die Straßenecke und trat von außen an die Fenster der Weinstube. Er lehnte sich nach vorn über, beugte sich dann noch weiter vor und drückte das Gesicht ganz nahe an die kleinen runden Scheiben, um von außen her einen Blick in die Weinstube zu werfen. Er drehte dabei verschiedentlich den Kopf nach rechts und links, um dem Strahl des Lichts die Möglichkeit zu geben, ihm den Blick in die Weinstube zu erschließen; endlich gelang es ihm auch, durch die dicken, gekörnten, farbigen oder grüngelben Rundscheibchen eine Gestalt drinnen zu erkennen; er klopfte ein wenig an das Fenster, da trat die Gestalt näher, es zog ein breites Lächeln über das Gesicht da drinnen und es rief einer: „Bin schon da, Eugen!“ Nun ja, 11 Uhr vormittags

war auch schon gehörig vorüber; der pünktliche Herr da drinnen aber war — klein und dick, also kennen wir ihn schon. Eugen trat befriedigt ein, und bald kam auch Herr Karl Francois.

„Auch einmal wieder?“ riefen beide ihm entgegen, schon während er noch ablegte und ehe er sich noch zu ihnen gesellt hatte.

Man begrüßte einander.

„Warum hast Du denn durch die Scheiben gelauert, Eugen? Das ist doch sonst nicht Mode! und Du brauchst doch nicht zu thun, als wärest Du der Schüchterne und der Fremde hier!“

„Ach ja, Franz, das war auch gar nicht meine Absicht; sondern — ich sage es offen: ich wollte vorher sehen, ob Herr Simon da sei. In diesem Fall würde ich nicht hereingekommen sein, um keinen Preis.“

„Auch nicht um den Preis meiner Freundschaft und meiner Anwesenheit? Das wäre doch großartig! Das wäre kolossal unverschämt, Eugen!“

„Franz, ich versichere Dich, — um keinen Preis!“

„Nun, was ist denn wieder los, Du Hitzkopf?“

„Ja, es hat mir vorhin jemand, der mir begegnete, ganz zufällig gesagt, Herr Simon sei soeben auch vorübergegangen, und da meinte ich, ob er wohl etwa hier hereingekommen sei. Wenn er da gewesen wäre, — Franz! trotz Deiner angenehmen Gesellschaft, ich wäre nicht hereingekommen, nimmermehr!“

„Warum denn aber?“

„Den kann ich nicht mehr leiden. Der ist s o streng! der wird ganz anders, ganz fanatisch, sage ich Euch.“

Karl Francois schaute auf: „Was heißt das?“

Franz und Eugen schauten zu Karl herüber, dann sahen sie einander an und beide sagten: „Du nimmst gewiß für ihn Partei!“

„Er ist ein trefflicher Mann, ein gediegener Mensch.“

„Aber er wird mir immer bedenklicher,“ sagte Eugen wieder, — „so fanatisch, sage ich Euch! nein, s o fanatisch!“

„Na, Eugen,“ sagte Franz, — „unser Freund Karl da wird auch ein rarer Vogel; hätte ich ihn heute nicht ausdrücklich eingeladen, auch einmal wieder hieher zu kommen, er säße wohl jetzt sicher nicht da.“

„Mag sein,“ lächelte Karl Francois, „ich habe viel zu thun, — und . . .“

„Was: und?“

„Und, liebe Freunde, man wird mit der Zeit auch ernster.“

„Ach was!“ ärgerte sich Eugen ganz gehörig. „Alles wird langweilig, alles! nur wir zwei sind noch die alten lustigen Brüder! Du Karl, fängst auch an!“

Karl sah die beiden alten Freunde mit seinen schönen schwarzen Augen freundlich-ernst an und sagte: „Hört Ihr! das g e h t auch nicht anders; das geht bei Euch a u c h nicht so fort!“

„Auch noch gar!“ warf Eugen ein. „Verderbe mir meine gute Laune nicht! Dem Simon wollte ich aus dem Weg gehen, jetzt kommst Du mir so auf den Hals! Es ist einfach heillos. Alles ist aufgeregt, alles verbittert und entzweit sich, die besten Freunde verstehen einander nicht mehr und geben einander den Abschied! Das sind doch heillose Zustände!“

Karl lächelte. „Daß wir heillose Zustände haben, ist meine Meinung auch. Nur finde ich sie in etwas anderem als darin, daß unsereiner ernster wird. Ihr könnt auch nicht so fortmachen, Ihr beiden, — sonst wird es gefährlich!“

„Was der Tausend! Das ist ja kolossal! das ist ja ganz großartig, was der für Behauptungen aufstellt!“

„Es ist so!“ betonte Karl Francois, „es kann jetzt bald blutiger Ernst werden!“

„Unsinn, kolossaler Unsinn!“

„Hört Ihr,“ sagte Karl Francois, „mit Euch zweien kann man kein gescheites Wort reden; Ihr seid und bleibt einmal oberflächliche Leute. Da bleibt einem das Wort in der Kehle stecken, so oft man nur davon anfangen will,“ sagte Karl ernst und ärgerlich zugleich. Es war die einzige Art und Weise, die er nach den bisherigen Zusammenhängen der Freundschaft fertig brachte, um den beiden alten Freunden auch einmal offen und treu ans Herz zu reden.

Der kleine dicke Samtrock wiegte nickend und

knickend das Haupt langsam hin und her, er drehte zugleich phlegmatisch-beweglich die Faust neben dem Weinglas hin und her und sagte, — noch immer geneigten Hauptes, — wichtig thuend und gravitätisch, langsam und nur halblaut: „Höre Karl! — das ist eigentlich — von Dir — eine ganz — kolossale, — eine ganz großartige — Unverschämtheit! Wie kommst Du nur dazu, — uns so etwas — in's Gesicht zu sagen?!“

„Wie ich dazu komme?“ sagte Karl Francois höchst ruhig und vergnüglich, — „weil es meine Überzeugung ist und weil es hochnötig ist, daß man Euch das sagt!“

Die Pendelschwingungen des kleinen dicken Kopfes wurden immer bedenklicher und ganz unregelmäßig.

„So etwas — ist mir — noch nie vorgekommen!“ sagte er mit dem größten Nachdruck, den er fertig brachte.

Eugen fand die Wendung, welche das Gespräch nehmen wollte, sowohl der Form als der Sache nach seinerseits höchst unangenehm und ungemütlich; aber weil er sich sagte, daß er selber sie eigentlich verschuldet habe, so hielt er sich jetzt auch für verpflichtet, nach Möglichkeit wieder abzulenken und, wenn es irgend anging, ein ganz neues Gesprächsthema aufzubringen. Er war jedoch nicht besonders glücklich darin.

„Hört Ihr,“ sagte er, „habt Ihr es auch schon

gehört, daß die Kerls neuerdings ganz im Ernst behaupten wollen, die Welt gehe bald unter?"

„Wer sagt das? — kolossaler Unsinn! großartiger Schwindel!" rief der Samtrock mit der ganzen Meisterschaft seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit.

„Wer behauptet es denn?" sagte Karl Francois kurz.

„Ist mir alles eins," antwortete Eugen, „aber ein Unsinn ist es jedenfalls! Unwissenschaftlicher Blödsinn, weiter nichts!"

„Und jetzt gar," sagte Franz, „wo wir auf der Höhe sind! Das könnte man brauchen! mit der glänzendsten Partie der Weltgeschichte, mit dem großartigsten Fortschritt, mit dem schönsten Völkerfrieden, — jetzt soll es aufhören! — Kolossaler Unsinn, großartiger Schwindel!"

„Hört einmal, Ihr beiden," sagte jetzt Karl Francois, „wenn es aber einmal aus sein soll, wird man Euch zwei Herren jedenfalls nicht vorher fragen, ob es genehm sei."

„Wird auch gar nicht verlangt!" lachte Eugen.

„Da könnte man eher sagen," fügte Franz hinzu, „jetzt habe die Welt einen neuen Anfang genommen. Was die Kerle nicht alles schwatzen, diese unwissenschaftlichen Dummköpfe!"

„Wer sind denn die Kerle, Du kleiner, dicker .... Kopf?" lächelte Francois.

„Ist mir alles eins! gesagt wird es!" war die geistreiche Antwort.

„Nun, mit Deiner Wissenschaftlichkeit scheint es aber auch nicht besser zu stehen," spottete Karl Francois.

„Wer kann das sagen?" frug der Samtrock beleidigt.

„Ich sage es!" gab Francois zurück.

„Kannst Du das beweisen?"

„Denke an den Enke'schen Kometen," sagte Francois kurz.

„Was ist das?" frug Franz verblüfft und geniert.

„Das ist ein großes Tier; wenn Du nachts heimtaumelst, umschwärmt es Dich und zieht Dich in seinem Netz zu Boden, daß Du zappelst wie ein nasser Tintenfisch am Ufer."

„Mach keinen Unsinn! Sag mir, was das ist, der Lenkische Komete?"

„Der ‚Enke'sche Komet' — sagt man," half ihm Eugen schnell zurecht.

„Also!" rief der gelehrte Samtrock, rot werdend, zu Karl Francois hinüber.

„Nun, ich verlasse mich darauf," spottete Karl Francois, „daß Dein wissenschaftlicher Kopf die Antwort seitdem selber gefunden hat."

„Ich weiß nichts davon," gestand Franz gutmütig ein. „Sag' es doch endlich, mach' vorwärts!"

„Je nun," sagte jetzt Karl Francois, „ich wollte damit nur sagen, daß es jedenfalls kein barer Unsinn

ist, wenn jemand sagt, die Welt gehe einmal unter. Man soll nur an den Enke'schen Kometen denken."

„Wie ist denn das?" frug Franz.

Jetzt half Eugen nach und ehe Karl Francois einsetzen konnte, nahm er das Wort und erklärte es dem schwachen Bruder, zugleich um vor Karl Francois nicht mitbeschämt zu sein. Er sagte:

„Nun, weißt Du, der Enke'sche Komet, der kommt immer wieder von Zeit zu Zeit, und die Gelehrten haben es herausgebracht, daß seine Umlaufszeit immer kürzer wird, — oder wie ist es damit, Karl?" frug er weiter.

Karl Francois ergänzte: „Nun ja! manche Gelehrte erklären es so: Der Widerstand des Äthers im Weltenraum bewirke, daß seine Geschwindigkeit allmählich eine kleinere werde, und dadurch werde die Anziehungskraft der Sonne auf ihn um soviel größer, also sein Umlauf um die Sonne wieder entsprechend kleiner und kürzer. Wenn aber das so fortgeht, so kann und wird er also einstmals in die Sonne stürzen und dann passiert allerlei, Kleiner, was Dir nicht lieb ist. Siehst Du, das ist die Geschichte von dem Enke'schen Kometen."

Karl Francois hätte dieses Thema gern viel ernster behandelt, er hatte Vorliebe für dergleichen Fragen und Kenntnisse. Aber hier an diesem Tisch, in diesem Kreis oder vielmehr in diesem engen Dreieck ließ sich ja doch nicht viel machen. Darum belustigte es ihn nur, dem kleinen dicken Samtrock eins damit aufzubrennen. Der=

selbe schaute auch darnach aus. Er sah Karl Francois an, wie ein Ochse das Scheunenthor, wenn er auf einmal ganz nahe davor steht. Sein Auge gab nicht den Eindruck, daß er weiter in die astronomischen Tiefen eingedrungen sei, aber er gab sich zufrieden und sagte: „Hm!“ Im übrigen wußte er nicht viel mit der Sache anzufangen und es schien ihm auch ein wenig schwindelig geworden zu sein in diesen astronomischen Höhen, — so sah er wenigstens aus; er hatte den Faden des Gesprächs völlig verloren und wußte im Augenblick weder Ausgangspunkt noch Zielpunkt dieser Unterhaltung.

Eugen half wieder zurecht und sagte zu Karl Francois:

„Nun, Karl, das kann aber noch eine gute Weile dauern, bis der Enke'sche in die Sonne stürzt. Da braucht man noch lange nicht mit dem Weltuntergang zu drohen.“

„Das habe ich auch nicht gethan, sondern vielmehr Du! Aber wenn man einmal von dergleichen redet, so kann ich es nicht leiden, daß man einen Spaß daraus macht und immer nur Leute verspottet, welche ernste Gedanken haben. Darum habe ich es unserem Kleinen da ein wenig heimgegeben und ihm Gelegenheit verschafft, den Glanz seiner wissenschaftlichen Kenntnisse leuchten zu lassen, und es war ja ganz prächtig, was er alles wußte von dem ‚Lenkischen Komete‘; — hm?“ spaßte er noch einmal.

Der Samtrock schaute etwas leidend drein und schwieg die Schmach hinunter.

Jetzt begann Karl Francois wieder: „Seht, Leute! es sind in den letzten Jahren schon allerlei Dinge geschehen, die Staunen erweckt haben und ernste Leute schon auf den Gedanken bringen konnten, es möchte bald etwas Besonderes kommen. Aber es ist ganz erstaunlich, was für ein kurzes Gedächtnis für ernsthafte Dinge wir kurzlebenden und schnell-lebenden Menschen haben, — wirklich ganz erstaunlich. Ich bin es auch fest überzeugt: Sonne und Mond können den Schein verlieren, Sterne können vom Himmel fallen, — und nach ein paar Monaten spricht man schon wieder von etwas anderem! Wer blind sein will, ist blind, wer taub sein will, bleibt taub; da hilft alles nichts!"

„Nun, halt uns nur keine Predigt, Karl!"

„Nein, das habe ich nicht im Sinn, Eugen. Es würde bei Euch zwei Leutchen auch nichts helfen, aber das sage ich Euch noch einmal: mit Euch beiden kann man über ernste Dinge gar kein vernünftiges Wort reden!" — und er höhnte sie: „Ihr seid Leute, wie die Igel! Ihr trollt eben weiter in Eurer Ackerfurche, und wenn Euch etwas anbellt, wisset Ihr gar nichts zu machen, als daß Ihr stehen bleibt und Euch rund wickelt und die Stacheln hinausstreckt. Weiter wisset Ihr dann nichts von den Dingen in der Welt draußen. Es ist eine Schande! Schimpfen über die Christen, — das

ist noch alles, dann aber ist es aus bei Euch. Das heiße ich ein gedankenloses Leben! Es sind nun einmal ernste Zeiten, da hilft das Maulaufreißen und Phrasenmachen nichts. Das behagt mir nimmer, das sage ich Euch ganz offen."

Und wirklich! Diesmal hatte er es getroffen! Der Samtrock war still und duckte sich zusammen, als wäre er es geheißen, die Form eines Igels gehorsamst anzunehmen. Auch der schlanke, schwanke Eugen wurde still und duckte zusammen, wenn er es auch allerdings zur Rundung eines Igels nicht brachte.

„Hört einmal, Ihr beiden!" fing Karl wieder an, „so könnt Ihr ernstlich nicht fortmachen. Mir ist schon lange ein anderer Sinn gekommen. Mir kommt es immer so vor, die Dinge in der Welt zeigen ein anderes Gesicht, als wir es früher gemeint haben. Es kracht in allen Fugen! Die Welt hat keinen sicheren Bestand mehr. Was kommt, — ich weiß es ja nicht; aber so bleibt es nicht! Es ist eine Unruhe, eine unheimliche Unruhe. Weiß Gott, der Weltregent traut der Sache selber nimmer. Er wird aber eben auch ein Tyrann! Er schreckt die einen und kränkt die andern; offenbar traut er selber seinem Regiment nicht mehr. Angefangen hat er als Volkserwählter und jetzt wächst er zum Völkertyrann aus, — das ist mir eine sonderbare Sache. Was ist es dann mit all dem Freiheitsgeschrei? — Ihr wißt, ich war auch seiner Zeit voll Begeisterung,

aber mir vergeht sie; — so ist es nimmer schön in der Welt. Früher hat es einmal geheißen: ‚Völkerhirte.‘ Ja, Völkerhirte, ha! ha! Da sind wir weit weg davon! Idyllische Zustände haben wir wahrlich nicht!“

Die beiden schwiegen jetzt auf einmal ganz schön still und hörten zu.

„Und dann das, wie es über die Christen hergeht! Das gefällt mir eben auch ganz und gar nicht. Ich sage Euch, da kommen vor Gericht Dinge vor, — es ist haarsträubend! Wenn man da noch Freude an seinem Juristenberuf haben sollte, wie es gegenwärtig hergeht, — da müßte man eine Schergenseele sein, ein elender, erbärmlicher Mensch.“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Jetzt sagte er leise:

„Ich kann Euch sagen: wenn diese Leute, die Christen, glauben: ‚uns ist nimmer zu helfen, als daß unser Heiland wiederkommt, dreinfährt und großartig hilft,‘ — es ist ja das ein sonderbarer Gedanke, aber begreifen kann ich es, und wenn ich Christ wäre, ginge es mir auch so; — das wäre mir die einzige, die ganz einzige Hoffnung. Denn es ist wirklich so! — auf Erden finden sie keinen Trost, keinen Beistand, absolut keine Hilfe mehr, — absolut nicht, — diese armen, geplagten Leute! — — Und das ist auch kein Segen für die Welt. Es sind ja zum Teil kuriose Leute, aber es sind doch brave

Leute, gerechte Menschen, fromme Leute; und es ist eine Gemeinheit, da nur so leichthin von Heuchlern und Scheinheiligen zu reden. Im Gegenteil: wie diese Leute sich vor Gericht benehmen, mit welchem Ernst, mit welcher Wahrheitsliebe, mit welchem Respekt vor der Heiligkeit des Eides und auch der Obrigkeit, — ja! da soll man andere Fälle dagegen halten, das ist ein Unterschied! Ich habe den größten Respekt vor ihnen bekommen, den größten Respekt, das sage ich ganz offen. — Und das kann nicht gut sein, daß man diese Leute so behandelt! Das muß sich rächen, wenn noch ein gerechter Gott im Himmel ist. So ist es noch nie hergegangen in der Welt, so raffiniert, gerade weil immer so unter dem Schein der Kultur und der Gerechtigkeit! Teufelmäßig werden diese Leute gekränkt, geplagt und gedrückt. Wo sollen sie sich denn um Gottes willen noch hinwenden? Wenn ich Gott wäre, ich ließe Feuer vom Himmel fallen! ich ließe alles brennen, ich schleuderte den ersten Blitz auf den Weltregenten und gleich zehn andere auf alle seine Schergen, Schmeichler und Helfershelfer! Mir dürfte keiner hinaus!" — Er ballte die Faust. Seine schwarzen Augen sprühten. Er schien fast zu zittern. Dann wurde er wieder ruhiger und fuhr fort:

„Da ist es mir doch eigentlich ein viel vernünftigerer Gedanke, und es ist, wenn man es auch nicht selber glaubt, ein wirklich schöner, ein versöhnender, ein idealer Glaube, — (diese Sachen muß man sich doch auch zu-

recht zu legen wissen!) — ich sage, es ist ein schöner, ein wirklich schöner, versöhnender, idealer Gedanke, wenn die Christen glauben: in diese Teufelswelt kommt ihr Heiland wieder herein und macht der Sache da unten ein Ende, und wird wieder Heiland der Welt, aber in der Herrlichkeit wie ein König, (so sagen sie ausdrücklich,) — und wird Völkerhirte! Hört Ihr es? Völkerhirte im Frieden! im wahren Frieden aller Völker und aller Menschen unter einander! und die Tyrannei und alle diese Quälerei ist aus und all diese Feindseligkeit und Ungerechtigkeit muß zum Teufel, zum Teufel mit samt dem Weltregenten, den sie den Antichristen nennen! — und das letztere ist erst noch auch ein ganz vernünftiger Gedanke, sage ich Euch! — Und dann, sagen sie, wird ‚eine Herde unter einem Hirten' sein und Friede und Freude bis in Ewigkeit!"

Die beiden waren ganz still. Der Samtrock stand auf und sagte: „Es ist längst zwölf Uhr, wir müssen fort!" und ehe Karl Francois sich's versah, verabschiedeten sich beide und trollten langsam und still mit einander die Straße entlang, ihm voraus.

Karl Francois aber war es ganz wohl, daß er sich einmal ausgesprochen hatte. Er ahnte übrigens das noch nicht, wie viel er sich selbst ins eigene Herz hineingesprochen hatte. Sich selber hatte er ‚gepredigt.' Ja, es hatte diesmal ganz anders gelautet, ganz anders ausgesehen da drinnen in der Weinstube!





IV. Kapitel.

Hungrig und durstig, ohne Kleider und obdachlos.

Motto:
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen...
Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung des Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besond're Schuld auf einmal zahlt!

Schiller.

Die Bedrängnis der Christen wurde immer größer. Ja, wer hätte das für möglich gehalten in der Zeit des allgemeinen Völkerfriedens, in dem seinerzeit so feierlich angekündigten „Zeitalter der Freiheit,'

der ‚vollkommenen Freiheit, wie sie noch nie gewesen‘ sei! Ach ja, die gesetzlichen Formen für alle möglichen Freiheiten bestanden ja, aber wer hinderte es, daß auch das Dekret des Weltregenten seinen ‚freien‘ Lauf nahm und sein Ziel verfolgte frei durch die ganze Welt hindurch, ‚frank und frei‘ in alle Lebensverhältnisse hinein.

‚Kein Mensch thue ihnen etwas zu leid,‘ hieß es immer und immer wieder bei den Verteidigern der neuen Aera. Aber der Haß, die Bedrängnis, die Verfolgung hatte doch ihren ungehemmten Lauf. Und es war so leicht, so sehr leicht, ihnen ein Leids zu thun, ohne ihnen ‚etwas gethan‘ zu haben! Man durfte ja an manchem Ort nur sagen: ‚Du bist auch einer von denen, ich sah Dich da und da,‘ so war es geschehen. Wurde der Betreffende dann nicht zum Verleugner, sagte er nicht mit Fluchen und sich Verschwören: ‚ich kenne diese Menschen nicht,‘ blieb er bei der Wahrheit, war er treu im Bekenntnis vor den Menschen, — so konnte es um ihn geschehen sein! Ein und das andre Mal etwa ließ man ihn ja laufen, aber ein drittes Mal traf es sich eben doch, daß es sich ausdrücklich um einen gesetzlichen Akt, um eine rechtsgiltige Unterschrift oder um irgend einen anderen Rechtsvorgang handelte, vielleicht auch nur um die Vorbereitung hiezu, — und dann war er wieder der Rechtlose! Wie oft war das schon ganz genug, um einen tüchtigen Mann in jeder Beziehung zu hemmen, eine ganze Familie zu beunruhigen, die besten Leute in

Bedrängnis und Not zu bringen! Bei einfachen Leuten handelte es sich bald um Verdienst und Erwerb, bei Leuten der gebildeten Gesellschaft mindestens um gute Ruhe und gesellschaftliche Stellung, manchmal aber war auch bei ihnen mit einem Schlag das ganze Lebensglück vernichtet, eine ganze Familie brotlos gemacht.

Anfangs waren es nur wenigere gewesen, welche dieses Schicksal traf, und andere hatten doch noch helfen können; jetzt aber wurden es der Bedrängten immer mehr, und sie wußten einander oft kaum mehr zu helfen. Vielfach wurden auch die Barmherzigen und Mitleidigen, welche sich ja gottlob doch auch noch fanden, vorsichtiger, weil ängstlicher, um nicht auch in denselben Verdacht zu fallen und gleiches Schicksal erdulden zu müssen. Und so ward die Bedrängnis der Christen immer peinlicher, immer allgemeiner. Aber alles, alles das unter der gleißnerischen Maske der vollkommensten allgemeinen Freiheit, der vollkommensten Gesetzlichkeit staatlicherseits. Man ging ihnen ja nicht an den Leib, bei Leibe nicht! man ließ ja jeden gewähren, — nur das Gesetz sollte walten! —

Matthi, der arme Matthi! — Konnte es denn auch einen solch einfachen, schlichten Menschen treffen? er hatte ja nichts zu kaufen oder zu verkaufen, was irgend welchen öffentlichen Rechtsakt erheischte, er hatte keinerlei Rechtshandel zu schlichten, er nahm die Obrigkeit nirgends und niemalen in Anspruch. Was sollte

er also Gefahr laufen? Und doch! — der arme Matthi!

Der Spott, der Spott! Ja, Spott will oft harmlos sein, nichts weiter als Lustigkeit und Lebensfreude, nur Frohsinn und Witz, — aber auf Kosten eines andern, auf Kosten eines andern! Und selbst wenn nicht zum Schaden eines andern, — gieb acht, wie schnell damit ein Ehrabbruch geschieht! Und nun vollends in solchen Zeiten, unter solchen Bewegungen und bei solcher Erregung! Da war jeder Spott ein Pfeil, ein vergifteter Pfeil, eine tötliche Waffe, ein Mord des Nächsten!

Und wie ging es zu unter groben Leuten! wie ging es her unter rohen Menschen! Ging es einmal los, — wenn auch nur vor dem Arbeitsanfang oder in einer Vesperstunde, — so war eben die Hölle los! Matthi konnte ausweichen, scheinbar nicht hören, er konnte stille sein und an sich halten, er konnte sich zusammen nehmen und beten, er konnte vergeben und im Stillen segnen, nach jenem unvergleichlichen Rezept des großen Arztes der kranken Menschheit, — es half alles nichts, alles nichts! Kaum schien es einmal besser, so ging es bald schon wieder über ihn her, alles drang auf ihn ein. Schließlich wird das bedrängte Gemüt auch weicher, empfindlicher, verwundbarer. Er kämpfte innerlich, aber er hielt es nicht mehr aus. Kam er heim, so war es ja auch nicht anders. Vater und

Mutter waren immer ernst und freundlich mit ihm, der alte Matthi ehrte den Sohn geradezu und die Mutter liebte ihr Schmerzenskind, das sie einst unter dem Herzen getragen hatte. Sie schützten ihn auch, wenn er unter ihrem Dach war mittags und abends. Aber wer konnte den Blick wehren, das Achselzucken, die Herbheit und die Kälte der beiden Brüder? Und wie konnte er die Spötterei der eigenen älteren Schwester anhören! Oder was war es oft, wenn Vater und Mutter weg waren und der Brüder rauhe Art den armen Matthi böse mitnahm! Nirgends Ruhe und Frieden, nirgends auch nur soviel! selbst im Vaterhaus nicht! — es war zu viel.

Es war vielleicht eine Versuchungsstunde, wo er nicht mehr glauben konnte, daß Gott nicht über Vermögen versuchen lasse, oder war es auch ein richtiger innerer Trieb. Kurz — er ging einmal auf und davon! Es hatte lange in ihm gerungen, er trug es jetzt nicht länger so. Er nahm Abschied von Vater und Mutter, welche ihn segneten und mit Thränen, — die Mutter mit vielen, vielen Thränen, — begleiteten; rührenden Abschied nahm er von der jüngeren Schwester, der einzigen mitleidigen im Geschwisterkreis. Sie sahen ihm noch lange, lange nach, er drehte sich oft um, grüßte und schwenkte den Hut noch aus weiter Ferne, die Schwester winkte ihm mit dem Tuch und die Mutter brachte das Tuch fast nicht mehr von den Augen, —

jetzt war es das letzte, das allerletzte Mal, — die Straße bog ab und — er ward nicht mehr gesehen!

Weg war er nun, und es war ihnen, der Segen sei weggenommen aus ihrem Hause. Gottlob! das war nicht so, vielmehr der beiden Brüder und der älteren Schwester Spötterei hatten doch wenigstens ein Ende. Auf diesen dreien aber lag allerdings ein Bann, das spürte man wohl.

Matthi aber reiste ins Weite; — kaum nach einem bestimmten Plan, vorerst nur fort, nur immer weiter! „Nur weit fort!" war seine Meinung. Dann begann er da und dort nach Arbeit zu fragen und Verdienst zu suchen. Je und je fand er auch das Gewünschte, aber nirgends auf die Dauer. Und dann kam die Zeit der überall noch wachsenden Bedrängnis der Christen. So irrten jetzt ja viele umher, — ähnlich wie zu allen Zeiten etwa die Handwerksgesellen; und das sind ja gewiß auch oft bemitleidenswerte Menschen, durchaus nicht bloß lustige Leute, durchaus nicht immer lustige Gesellen. — Wie hätten aber gar jene wandernden Christen fröhlich sein können? Nein! hungrig und durstig, oft von allen Mitteln entblößt, oft ohne ordentliche Kleider und obdachlos, mußten sie schon froh daran sein, hier eine warme Speise oder ‚etwas Übriges', dort ‚etwas Abgelegtes' oder ein Obdach für eine Nacht zu bekommen. An vielen Thüren standen sie beschämt und bescheiden, an tausend Thüren wurden sie abgewiesen, bald mit kühlem Bedauern, bald



16. Seite 477.

Es war eine Tagelöhnersfamilie mit vielen Kindern, die Matthi aufnahm, scheinbar unbesehen, in Wirklichkeit aber auf den ersten Blick in sofortigem gegenseitigen Sichverstehen.



mit barscher Ungeduld, einmal nach kurzem, aber gedankenlosem Anhören, ein ander Mal mit zankender Ermahnung, zu arbeiten und nicht scheinheilig umherzulaufen. Die Menschen haben oft schwere Vorwürfe für andere, wenn sie sich die eigene Pflicht selber recht leicht machen; sie machen oft große Sprüche, wenn sie recht kleine Leistungen verweigern; sie werden Heuchler, wenn sie Schelme sind.

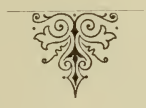
So ging auch unser armer Matthi umher. Je und je kam er auch an eine offene Thür. Das war dann nicht gerade ein Palast und nicht gerade ein großes Haus, sondern es war etwa eine Taglöhnersfamilie mit vielen Kindern, die ihn aufnahm, scheinbar unbesehen, in Wirklichkeit aber auf den ersten Blick in klarer Überzeugung und sofortigem gegenseitigem Sichverstehen. Da durfte er sich dann an den eigenen kinderreichen, aber sonst nicht reich besetzten Tisch setzen, so daß er mitaß und mittrank, und sie hatten Freude daran und fanden eine Ehre darin, daß sie einen solchen ‚Gast' am Tische hatten, den sie beherbergen konnten, — war es auch nur eine dünne Abendsuppe und ein Becher kalten Wassers, was sie ihm zu bieten hatten. Und wenn er dann sein ‚Vergelt's Gott!' sagte, so war es den Leuten ein wohlverstandener Klang und vollauf genug. In Matthis Gedanken aber lag die Macht jenes Wortes, der Segen jenes Mannes, der selber oft nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, der aber gesagt hat: ‚Wer einen Ge-

rechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt in eines Jüngers Namen, — wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben!“

Wer zählte die hundert Fälle, wo unser armer Matthi vor verschlossenen Thüren stand, ans Vaterhaus schmerzlich zurückdachte und der Mutter letzten lieben Gruß im Sinne hatte, selber jetzt aber weder ein freundliches Vaterwort noch eine liebende Mutterstimme hörte, für beides vielmehr das gerade Gegenteil! Oder wer zählte das Maß von Verschuldung durch Unterlassungssünden, wenn er, wie so viele der umherirrenden, mangelhaft gekleideten, obdachlosen, hungrigen und durstigen Christen, — kaum ein Wort zum Trost zu hören bekam, fast nichts als Abweisung erfuhr? Aber von dem ewigen Vaterauge Gottes war es alles wohl gesehen, und dem blieb es nicht verborgen, welcher jetzt bald, bald, als der König kommend, den Mitleidigen und Barmherzigen selbst es sagen wollte: ‚Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!‘

So zog er umher, unser armer Matthi. Wie lange so? das können wir jetzt nicht sagen. Wie viele Gotteswohlthaten er dennoch empfing, wie oft er auch getröstet wurde und sich still zu trösten wußte, wie er sich durchschlug und wie ihm durchgeholfen wurde, wie er litt

und sich plagte, — das lassen wir jetzt alles ruhen. Ist er doch nicht der Einzige gewesen, sondern nur einer von den vielen, vielen Tausenden; und kam ihm doch ein Tag, — herrlicher, glänzender, strahlender, als alle die trüben, dunklen, thränenreichen Tage dieses Pilgerlebens, — ein Tag, so groß und hehr, so majestätisch und wunderbar, der ‚Tag des Herrn‘, der ihn aller Not entrückte und ihm liebliches, wunderliebliches Wesen gab ‚zu seiner Rechten‘, so daß er dann so selig war und so herrlich wie dort auf der goldenen Brücke, als er dem sterbenden Vater, dem alten Matthi, hinüberrief und hinüberhalf in die ewigen Hütten, ans andere Ufer, hoch über den tosenden Fluten und den stürmischen Tiefen, durch die zuckenden Blitze der Gottesgerichte hindurch, hinein in den großen Frieden Gottes!







V. Kapitel.

Krank und gefangen.

Motto:
Der Kerker ist's, des Grabes Vorbild,
Dem Helden wie dem Feigling widerlich.
Göthe, Egmont.

Der Weggang Matthis hatte Leon mit tiefem Schmerz und vieler Sorge erfüllt. Es war nicht ohne sein Vorwissen geschehen, aber Leon redete nur deshalb nicht drein, weil ja doch kein Mensch dem andern die ganze Last abnehmen kann, welche der andere trägt. Mit Sorge aber dachte er doch auch daran, wie es Matthi wohl ergehen werde. Er hätte geduldiges Ausharren bis zuletzt doch für das Bessere gehalten.

Er jedenfalls wollte bleiben. Früher war das nicht seine Meinung gewesen; er hatte es ja vielmehr so im Sinn gehabt, daß, wenn Matthi gehe, er mit ihm gehen wolle. Aber des eigenen Bruders Kuno ganz veränderte Stellung zu ihm und zur Sache der Christen hatte ihn nun zu dem Entschluß bewogen, wenn irgend möglich, jetzt in dessen Nähe zu bleiben, um vor allem andern dem Bruder etwas zu sein. Um so treuer aber wollte er an den guten Matthi denken, welcher jetzt in der Ferne, — wer weiß, ob an bestimmtem Ort, oder vielleicht bald hier, bald dort, — unter fremden Leuten weilte. Und wo er eine Not sah, einem umherwandernden Christen begegnete, einem armen Verstoßenen solcher Art, — da war er doppelt eifrig darauf aus, sich desselben anzunehmen — ‚als in eines Jüngers Namen.‘

Eines Tages machte er mit einem solchen ihm persönlich völlig Fremden einige Gänge, um ihm Arbeit zu verschaffen. Sie waren nicht gleichen Handwerks, aber wenn auch, so hätte er ja keinesfalls bei Herrn Pilsen für denselben anfragen können. So trat er denn mit ihm in dieses oder jenes Haus, — der Natur der Sache nach auch in solche, und unleugbar besonders gern in solche Häuser, wo er wenigstens im allgemeinen einige Teilnahme für verstoßene Christen voraussetzen konnte.

Die Polizei war aber auch dabei, jede etwa uner=

laubte Handlungsweise sofort aufzuspüren und keinesfalls aufkommen zu lassen. In einem Haus hatten die beiden, Leon und der Fremde, sich länger aufgehalten. Eine Frage um Arbeit, — aber keine Bitte um eine Wohlthat, — ward angebracht und dringend vorgetragen worden, der Antwortende aber hatte, gerade weil er die Frage verneinend beantworten mußte, eine Wohlthat erweisen wollen und sie beide länger aufgehalten. Die Polizei machte sich herzu. Man frug nach den Ausweisen, es gab einige Kreuz- und Querfragen, ein barsches Wort und eine harte Rede des Polizeimanns. Der bedrängte Fremde war längst in Kummer und Sorge gewesen, und jetzt mehr in Aufregung, als vielleicht nötig gewesen wäre. Der Polizeibedienstete aber war und blieb grob, und im Nu war es geschehen, daß die paar Worte, die erregten Bewegungen des Fremden, seine Sorge, von der Sache loszukommen, jenem erschienen oder erscheinen wollten wie ein ‚Widerstand gegen die Staatsgewalt', — und er wollte in solchem Sinn verhaften. Leon bat und erklärte, versicherte und beteuerte, stellte sich sozusagen zur Verfügung für den Fremden, und so war es durch die unglückselige Verkettung der Umstände geschehen, daß er mit abgeführt wurde und der erregte Bedienstete betreffs beider eine und dieselbe Klage erhob. Die tiefe Erregung beider, Leons und des Fremden, die Scham über Entehrung, der innere Kampf mit der Entrüstung über das erlittene Unrecht

31*

und das bittere Gefühl der rechtlosen Stellung überhaupt, — das alles that das Seine dazu, daß unter der Ungunst der Verhältnisse das ganze Verhalten verdächtig wurde und jetzt nichts anderes mehr zu machen war als: Untersuchungshaft! —

Und nun war schon der vierte Tag von dem an vorüber! Leon war ganz und gar darnieder! er lag krank und hatte Fieber. Die Pflege war nicht ohne Rücksicht, aber sehr einfach. Das Krankenzimmer hatte Licht, aber nicht eigentlich gesunde Luft; war es doch längst nur für dürftige Gebrauchsfälle eingerichtet. Der Arzt kam täglich, aber Wart und Pflege waren, wenn auch nicht schlecht, so doch sehr schlicht. Und jedenfalls er gefangen, gefangen und unter die Übelthäter gerechnet!

Wer dergleichen nie erlebt hat, in keiner Form und Art, auch nicht wenigstens durch eine wehthuende Verleumdung, durch eine giftige böse Nachrede oder dergleichen etwas, der kann sich das kaum denken. Es giebt viele Leute, deren Leben geht so glatt dahin, wenigstens was äußere Verwicklungen betrifft, so durchaus glatt, daß sie niemalen im stande sind, sich in solche Verhältnisse wirklich hineinzudenken. Wen es dann aber trifft, der trägt vor anderen ehrbaren Leuten immer das Verbrecherkleid. Die Leute meinen jedenfalls, etwas müsse doch sicherlich an der Sache sein! Mindestens denken sie nicht daran, daß es auch wirklich und wahr-

haftig unschuldig Gefangene und unschuldig Angeklagte giebt! Unschuldig gefangen sein giebt aber nicht etwa ein stilles Trostbewußtsein, sondern ein doppelt bitteres Gefühl. Da bricht oft eine Klage los, die ist größer, als außerhalb der Gefängnismauern geahnt wird! Welche Menge Schwermütige, welche mit den düstersten Gedanken zu kämpfen haben, hinter Schloß und Riegel sitzen, das wissen nicht alle Menschen, wenn es auch gescheite und ganz barmherzige Leute sind!

Und nun Leon! Von dem andern Mitgefangenen wußte er gar nichts. Wie es diesem ergehe, wie er sich innerlich befinde, ob er sich trösten könne, wie es mit seinem Verhör stehe, nichts wußte er, nichts! Und er konnte es auch nicht erfahren. Es galt ja ohne Zweifel, ein mißliches, die Untersuchung erschwerendes Einverständnis zu verhüten. So lag er denn ganz allein, krank, in der Fieberhitze, in Aufregung und in tiefem Gram. Es kämpfte und wogte in seinem Herzen. Wie hatte er den armen Matthi bedauert — in der Irre, in der Fremde! und wie glücklich war der jetzt ihm gegenüber — in der Freiheit und in der Ehre! während er in der Gefangenschaft und in solcher Schmach und Verkennung sich befand!

Was werden jetzt die Leute in der Stadt sagen! wie wird im Geschäft von ihm geredet werden? was wird es mit ihm werden, wenn er wieder herauskommt? wird man ihn wieder annehmen, oder wird er

nur überhaupt wieder ohne weiteres arbeiten können? — Was wird Herr Pilsen sagen? was wird Herr Simon denken! —

Und gar sein armer Bruder Kuno! welche Schande für diesen! welche Verlegenheit vor Herrn Pilsen und auch vor Herrn Simon, — oder seinen Kollegen gegenüber! was wird es mit seiner Auktorität bei den Untergebenen von jetzt an sein? — Oder wenn nun die Bruderliebe zwischen Leon und Kuno wieder not litte! O die Bruderliebe! dieser süße Trost in den Bitternissen der letzten Zeit! Ach, das wäre doch das Unerträglichste von allem!

Ist es denn nicht zu viel, zu viel auf einmal? warum mußte das geschehen?! warum auch unter so unglückseligen Verwickelungen, so mißverständlich und Vertrauen raubend, so um nichts und wieder nichts!

Und dann das ganze Bild des Lebens der Christen in der weiten Welt! Wie er jetzt angenagelt in seinem Krankenbett, — wie am Kreuz, ganz, ganz verlassen, — so waren draußen die Tausende auch nicht besser dran, jeden Tag gleichem oder ähnlichem Geschick entgegengehend! — Warum läßt das Gott zu?! warum muß es also sein? Soll eine Züchtigung kommen, so will er es ja gern leiden, aber wofür gerade diese? Ist es eine Prüfung, warum so beschämend vor Menschen, so vernichtend für's Leben? Ist es eine Glaubensprobe, warum so lange?!

Ist denn am Ende alles Wahn und Trug, was sie, die Christen, glaubten? oder nicht was sie glaubten, wohl aber was sie Besonderes hofften? Und doch war diese ihre Hoffnung gerade ihr notwendigster Halt in der großen Trübsal dieser Zeit! — ‚Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?‘ Dieses Wort aus der finsteren Kerkerzelle der Herodesfestung Machärus war ihm eingefallen. Aber getröstet hatte es ihn nicht, es hatte ihn nur in neue Kämpfe verwickelt. ‚Eines andern warten‘! — das hätte jetzt gar keinen Sinn mehr! Im Gegenteil! wenn je, so war es ihm jetzt klar: keines andern kann man mehr warten, sondern wenn der Verheißene und Gehoffte es nicht ist, und wenn er jetzt nicht kommt, so giebt es überhaupt keine, absolut keine Hilfe mehr, es ist dann aus mit aller und jeder Hoffnung, mit aller und jeder Hilfe!

Ist also denn vielleicht all dieses Hoffen auf den kommenden Christus eine Thorheit, eine durch aufgeregte Phantasie, durch den fast ansteckenden Glauben anderer nur unnatürlich genährter frommer Wahn, der nur die nüchterne Betrachtung der Dinge, wie sie in der Welt nun eben einmal sind, gehindert hatte, — welcher ihn allein in all diese unnötige, ungeschickte und gefährliche Aufregung gebracht hat? —

Ach, das Fieber! Alles wirbelt wirr und wild durcheinander! Die Gedanken wollen fast vergehen, sie

jagen einander und keiner hält stand, sie lösen einander schnell ab und keiner tröstet. Nichts steht mehr fest, er weiß nicht mehr, — ist alles Wahn oder ist es Wahrheit, ist das Schreckbild und das Gaukelbild von Gedanken da einer Wirklichkeit entsprechend, oder was soll er denken? was soll er noch glauben?

O schlafen, schlafen! nur einmal schlafen und alles ausschlafen! Nur einmal einschlafen und nicht mehr aufwachen! Jetzt wäre der Tod eine Erlösung. Mag kommen, was da will, — das Leben bietet nichts mehr, selbst wenn es Gesundheit wiederbrächte! —

O Einsamkeit! wie süß in fröhlichen Stunden! wie bitter aber, wie schrecklich, wie schauderhaft in trüber Nacht, bei düsterer Umnachtung der erschreckten, ganz überfluteten Seele! — —

Was er alles durchkämpfte in diesen Tagen! Oder eigentlich: er kämpfte nicht, — er war viel zu schwach dazu, körperlich und geistig viel zu schwach. Er kämpfte nicht, er wurde nur hin und her geworfen von diesen Gedanken, von seinem Wahn und seinem Trostsuchen, von seiner Sorge und seiner Klage. Es war ein fürchterlicher Zustand, an Leib und Seele krank, tief krank, dabei ganz verlassen, ganz verlassen! — Wie lange sollte und konnte das noch dauern?

* * *

Kuno war in äußerster Erregung, als man ihm am Abend jenes Tages sagte, was es mit seinem Bruder Leon geworden sei. Er kannte ihn als einen besonders besonnenen Menschen, der niemalen sich zu einer unüberlegten Handlung solcher Art je hätte hinreißen lassen. Es mußte jedenfalls eine empörende Rücksichtslosigkeit gewesen sein, welche seiner Handlungsweise auch nur einen solchen Schein gegeben hatte, mindestens mußte ein gröbliches Mißverständnis dabei mit unterlaufen sein.

In größter Erregung ging er sofort zu Herrn Simon hinein und teilte diesem das Geschehene oder vielmehr das Gehörte mit. Herr Simon war ganz auch seiner Meinung und bezeugte das tiefste Mitleid. Aber so sehr Kuno das wohlthat, es zeigte ihm nur erst recht die hilflose Lage, in der er sich für seinen Bruder befand.

Herrn Pilsen ansprechen? Über diesem Vorschlag blieb sogar Herr Simon still. Es schien fast, er zucke die Achseln darüber, — oder überhörte er ihn vielleicht, mindestens hielt er nichts davon; denn er sagte gar nichts darüber.

„Ich will einmal selber zu Ihrem Bruder hingehen,“ sagte er jetzt. „Oder geben Sie acht! wir gehen zusammen hin und besuchen ihn, — wenn wir dürfen!“ setzte er schmerzlich hinzu.

Er ließ es Kuno nicht wissen, daß er sofort be-

absichtigt hatte, den Untersuchungsrichter zu besuchen und das Nötige zu erfragen. Und Kuno selbst dachte, als er später auf diesen Gedanken kam, es würde jedenfalls besser sein, wenn nicht er, der Bruder, sondern ein unparteiischer, ein Geschäftsherr wie Herr Simon, diesen Gang machte und dabei auch zugleich einige unparteiische Worte zu Gunsten des armen Gefangenen sagen könnte.

Herr Simon machte wirklich diesen Gang sogleich am andern Morgen. Der Untersuchungsrichter empfing ihn höflich, ließ sich auch auf ein allgemeines Gespräch ein, hörte das Lob Leons wohlwollend an, schien sich auch manches merken zu wollen, wenn schon mit der Bemerkung, es werde das Nötige noch schriftlich eingefordert werden, — aber in der Hauptsache bemerkte er eben schließlich doch, die Sache müsse ihren gesetzlichen Gang gehen u. s. w.

Am dritten Tage hörten sie auch von der Krankheit Leons. Da kam Kuno fast außer sich! O sein lieber, lieber Bruder! Ist es an dem Gefängnis nicht schon genug?! muß er gar noch krank darin werden? und wie hilflos vielleicht, vielleicht ohne alle und jede Pflege! Er gäbe sein Alles darum, wenn er ihn pflegen dürfte! aber wie sollte das möglich sein?!

Man that wieder Schritte; aber jetzt hieß es, ein paar Tage müßten immerhin noch darüber hingehen; man verhehlte nicht, — ganz höflich zwar, — es könnte ja auch Simulation, Verstellung sein. Kuno war wieder

außer sich vor Entrüstung. Aber was konnte er machen? vorkommen könnte ja so etwas. Aber dieses ‚könnte!‘ dieses ganz allgemeine ‚könnte‘ — auf seinen Bruder angewendet, das war ihm doch wie die tiefste Beleidigung, wie die kränkendste Gemeinheit! Sein Leon wie ein Lügner, wie ein gemeiner Betrüger hingestellt, wie ein raffinierter Scheinheiliger, — das war fast nicht zum Ertragen.

Als er selbigen Tags heimkam, weinte er wie ein trostloses Kind ganz herzbrechend. Er hätte selbst darüber krank werden können, wenn ihn nicht eben die Sorge um den Bruder und die Liebe, welche jetzt jeden Moment dienstbereit sein wollte, aufrecht erhalten hätte. Als er aber am vierten Tage, nach einer fast schlaflosen Nacht, erst gegen Morgen eingeschlafen und dann früh genug wieder aufgewacht war, stand er ganz blaß und angegriffen auf. Er taumelte mehr, als er ging, wie er den sonst so erfrischenden Gang durch die Morgenluft ins Geschäft machte. —

An diesem Tag sprach Herr Simon mit Herrn Pilsen über die Sache. Insgeheim hatte er es übrigens schon einmal gethan. Heute fragte er diesen: „Könnten Sie nicht etwas für den armen Gefangenen thun?“

„Ich? ich?! Wo denken Sie hin, Herr Simon?“ antwortete Herr Pilsen ganz betroffen.

„Nun, ich meinte nur: sagen, wie wir mit ihm zufrieden gewesen seien und wie lange Jahre er schon

in unserem Geschäft gearbeitet habe," meinte Herr Simon.

„Und das dem Menschen nachwerfen, ehe man mich nur darum fragt? — was fällt Ihnen ein, Herr Simon?! — Man wird uns seitens des Gerichts über seinen Leumund schon noch fragen, dann ist die rechte Zeit, das Nötige zu bezeugen. Aber da muß man doch auch unparteiisch sein, Herr Simon! bitte, nur unparteiisch!"

„Ich bin gewiß nicht parteiisch, Herr Pilsen," antwortete Herr Simon verletzt. „Ich meinte nur, es wäre ein Akt der Barmherzigkeit ....."

„Bitte, bitte, Herr Simon! meine Pflicht werde ich thun! aber wir haben in diesen Dingen, scheint es, verschiedene Grundsätze!"

Damit entließ er Herrn Simon.

Betrübt ging derselbe an sein Pult zurück. Diesmal fühlte er: „Wir sind eigentlich geschiedene Leute!" —

Aber dieses kurze, kühle, abstoßende Gespräch hatte doch eine verbindende, erwärmende und lang andauernde Wirkung. Es verband von nun an — zwar nicht Herrn Pilsen und Herrn Simon, aber Herrn Otto Simon und Kuno Brünné. Sie kannten einander ja längst, seit Jahren, und sie schätzten einander auch. Nicht zum mindesten schätzte Herr Otto Simon an Herrn Kuno Brünné den durchaus treuen, zuverlässigen Mann in der Buchhaltung und Korrespondenz, und den braven,

gewissenhaften Menschen mit einem immer wohlgeordneten Lebenswandel. Von heute an aber verband ihn etwas mit ihm, was wie eine schnell entzündete gemeinsame Gesinnung aussah. — Nun ja, es wird sich ja zeigen, ob es recht und echt, ob es von Wert und Dauer war.

Er sagte sich: dreinreden lasse ich mir von Herrn Pilsen in diesen Dingen nichts! Und ich weiß nun erst recht, was ich zu thun habe!

Im übrigen nahm jetzt für die nächsten Stunden das Geschäft den ganzen Mann vollauf in Anspruch. Drinnen bei Herrn Pilsen schien es auch so zu sein, doch hörte man ihn heute besonders viel auf und ab gehen. Jedenfalls aber draußen bei Herrn Kuno war es ebenso, wie bei Herrn Simon. Er arbeitete wie ein Feind. Es war, als wollte er seinen Schmerz damit besiegen. Ob es wohl gelang? Ach nein! das gelang ja nicht! Als aber die Geschäftsstunde aus war, sollte ihm eine Erquickung bereitet werden. Mit dem Schlag der Mittagsstunde kam Herr Simon zu ihm heraus und sagte: „Hören Sie, wir versuchen es sogleich nach Tisch, Ihren Bruder zu besuchen. Wir gehen miteinander. Holen Sie mich in einer Stunde in meinem Haus ab, nicht wahr? Dann gehen wir beide zusammen, lieber Herr Brünné. Wenn es dann auch im Geschäft etwas später wird, das schadet nichts. Ich will es schon machen und gut für Sie stehen. Also? Ich verlasse mich darauf!“

Mit einem dankbaren Blick aus dem anfänglich ganz erstaunten und dann hochbefriedigten Gesicht sagte Kuno zu und begab sich sogleich in seine Wohnung. Nach zwei Stunden waren sie schon am Gefängnis und hatten wirklich und wahrhaftig die Erlaubnis eines Besuchs in der Tasche. Ein Wärter ging freilich mit hinein und stand in der Thüre, alles zu sehen und zu hören. Auch hatte man gebeten, gemessen sich über den Klagefall auszusprechen. Es sei eigentlich nur ein Besuch der Teilnahme für den Kranken erlaubt, weiter nichts. Aber es war doch etwas!

Ach, ach! wie der arme Leon nun da lag! mit hochgeröteten Wangen und gläsernen, glänzenden, bald matten, bald stechenden Augen. Und wie betrübt, wie betrübt er aussah!! Aber hocherfreut war er jetzt doch mit einemmal, sobald er die Eintretenden sah und erkannte. Er war offenbar auch schwach vom Fieber. Denn jetzt weinte er bitterlich, als sich die beiden Brüder Auge in Auge einander gegenüber sahen.

Herr Simon sagte nicht viel, er wollte nur seine innige Teilnahme bezeugen und zugleich ihn stillschweigend seines unerschütterlichen Vertrauens versichern. Im übrigen hatte er vor allem Kuno begleiten oder vielmehr diesem den Eintritt ermöglichen wollen; und das war ja gottlob! gelungen. Er trat jetzt etwas zurück, doch nicht so weit, daß damit der Schein erweckt worden wäre, als wollte er irgendwie den beiden

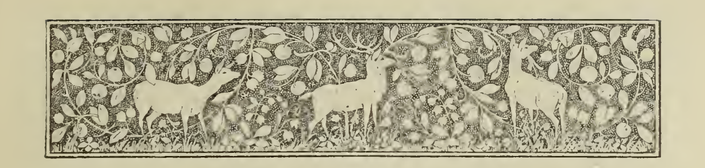
Brüdern zu einer besonderen Heimlichkeit dem Wärter gegenüber verhelfen. Aber wie selig waren jetzt die beiden Brüder unter Thränen, als sie für einige Minuten einander wieder hatten und einander ihrer Liebe und ihres unbedingten Vertrauens versichern konnten.

Als der Abschied kam, sagte Leon matt, aber deutlich und ganz feierlich: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht! ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen!“ Herr Simon und Kuno selber verstanden das Wort nur als ein Wort des Kranken und Gefangenen, der seinen innigen Dank aussprechen wollte, — weiter nicht. Erst später sollten sie verstehen lernen, daß dies dasjenige Wort sei, mit welchem jetzt bald, bald der König aller Könige selber sie, die Barmherzigen und Mitleidigen, grüßen und anerkennen wollte dafür, daß sie Barmherzigkeit geübt haben an diesem seinem geringsten Bruder, der krank und gefangen lag. Sie nahmen es aber so schon froh und dankbar hin als einen Beweis, daß sein Geist frei sei von der Krankheitsmacht und schon siege über die Körperschwachheit, daß er leben bleiben und alles überstehen werde, — und gingen trotz aller Wehmut doch wirklich getröstet aus dem Gefängnis weg.

Von dem Tage an aber waren diese beiden Männer, Otto Simon und Kuno Brünné, Freunde mit einander. Dieser Gang hatte sie vollends für immer verbunden. Sie kamen zu einem Zweck, — und als sie gingen, er=

schien es ihnen selber so, als hätten sie fortan einen neuen, ganz anderen und nun gemeinsamen Lebensweg und Lebenszweck, der sie für immer und ewig verbinde. Und in der That! es war auch so.





VI. Kapitel.

In Höhlen und Klüften.

Motto:
Mit Freuden sie sich gaben drein,
Mit Gottes Lob und Singen.
Luther.

Das ist eine träumerische Stille in der Waldestiefe. Im dichten Schatten unter hohen Bäumen, zwischen gewaltigen Felsblöcken und unter moos-bewachsenen Steinlagern ist es etwas schaurig Süßes um den stillen Waldesfrieden. Wem es nicht eben graust in der weltverlassenen Einsamkeit, wer sich einmal ge-wöhnt hat an diese einzigartige Gottesfreiheit, der weiß sich keinen besseren Platz zu erwählen, um wirklich aus-

zuruhen, um alle Last der müden Menschenbrust einmal ganz auszuatmen und dafür stillen Frieden und neue Kräfte einzuatmen. Hier sprudelt der nahe Quell sein munteres Leben und läuft, immer geschwätzig, aber doch still für sich, seinen steilen Weg bergab. Kaum hört man des fernen, fernen Windes Rauschen, selig spürt man der hochragenden Bäume stilles Lauschen; kaum vernimmt man hier ein Picken und dort einen leisen Vogelschrei; hoch im Blau ziehen die lichten Wolken vorbei, — alles ist hier Leben und Ruhe zugleich, alles, alles ‚stille vor dem Herrn‘.

Hier ist wahrhaftig der Gottesfrieden der Natur, den mir niemand wehren, niemand stören soll! Hier will ich eine Stunde oder zwei ruhen und mich stärken für die unruhige Lebensarbeit und die rauschenden Bewegungen des Tageslaufs. Ganz allein, ganz allein in der geheimnisvoll webenden Waldesstille, — o! das ist eine Seligkeit für einen vernünftigen Menschen, der die unruhige Welt und die geschwätzigen Menschen nicht braucht zu seiner Unterhaltung, weil der Mensch doch in sich selber schon eine reiche Welt und ein immer bewegliches Leben hegt und trägt. Wie süß ist dieser erquickende Friede hier, ein frisches Bad der Nerven, ein Springquell neuer Gedanken, eine ungeahnte und unerschöpfliche Fundgrube für eisenfesten Willen und für gediegenes, edles Streben. Hier will ich still liegen, ruhen und träumen, lauschen und horchen, innerlich

aufatmen und neue Kräfte holen. Meine Brust will ich füllen mit Lebensluft, meine Seele mit immer neuen Gottesgedanken! —

Und welche Umgebung hier ringsum! Die schroffen Felswände fallen ganz steil ab; die Schlucht läuft da von drei Seiten zusammen. Hier buchtet der Fels hoch über mir sich aus und bietet Schutz schon durch seine stolze, steile Wand, noch mehr aber durch das Schirmdach, das er hoch oben noch besonders vorhält, so daß man fast ganz im Dunkeln und wie in einer Höhle sitzen kann.

Was ist denn aber in diese Stille für ein Rauschen gekommen? Was bricht dort durch's Gebüsch? ist es gar ein reißendes Tier oder ist es ein gehetztes Wild? was haucht dort leise und was lispelt da droben über mir? oder war es nur die sprudelnde Quelle hier unten? Und wer steht dort hoch oben auf der gegenüberliegenden Felswand und schaut vorsichtig um nach allen Seiten? Ist es ein Jäger oder steht der Mann dort Wache? will er jetzt weggehen oder sucht er einen Weg hier herab an diesen verborgenen, geheimnisvollen Ort? — Höre ich einen Pfiff von Spitzbuben oder ist es ein Rufen der Angst? kommt es nur aus der Ferne oder kommt es denn nicht immer näher? Was ist doch das?

Ja, jetzt läuft einer daher und wieder einer! Hier kommen zwei, dort bringen sie zu dreien eine zarte Frau

mit, alles nur Erwachsene und reife Leute, — doch nein, Jünglinge sind dabei, so gut wie starke Männer. Aber was wollen sie denn hier? und was soll es, diese Heimlichkeit? was bedeutet diese Ängstlichkeit bei den einen und dieses Aufleuchten der Freude in den Augen der andern? was will der Flüsterton, in dem sie miteinander reden? Und wie sie sich grüßen! oft thränenvollen Auges und immer mit leiser Stimme, wenn sie sich untereinander bekannt machen oder meist als Altbekannte sich begegnen.

Wer sind denn diese alle? und woher sind sie gekommen? Sie alle kommen aus der großen Trübsal, — es sind die Christen. So kommen sie zusammen in Klüften und Höhlen; so heimlich müssen sie sich aufsuchen, wenn sie wirklich beisammen sein wollen, wenn sie miteinander Rat halten oder beieinander Trost suchen, — weil sie nämlich viele Flüchtige und Verfolgte unter sich haben und selber nicht wissen, wann und wie bald ein gleiches Los sie treffen werde. Jetzt kommen sie zusammen wie einst die alten Hugenotten in den Ardennen und in den Sevennen, und wie ihre Brüder, die Waldenser, in ihren Bergen und zwischen ihren Felsen.

Es sind auch drei Geistliche unter ihnen, bewährte Männer, besonders ehrerbietig gegrüßt von den andern, ihrerseits brüderlich verkehrend mit ihnen allen. Dort stehen drei Männer zusammen und beten über einem Kranken; sie legen ihm die Hände aufs Haupt und



17. Seite 501.

Unter dem ganzen Häuflein der Hörer' ist kein Mutloser, wenn es auch lauter Gebeugte sind; die Augen flammen und die Lippen bewegen sich betend. Die Gestalten stehen gelassen, aber nicht gebrochen.



schauen zu den Wolken empor. . . . Hier wird eine Frau getröstet, welche bitterlich weint. Hat der Tod ihr den Gatten geraubt oder das Gefängnis vielleicht? Auch Neulinge kommen herzu, offenbar das erste Mal an diesen Ort. Sie schauen und staunen, sie freuen sich in Angst, sie fragen und werden getröstet. Endlich aber treten alle miteinander näher zusammen. Einer der Geistlichen liest einen Psalmen, — und merkwürdig! es ist derselbe Psalm, mit dem sich jüngst die Jüdin Rahel getröstet hat. Die Anfechtung lehrt aufs Wort merken. Er spricht darüber beredte Worte voll Leid und Klage, aber auch voll Trost und froher Hoffnung. Es ist keine Predigt, die er hält, es ist die schlichte Rede eines Vaters zu seinen Kindern, das Gebet eines Hohenpriesters für sein Volk, Ermahnung für die Schwachen und Verheißung für die Kämpfenden. Aber unter dem ganzen Häuflein der Hörer ist kein Mutloser, wenn es auch lauter Gebeugte sind; die Augen flammen und die Lippen bewegen sich betend; die Gestalten stehen gelassen, aber nicht gebrochen. Auch jene bekümmerte Frau richtet sich auf und der Kranke hat klare, gesunde Augen. Es ist keine Stimmung, wie etwa das Wort: ‚Ihr Berge, fallet über uns und ihr Hügel, decket uns!‘ sondern sie schauen aus, als beteten sie: ‚Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.‘ Als sie aber zu Ende waren, da fielen

sie alle auf die Kniee und beteten inständig miteinander. Und das war ein Gebet, welches durch die Wolken drang! Wenn Gott den Schrei der hungernden Raben hört, wie könnte er diese nicht hören! Ja, er hat sie erhört, der gerechte Richter, und er wird sie erretten in einer Kürze. — —

Und wer ist der, der das alles mit angesehen und mit angehört hat, — diese merkwürdige Versammlung an diesem geheimnisvollen Ort? — Wer ist der Mann dort, der am Felsen gelehnt steht, selber nicht mehr wie ein felsenstarker Mann, sondern ganz wie ein demütiges Kind? Wer hat ihm erlaubt mitzukommen, oder wer hat ihm den Weg gewiesen in diese Einsamkeit herein? — Da steht er nun wie traumverloren und doch so tief ergriffen! Seine Hände sind gefaltet und in seinen Augen steht eine Thräne. ‚Ja, das sind doch merkwürdige Menschen,‘ denkt er, ‚diese Christen! Was ist das für eine Schar! diese Verachteten und Gequälten, diese Verfolgten und Gehetzten! ist es denn der Mühe wert, diese Leute da zu plagen, als wären sie zu fürchten, — zu verfolgen, als wären sie Verbrecher? Da ist ja doch keine Macht und keine Gegenwehr, nur dulden und sich in die Stille flüchten! Und doch, welche Macht in diesen Leuten! welche Wehr und Waffe in ihrem Glauben und in ihrem Gebet! welche Ausdauer in ihrer Geduld und welche Heldengröße in ihrer Gelassenheit! Fürwahr Leute, deren die Welt nicht wert ist, — aber

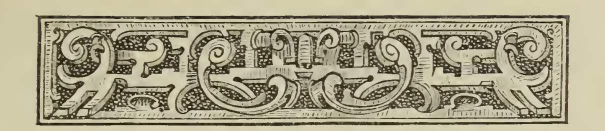
selber wert, gekrönt zu werden und obenan zu stehen in der Welt!' Und er hatte Recht; — bald sollten sie alle, getreu bis in den Tod, gekrönt werden mit der Krone des ewigen Lebens! — und wie wunderbar!

Der das aber alles gesehen und so vor sich hin gesprochen hat, der ging jetzt wieder in der Stille heim und bewahrte es wie ein heiliges Geheimnis, wie ein kostbares Kleinod, was er hier gesehen und gehört hatte. Er war nicht ihrer einer, aber ein mitleidiger Freund war er, jetzt jedenfalls. Und es ergriff ihn tief und nahm ihm die ganze Seele hin! Als er heimkam aus Klüften und Höhlen, da dünkte ihm, er sei in einem Heiligtum und im Paradies gewesen, daheim aber und unter den Menschen wäre er in einem Abgrund und an einem schaurigen Ort. O verkehrte Welt! diese bethörte Welt! —

Wer war er wohl? — wer war es wohl?







VII. Kapitel.

Glut schweißt Eisen.

Motto:
Da verband sich das Herz Jonathans mit dem Herzen Davids und Jonathan gewann ihn lieb wie sein eigen Herz. Und Jonathan und David machten einen Bund miteinander; denn lieb hatte er ihn wie sein eigen Herz. 1. Sam. 18, 1. 3.

Herr Otto Simon und Herr Kuno Brünné waren jetzt fast alle Tage beisammen. Kuno that dies innigst wohl. Seit sein Bruder Gefangener war — und er war es ja noch immer, — kam er sich so allein vor, so ganz verlassen in der Welt. In der That, nichts hätte ihn mehr trösten können als das, daß Herr Simon gerade so überaus herzlich mit ihm

war. Es lag für ihn hierin eine Genugthuung, welche einer wirklichen Rechtfertigung seines Bruders vor aller Augen gleichkam. Übrigens blieb diese Freundschaft mehr in der Stille. Entweder kam Herr Simon abends zu ihm, sich dann jedesmal, ohne das zu wissen, gerade an dem Platz niedersetzend, an dem sonst Leon gesessen hatte, — oder mußte er, Kuno, zu Herrn Simon kommen und dort war es ihm jetzt auch so herzlich behaglich wie bei einem Bruder.

Denn Herr Simon betrachtete diese neue Freundschaft durchaus nicht etwa als Herablassung, er teilte sie ganz entfernt nicht etwa nur wie eine Gnade aus, sondern er brauchte sie für das eigene Herz, er bedurfte derselben für den inneren Menschen. Fast möchte man sagen: es war eine edle That der Rache für den vergewaltigten Arbeiter Leon und gegenüber dem harten Herrn Pilsen, eine Ehrenrettung für zwei edle Brüder, Leon den Gefangenen und Kuno den Mitbekümmerten, — es war aber noch mehr als das. Er fühlte sich so schmerzbewegt in dieser Welt der Verkennung, unter dieser Tyrannei eines bösen Machtwillens; so einsam fühlte er sich unter den bethörten Massen, daß es ihn wie scheu heraustrieb aus dieser Welt in die Freundschaftsstille hinein, — aus der stolzen, kalten, schalen Welt, aus der lachenden, spottenden, verfolgenden Menge — in die Stille einer Freundschaft mit einem einzigen Gleichgesinnten, mit einem Mann, mit welchem ihn jetzt

gleicher Schmerz und tiefes Mitleid nicht nur, sondern gemeinsame Gesinnung und eine tiefere, neue Gedankenwelt verband.

Ja wohl! indem er sich abwandte von der öffentlichen Meinung und mit Verachtung diese Verachtung der Edelsten von sich wies, erwachte ihm eine ganz neue Gedankenwelt. Stimmung wurde Meinung, Meinung wurde Überzeugung, die Einzelerfahrungen wurden zu einer ganzen Lebensanschauung; das bestimmte Nein, der laute Protest seines innersten Wesens gegen die Barbarei und Gewissenstyrannei der ganzen Welt war nicht bloß eine Verneinung, sondern wurde zu einem immer mehr klar bewußten Ja und Amen für die Wahrheit und für die Gerechtigkeit, der Aufschrei seines Herzens für die Bedrängten wurde — fast möchte ich sagen — zu einem Glaubensbekenntnis für ihn selber. Zwar war es so weit noch nicht, daß er ein Christ geworden wäre in des innersten Herzens Grund. Die reiche Gedankenwelt, die ganze Glaubens- und Hoffnungswelt der Christen war ihm ja noch nicht erschlossen, aber seines Herzens geheimstes Sehnen war laut geworden, so laut wie noch nie zuvor in seinem Leben, und der Schrei nach Erlösung für andere war auch schon ein Näherkommen zum Erlöser und selber schon eine Vorstufe der Erlösung. Er war nicht nur stehen geblieben auf dem alten, gewöhnlichen Weg aller Welt, sondern sein Stehenbleiben auf demselben führte ihn auf einen neuen Weg.

Otto Simon kam auch viel mit seinem Vetter zusammen, diesem vielgeprüften Mann, bei dem jetzt auch die Bedrängnis in der eigenen Familie dazu kam, und Zwiespalt unter den älteren Kindern über der großen Frage der Zeit allmählich auch angefangen hatte, ihm am Herzen zu nagen. Es kam jetzt alles von außen und innen zusammen, ihn zu einem recht unglücklichen Menschen zu machen, und Otto Simon, der Verwandte, wollte es ihm in diesem seinem Leid recht zeigen, daß er ihn liebe und ehre, und nicht irre an ihm werde. Er konnte so warm mit ihm reden, daß der Vetter, — in Wehmut wohl, — doch dadurch getröstet wurde. Und mit Freuden nahm er auch wahr, daß in Otto Simon etwas vorging, — vielleicht mehr als dieser sich selber nur klar wurde. Einmal sagte Otto Simon zu ihm: — sie waren gerade im Gespräch gewesen über die Verwirrung der Begriffe und über die Leidenschaft der bethörten Menge: — „Ich weiß ja wohl, daß ich nicht bin, was Du bist; aber das sei überzeugt, daß ich Dir immer zugethan bleibe, — und nicht nur aus Mitleid, mein Lieber, gewiß nicht nur aus Mitleid. Nein! es will mir oft scheinen, Ihr stehet viel zu hoch für bloßes Mitleid; Ihr seid zu gut für das Barmherzigkeitsgefühl von uns ungerechten Menschen. Ihr steht hoch über uns, ich verehre Euch mehr und mehr. Ja, es hat eine Zeit gegeben — als es so anfing, — da bemitleidete ich Euch wie von oben herab; aber jetzt

möchte ich fast sagen, ich beneide Euch, ich sehe an Euch hinauf!"

Der Vetter sah ihn liebreich und nachdenklich an mit seinen stillen, ernsten, sanften Augen und sagte dann: „Willst Du nicht auch einmal mit mir gehen, wenn ich mit anderen Christen zusammenkomme?" Und als Otto Simon eine Bewegung der Verwunderung machte, da setzte er hinzu: „Wen ich mitbringe, dem traut man bei uns, Otto; sei ohne Sorge! Und ich weiß, ich brauche Dich ja nicht erst zu bitten, zu schweigen. Du schweigst still, als wärst Du unsereiner." Und dann nach einer Weile: „Wir brauchen diese Zusammenkünfte, sie sind uns notwendig! Wir haben festen Zusammenhalt nötig, der Einzelne kann es nicht mehr für sich allein. Wir können es nicht mehr nur so, wie man in der Kirche zusammensteht und zusammensitzt, — hier einer und da einer, jeder an seinem Platz oder in seinem Stuhl je für sich, gleichviel wer hier oder wer dort noch ist, — sondern wir müssen Schulter an Schulter beieinander stehen, wir müssen einander unterstützen und schützen vor des bösen Feindes Macht, wir müssen einander warm halten in der Bruderliebe und Gemeinschaft und" — setzte er schmerzbewegt hinzu, — „auch in der Menschenliebe und Vaterlandsliebe, da man uns so verachtet und so übel verkennt und hinausstößt."

Damals hatte Otto Simon geantwortet: „Ja, ich möchte wohl einmal mit Dir gehen und mit dabei sein,

wenn Ihr zusammenkommt, — wenn ich nur niemand störe und besorgt mache. Aber Ihr dürft mir trauen!"

Der Vetter lächelte: „Sei ohne Sorge, Otto! es ist so: wenn ich Dich mitbringe, ist niemand in Sorge; da weiß jedermann, daß Du ein Freund bist, wenn auch nicht ein Bruder."

Und so war er denn wirklich mitgegangen an jenem Abend, den einsamen, weiten Weg in die Wildnis, und war dort gestanden an den Felsen gelehnt, hatte zugeschaut und zugehört, hatte alles gesehen und gelauscht, hatte gestaunt und sich geschämt, sich betrübt und sich gefreut. Und dann war er nach jener erregten und bewegten Stunde wieder heimgegangen wie aus einem Paradies weg, heim und unter die Menschen zurück wie an einen schaurigen Ort und in einen Abgrund hinein. Ja, so war es gewesen. —

Heute saß er denn also wieder mit Kuno Brünné zusammen und erzählte ihm davon.

„Und für Deinen Bruder, lieber Kuno, hat man dort auch gebetet, und ich meine, das müsse er gespürt haben in seinem Gefängnis und auf seinem Krankenlager. Ich habe das nie so verstanden, was es ums Gebet ist. Ja, einmal, als ich bei Herrn Ducrot saß, an dessen Todestag, und der arme Matthi kam und mit ihm betete, — es war auch darnach, es galt ja ein Sterben, — da habe ich es auch empfunden, was es ums rechte Beten ist. Aber als man für Deinen

Bruder betete und für die vielen Bedrängten und Verfolgten, für die Flüchtlinge und die Gefangenen, da meinte ich wahrhaftig, die Stätte bewege sich, da wir standen, — so beugte es mich, so traf es mich im Innersten, so hob es mich empor! ‚Gewiß!‘ — dachte ich, — ‚Gott ist an diesem Ort, Gott ist mit ihnen, Gott tröstet sie!‘ Und er wird auch Deinen Bruder getröstet haben und alle Tage wieder trösten!“

Kuno nickte und weinte still. O wie that ihm Simons Liebe, eine ganz neue Freundesliebe dieses edlen Mannes, so wohl! Otto Simon wollte gar nichts weiter sein als er, der einfache Kuno. Es war, als wollte er sich sogar unter ihn hinunterstellen um des Märtyrers, des Bruders Leon willen.

Otto Simon fuhr fort: „Ich sage Dir, Kuno: als der Geistliche redete über den Psalmen, — was war doch das für einer? ich finde ihn nicht mehr; es war ja fast, als wäre er neu gedichtet, gerade besonders für diese Christen und gegen ihren Antichristen, — und als sie dann miteinander beteten, auf den Knieen, da erfaßte es mich und riß mich ganz hin. Ich dachte an meine liebe Mutter, als diese mich einmal, wie ich noch ein kleiner Knabe war, an des sterbenden Vaters Bett niederzog und mit mir laut betete. Aber diese da schrieen nicht sowohl um die eigene Not zu Gott, — sie lobten ja Gott um die Gnade, die er ihnen gegeben habe! — sondern sie beteten miteinander für andere,

meist für ganz andere, und auch für ihre Feinde und Widersacher. Und wie ich das so sah und hörte, die ernsten und doch leuchtenden Gesichter sah, und die ernsten und doch so beredten sieghaften Worte hörte, — da leuchtete es in mir auch auf und ich sprach ganz unwillkürlich etwas von dem alten Glaubensbekenntnis vor mich hin, das man am Sonntag in dem Gottesdienst ja immer spricht: ‚Ich glaube eine allgemeine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen!‘ Ich habe dieses Wort in seiner Kraft und Bedeutung nie so ganz verstanden oder erfaßt, es war mir jedenfalls nie etwas Besonderes; aber Kuno! jetzt, jetzt sage ich auch so: Ich glaube, ich glaube eine allgemeine heilige christliche Kirche, ‚die Gemeinschaft der Heiligen‘. Denn die Gemeinschaft der Heiligen, Kuno, die habe ich jetzt gesehen und gehört, ich habe sie gespürt und erlebt. Das ist etwas Großes!“

Und dann begann er wieder: „Kuno, was sind wir dagegen für arme Leute! Wir stehen zwischen zwei Feuern, dem Feuer, das sie noch verzehrt und verbrennt, und dem Feuer ihrer Begeisterung; wir stehen zwischen zwei Feuern, und werden so weder kalt noch warm. Ich wollte, wir wären auf ihrer Seite und selber ihresgleichen. Die sind mir nicht mehr bemitleidenswert, sie sind mir beneidenswert! Was mag noch kommen in der Welt, wenn es so fortgeht! Aber diese werden durchgerettet, das glaube ich gewiß. Und wenn sie ver-

braunt würden, so werden sie doch gerettet! Es ist einer, der steht für sie ein und wird sie erretten aus aller Trübsal, das glaube ich jetzt ganz gewiß. Der läßt seine Leute nicht mehr lange so allein. Wie es noch kommen wird, das weiß ich nicht; aber um uns ist mir viel mehr bange als um diese Leute. Ich kann Dir sagen, es ist eine wunderbare Sache um diesen Glauben und dieses Leben."

Kuno antwortete: „Hätte ich doch meinen Bruder besser gehört, wenn er früher je und je so etwas davon sagte. Ach, jetzt ist er weg und ich könnte ihn so nötig brauchen! Wie bin ich mit ihm so innig verbunden, so innig, und jetzt erst recht, — und doch wie durch einen Abgrund bin ich von ihm getrennt, nicht nur durch sein Gefängnis, sondern auch durch unsere ganz andere Lebensanschauung und Lebensmanier. Er ist hoch über mir, hoch über mir, er schwebt mir schon über der Erde, — und ich, ach! wie bin ich so verlassen und einsam! Ich kann so nicht glauben, wie er glaubt, — ich kann es eben nicht; ich habe es nicht in mir. Es fehlt nicht am Verständnis, sondern — ich weiß nicht, wie ich sagen soll, — ich habe es eben nicht in mir, was er hat. O, das sind reiche Leute, diese Verachteten und Geächteten! Wir aber hängen eben noch mit der Welt zusammen, — ganz und gar. Und was wird es noch werden mit dieser Welt! Oft meine ich, es müssen ganz besondere Gerichte kommen und wie ginge es uns da, — wie ginge es uns da!

„Gott wird sich über uns doch auch noch erbarmen, Kuno, und wird uns weiter helfen," sagte Simon tröstend und doch selbst betrübt.

„O, das möge geschehen!"

„Du hast doch einen Bruder, der auch für Dich betet, und ich habe meinen lieben Verwandten, der nimmt mich gewiß auch an."

„Ja, aber was ist doch das so sonderbar! Sie sind so lieb und freundlich, diese Leute, aber sie sind wie höheren Wesens, — mit ihnen geht es empor und wir bleiben die Verlassenen. In die tolle Welt mag man nicht mehr hinausgehen und doch kann man nicht so ohne weiteres sagen: jetzt bin ich auch ein Christ!"

„Es ist," antwortete Otto Simon, „wie wenn auf der ganzen Welt ein Bann läge und wir müßten eben auch darunter leiden. Es ist schon lang eine Zeit der Scheidung und Sichtung gewesen, und jetzt ist Sturm und Gewitter gekommen, ja eine wahre Schreckensherrschaft. Und es kommt noch ein Gericht, das spürt man wohl!"

Kuno antwortete: „Mein Bruder hat einmal gesagt: ‚es giebt Gnadenzeiten und Gerichtszeiten; wenn die Gnadenzeit aus ist, ist sie aus.' Was heißt das? — ist es jetzt so?"

„Es mag wohl sein," sagte Otto Simon nachdenklich; „aber vielleicht heißt es einmal auch: wenn die Gerichtszeit aus ist, so ist sie aus. Gott nimmt uns

vielleicht doch noch an, wenn auch nicht mit jenen, und so wie sie."

„Wir können gar nichts besseres thun," sagte Kuno, „als Gott bitten, er möchte uns behüten und segnen."

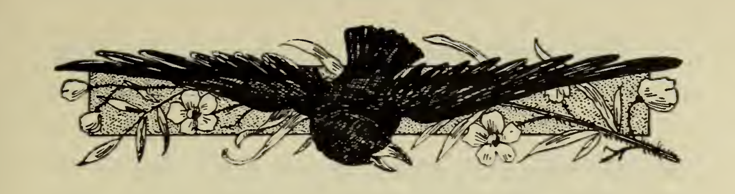
„Und er thut es gewiß, wenn wir ihn bitten," antwortete Otto. „Dein Bruder Leon ist Dir jetzt schon ein Segen, und mir auch mein Verwandter."

* * *

So hatten sie noch nie miteinander geredet, noch gar nie! Sie wunderten sich selber darüber, jeder über sich selbst und über den andern. Fast etwas wie ein Gefühl der Beschämung kam nachher über sie, — ein thörichtes Gefühl eigentlich, und doch echt menschlich! Aber der Mensch kommt oft in ein inneres oder äußeres Gedränge, das ihn über sich selbst hinaushebt und geistige Wahrheiten erkennen und aussprechen läßt, die ihm bisher nicht erschlossen waren, und an denen er nachher selber noch lang zu lernen hat. Wir Menschen sind doch hoch geadelt! wir haben gottgeborene Seelen, unser Gewissen ist ein Gotteswissen und hat oft den Geist der Weissagung.







VIII. Kapitel.

Ein Ende mit Schrecken.

Motto:
Verlorner Mann! so muß es mit dir enden? —
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!
Schiller, Tell.

Kennen wir den Psalmen, den Rahel einst suchte und betete, — den Otto Simon jenesmal im Wald zu hören bekam und den er jetzt nicht mehr fand?... Aber wer hätte gemeint, daß die reiche Rahel eine arme, arme Rahel werden sollte über der Wahrheit dieses Psalmen, welcher Herrn Simon so reich gemacht hatte? Und wie das? Ach, wenn doch ihr Bruder Arthur nicht auch ein ‚Gottloser‘ gewesen wäre und immer mehr geworden wäre!

Den Vater beunruhigte schon lange manches, was er aber in der Stille mit sich herumtrug. Das war so seine Art. Je und je machte er einige mißgestimmte Bemerkungen, aber weitere Fragen ließ er dann nicht zu. Hie und da warf er ärgerlich einen Brief auf den Tisch und ging dann damit in sein Geschäft oder an die Kasse. Die beiden Schwestern sprachen je und je mit einander darüber, aber was konnten sie viel sagen? Das Wort des Mohren war eigentlich das Gewissseste, was sie wußten, — und freilich übergenug. Es war ja wohl nichts als nur eine Andeutung, aber doch war sie gegeben von einem Menschen, den man achten, dem man vertrauen mußte, und enthielt eigentlich schon so viel, daß man fast froh gewesen wäre, nicht soviel zu wissen, oder aber alles zu wissen. Und doch wieder fürchteten sie sich beinahe, noch mehr zu erfahren, als sie schon ahnten. — Eines Tags aber kam an den Vater ein Telegramm, als er nach Tisch noch bei seinen Töchtern saß. Geschäftstelegramme kamen ja viele und in den Zwischenzeiten brachte man sie immer in das Privatzimmer. Ruth kam herein und legte es vor ihn hin. Er gab ihr einen Wink, daß der Mann wieder gehen könne und öffnete. Kaum flog aber sein Blick über die paar Zeilen, da schrie er fast, so laut stieß er es heraus: „Was ist das? Gott Abrahams, was ist das?!“ Zitternd hielt der alte Mann das Blatt in seinen Händen.

„Vater, was ist es? um Gottes willen!“ rief Rahel,

und Mirjam starrte und suchte ängstlich mit ihren unsicheren Augen nach Aufschluß.

„Da nehmet! leset!“

‚Arthur unglücklich geworden, liegt schwer darnieder. Schnell kommen!‘ las jetzt Rahel, zuerst leise für sich und dann laut für die aufgeregt es begehrende Mirjam. Gezeichnet war das Telegramm von dem Geschäftsfreund des Vaters.

Der Vater war aufgestanden und ging unruhig und hastig auf und ab. Mit sich kämpfend stand er zeitweise still. Dann ging er wieder mit jagenden Schritten auf und nieder, bald jammernd, bald zürnend, so daß die beiden Mädchen in eine wachsende Aufregung hineinkamen.

Mirjam weinte bitterlich. Rahel frug und frug und der Vater antwortete nicht und hörte nicht. Endlich hielt ihn Rahel bei der Hand fest und rief: „Vater! das halte ich nicht aus! Sage doch: was ist das? was ist es?!“

„Ich weiß es ja selbst nicht, Kinder! Gott Abrahams! ich weiß es ja selbst nicht. Es ist ein Unglück geschehen mit Arthur. Was weiß ich was?!“ schrie er halb wieder zürnend, halb verzweifelt. „Arthur, mein Sohn, mein einziger Sohn!“

Er setzte sich jetzt in die Ecke und weinte bitterlich. Er begrub sein Gesicht in seine beiden Hände und schluchzte

immer heftiger; nur je und je rief er wieder: „Arthur, Arthur! mein Sohn, mein einziger Sohn!"

Nach einer Weile stand der gute Alte wieder auf, sah seine geliebten Kinder wieder an und sagte: „Kinder, ein Unglück ist geschehen, — man muß wissen, was es ist. Das muß ich wissen, ehe ich heute Abend abreise. Ich will sogleich noch einmal anfragen!" Und er ging in das Geschäft hinunter und schrieb ein Telegramm.

Dann kam er wieder und setzte sich zu den beiden Mädchen, diesmal wie eine Mutter, so weich und so liebreich; halb wie um zu trösten, halb wie selber Schutz, Trost, Hilfe, Rat suchend. Er wurde jetzt noch aufgeregter und allmählich gesprächig. „Ach, Kinder! wenn man es nur wüßte, wenn man es doch nur wüßte!"

„Aber Vater!" sagte jetzt Rahel, „er ist vielleicht nur krank geworden, freilich recht krank!"

„Unglücklich geworden, heißt es ja!" rief er. „Was ist das? was ist das?!"

Rahel sagte sich selbst, daß dies allerdings mehr bedeute, als nur ‚krank' oder auch ‚recht krank' geworden.

Man mochte gegen einander keine weiteren Befürchtungen aussprechen, aber was jagte jetzt alles durch die aufgeregte Phantasie! was bohrte und wühlte jetzt für ein Schmerz und eine Sorge in diesen drei Herzen!

Mirjam stand wie vor einem Abgrund. Ja, ihr blödes Auge schaute stierend wie in den Abgrund, suchte den Bruder da unten und fand ihn nicht. Jetzt meinte

sie ihn rufen zu hören, aber sie sah ja nichts. Hell aber leuchtete ihr wie Flammenschrift das Wort des Mohren vor den erschreckten, geblendeten Augen: ‚Beten Sie für Ihren Bruder, er lebt nicht, wie er soll!‘

Und als vollends der Vater noch sagte: „Wenn er nur krank wäre, hätte Zamba telegraphiert und nicht mein Freund“, da war es etwas wie Hoffnungslosigkeit, was über sie hereinfiel und sie ganz und gar bedeckte. Sie hätte jetzt verzweifelnd aufschreien mögen, aber sie war ganz erstarrt im Schrecken. Ja fürwahr, sie sah in einen Abgrund!

Nach zwei bangen Stunden kam das zweite Telegramm an. Ach, welch ein Inhalt! „Arthur am Sterben. Selbst.“

Jetzt mußte es ja klar sein. O das Wort ‚Selbst‘!! Wären die Gemüter nicht vorbereitet gewesen, so hätte man sich geärgert über diese Undeutlichkeit und Sonderbarkeit, über solcher widerwärtigen und unartigen Unklarheit durch das thörichte Wortesparen. Jetzt aber war es bald allen schauerlich klar! Der Vater nämlich stand auf, er griff sich an den Kopf und hob sich hoch empor. Mit seinen Armen griff er verzweifelnd in die Luft. „Selbst, Selbst — Selbstmord!“ schrie er heulend heraus. „O Arthur, mein Sohn, mein Sohn!! Arthur! warum hast du uns das gethan?! — O Mutter, Mutter Mirjam! Du Weib meiner Jugend! gesegnet bist du, daß du das nicht erlebt hast! Ach, ach! dein Kind, dein

Schmerzenskind, — dein Sohn, dein einziger Sohn ein Mörder, — ein Selbstmörder!"

Nun war es auch den beiden Mädchen alles deutlich, — wenigstens wagten sie es von jetzt an nicht mehr, sich etwas anderes vorzutäuschen. Rahel stand auf und fiel dem Vater um den Hals, Mirjam fiel zu Boden und kniete vor ihrem Vater wie hilfeflehend nieder. Es brach ein Jammer los, den diese liebe, glückliche Familie nie, nie gekannt hatte, auch der Vater in Generationen nicht. Rahel raufte sich die Haare und schrie laut vor Jammer und Elend: „O mein Bruder, mein Bruder! warum hast du uns das gethan!?" Der Vater rief dazwischen: „Ich muß mit Leid hinunterfahren in die Grube! ach und weh! ach und weh!" Die ganze leidenschaftliche Glut orientalischer Seelen ergoß sich in lauten Schmerzensausbrüchen; das Klagegeschrei erfüllte das ganze Haus. Mirjam ging tastend und wankend in ihr Zimmer, warf sich auf den Boden platt nieder und schluchzte wie ein Kind. Da kam Ruth herein und hob sie auf, — fast wie eine Leblose.

Es kam auch das Christenmädchen und weinte bitterlich, als sie hörte, was geschehen. Rahel sagte nachher zu ihr: „Kathi! unser Haus ist ein Haus der Klage geworden und der Schmach! Kathi, Du bist in einem Haus der Schmach und der Schande!" Da weinte Kathi noch mehr und sagte: „Nein, nein! nicht Schmach und Schande, aber freilich bitteres Herzeleid. Ich aber

will mit daran tragen, ich will mit daran tragen, Fräulein Rahel!" — Rahel sagte: „Ich danke Dir, Kathi! ich danke Dir viel tausendmal! und mein Vater wird es Dir danken, Kathi, daß Du das gesagt hast!"

Ruth war jetzt die Besonnenste von allen. Ihr Jammer freilich war auch groß, aber ihre Pflicht hielt sie aufrecht und sie that ihr Möglichstes, alles in Ordnung zu halten, Fremde fern und das Haus still zu halten. —

Ja, ja, es war ein Haus des Leids und der Klage, der Trauer und des stummen Schmerzes geworden mit einemmal, dieses bisher so glückliche, reiche Haus rechter Israeliten. Am Abend reiste der Vater ab, er fuhr in geschlossenem Wagen zur Bahn; die Töchter erschienen nicht einmal am Fenster, als der Wagen abfuhr. Sie saßen oben beisammen, horchten auf die Abfahrt, umarmten einander bitterlich weinend, als der Wagen wegfuhr, und hielten sich in trauter Liebe fest umschlungen.

In wenigen Stunden mußte der Vater in der Hauptstadt sein, wenn auch nach Mitternacht erst. O wie war diese Nacht so schaurig für ihn, wie für die Kinder daheim! Und doch, wie froh war er, in dunkler Nacht, von niemand gesehen oder erkannt, dort anzukommen, wo er seinen Sohn in Schmach und Schande, in Blut und Wunden, wahrscheinlich schon leblos und todesstarr antreffen sollte.

Am Bahnhof empfing ihn Zamba, der treue Die-

ner, aufgeregt und tiefbekümmert. Sie sprachen wenig, um niemandes Blicke auf sich zu ziehen; als aber der alte Levi im Wagen saß und derselbe geschlossen war, da frug er hastig, fast sich überstürzend: „Was ist es gewesen, Zamba, — lebt er noch?“ Und es ward, als führen mit einemmal ein ganzes Bündel Blitze vom grellen Nachthimmel herab auseinander und schlügen alle nacheinander erbarmungslos in seinem Herzen, in seinem Vaterherzen ein, als er nun von Zamba erfuhr, daß Arthur, ein immer leidenschaftlicherer Spieler, einen Kasseneingriff gemacht, dann, von der Gefahr der Entdeckung und Verhaftung bedroht, um aller Schande zu entgehen, einen Selbstmord verübt habe und jetzt — schon gestorben sei!

Zamba war in großer Not, das alles, alles dem alten Vater sagen zu müssen. Und er sagte es so teilnehmend und ehrerbietig, daß er allen Dank verdiente. Aber was konnte er an diesen grausen Wahrheiten mindern oder mildern, was etwa gar schöner darstellen, als sie es nun eben sind? Solch ein Leben ist schnöd, solch ein Ende gräßlich, es war das Zerrbild des Lebens und ist der allergrausigste Tod. „Sag es schnell!“ war der natürliche Schrei der Angst und der Scham eines bekümmerten Vaterherzens gewesen, und doch, jetzt schnell alles sagen, war für Zamba wie ein Wagnis voll größter Gefahr. Aber immerhin war es für den alten Vater noch eine Wohlthat in seinem großen Jammer,



18. Seite 525.

Still und ohne viele Worte half der treue Diener ihm hinauf, dann hinein — zur Leiche seines Sohnes.



alles vollends schnell zu wissen. Was kann der Arzt thun, wenn es sich um eine gräßliche Operation handelt? Er kann höchstens betäuben und damit die Sinne nehmen und die Schmerzen töten, aber zur Süßigkeit der Lust kann er den Schmerz ja nicht umzaubern. Zamba aber war noch schlimmer dran. Er mußte dem klar bewußten Vater die ganze volle Wahrheit sagen und hatte nichts, gar nichts zur Betäubung des Schmerzes in der Hand. Wie ohnmächtig sind wir Menschen, wenn der Sturmschritt der göttlichen Gerichte einherkommt und über uns weg schreitet, allen und jeden Widerstand niedertretend und niederstürmend!

Und doch, was hatte jetzt der arme, alte Levi an Zamba für eine Hilfe und einen Trost! Still und ohne viele Worte half der treue Diener ihm hinauf, dann hinein — zur Leiche seines Sohnes. Still entblößte er das blutleere Angesicht, still bedeckte er es wieder, beidesmal die Wunde sorgsam ganz verhüllend. Dann führte er den Vater wieder weg. Und merkwürdig! der alte Vater gab sich jetzt in die Hände dieses Dieners wie ein Kind, er ließ sich leiten und führen wie ein Kind von seinem Vater, und Zamba that das Seine so treu, so bescheiden, so anspruchslos und doch zugleich so innerlich sicher, so umsichtig und verständig, als wäre er darauf eingeübt, den Schwindelnden in der allerhöchsten Not über den allertiefsten Abgrund sicher hinwegzuführen. Gewiß hatte das seine nun schon mehrjährige

Gewöhnung an eine innerlich und äußerlich längst drohende Gefahr mitbewirkt. Denn so überraschend jetzt alles gekommen war, — in Zambas Herzen war lange vorher schon vieles durchgesorgt und durchgekämpft, durchgemacht und durchgebetet worden, bis auf die Zeit dieses allergrößten Schreckens, dieses grausen Endes seines Herrn.

Als sie beide nach zwei Tagen am Grab standen, — nur noch zwei Freunde des alten Levi dabei, sonst waren sie ganz verlassen, — da wollte der alte Levi wohl keine Unterstützung annehmen, sondern frei dastehen, — der Mohr hinter ihm. Aber innerlich war ihm Zamba in diesen zwei Tagen schon eine so kräftige Stütze geworden, daß er nicht mehr ohne ihn hätte sein mögen. Denn derselbe ordnete nicht nur die äußeren Angelegenheiten, er besorgte nicht nur Briefe und Bestellungen äußerlicher Art, sondern er übermittelte auch gewichtigere Aufträge des alten Levi; selbst die beschämenden Geldangelegenheiten, um die es sich jetzt handelte, vermittelte er und überhob so den alten Vater vieler Beschämung, die auf ihn gewartet hätte vor Gericht und in dem Geschäft Arthurs, vor zudringlichen Neugierigen und vor den Geschäftsfreunden des Alten. Er machte es ihm, soweit man davon sagen konnte, heimisch in diesen zwei Tagen, und besorgte auch alles bis ins Einzelne, was zur Abreise noch nötig war.

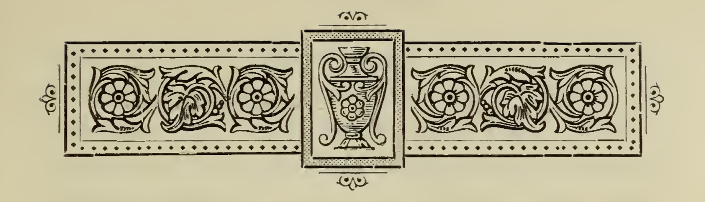
Und wie hätte der zitternde alte Mann am dritten

Tag allein heimreisen können ohne die Hilfe des Mohren, des Dieners seines Sohnes? Hätte man ihn freilich früher gefragt, — niemalen hätte er geduldet, daß dieser Mensch, dieser Mohr, je einmal sich wieder daheim, in seiner Vaterstadt und vor den Bekannten wie vor den ferner Stehenden, sehen lassen dürfe, — dieser Zamba, diese schwarze Erinnerung an die schwarze That seines Sohnes! Aber siehe da! unentbehrlich schien er ihm jetzt geworden zu sein, gern nahm er ihn mit und bot ihm sogleich an, dauernd bei ihm zu bleiben, um ihm und seinen Töchtern eine getreue Hilfe zu sein; er wollte ihn immerdar wert halten! Ja, das alles that der alte Levi!

Und er hatte damals noch keine Ahnung, was alles und wie viel der gute Zamba für den ungeratenen Arthur gethan und gesorgt, geopfert und daran gesetzt habe. Auch davon konnte er damals noch keine Ahnung haben, wie viel Gutes den Seinigen durch den Mohren noch werde zu teil werden.







IX. Kapitel.

Der Mohr bleibt bei Mirjam.

Motto:
In Unglücksnacht, wenn Sonn' und Mond nicht scheint,
Wird uns zum Stern ein schlichter, echter Freund.

Als am dritten Tag der alte Levi mit dem Mohren heimkam, da waren es freilich viele neugierige Blicke, welche der jetzt schneeweiße alte Mann und der ernste schwarze Mohr auf sich zogen. Aber das schadete ja nichts. Ehre ist eine heilige Sache, aber Beschämung macht die Ehre nicht tot; wenn sie würdig

getragen und nicht in Eitelkeit verborgen wird, so heiligt sie die Ehre noch. Und in der That, es gefiel bald jedermann, daß dieser Mohr gerade ein Hausgenosse des Hauses Levi geworden war, Tag für Tag die Ausgänge machte und frei und frank in der Stadt zu sehen war. Wenn man ihn freilich da und dort anbohrte, neugierig etwas wissen oder gar unzart ausfragen wollte, so zeigte er einen Stolz, ein Ehrgefühl, eine Würde, welche alle Neugierigen beschämte, so daß keiner zweimal fragte, und solcher Frager immer weniger wurden. Daheim aber zeigte er solche Bescheidenheit, Zartheit und Anhänglichkeit, daß er auch Rahel und Mirjam nur immer lieber wurde, und es war jetzt bald wieder gerade so und blieb auch für die Dauer so, wie es bei dem einstigen längeren Aufenthalt Arthurs gewesen war, daß er nämlich besonders Mirjam zu Diensten war, um ihr die Mühsal ihrer Halbblindheit durch allerlei kleine Dienste einigermaßen zu erleichtern.

Die Familie lebte jetzt lange in großer Stille. Nach jüdischer Sitte hielten sich die beiden Mädchen lange Zeit fast ganz verborgen und verkehrten nur unter einander und im engsten Kreis. Gern machte auch Ruth es so; was nach außen zu besorgen war, besorgte deshalb fast immer der Mohr und im Haus war er der treue Diener aller, helfend wie und wo er irgend konnte. Nicht eine schreckliche Erinnerung, die man gern verwischt, sondern ein versöhnendes Andenken an den armen

Arthur sahen sie alle in ihm. Und sie sollten es nur immer mehr erfahren, wie er der treue Wächter, der beste Warner, ja, man mußte sagen: der unermüdliche Wohlthäter des verlorenen Sohnes gewesen war, so lang er irgend konnte.

Viel redete man anfangs nicht mehr von dem grausigen Ereignis. Der Schrecken Leibes und der Seele war bei allen zu groß und das gräßliche Ereignis überhaupt zu erschütternd, als daß man für jetzt wieder und wieder davon hätte reden können. Dazu war auch der Vater viel zu gebeugt und in sich gekehrt. Doch waren sie alle zu edle Naturen, als daß sie nur in gewaltsamem Vergessenmachen eine Hilfe gegen den Schmerz hätten suchen mögen. Nur sprechen konnte man längere Zeit nicht mehr darüber.

Auch der Mohr wollte nicht viel davon reden. Denn er trug noch ein Geheimnis mit sich herum, das er gern für die Ewigkeit begraben hätte, dessen Offenbarung er aber fürchten mußte, wenn eben einmal wieder ausführlicher von der ganzen traurigen Angelegenheit geredet worden wäre.

Das war aber kein schauriges und böses Geheimnis, keine schwarze, sondern eine lichthelle That; deren Offenbarung hätte den durch und durch edlen Charakter des Schwarzen nur im hellsten Glanze erstrahlen lassen. Minder edle Menschen können nicht schweigen, wenn sie

etwas Gutes gethan haben; sie gackern gern davon wie die Henne, wenn sie ein Ei gelegt hat. Wahrhaft edle Menschen lassen zwar freien Blick zu in all ihr Thun und Lassen, aber ihre größten Opfer, die sie bringen, wollen sie auch geopfert haben mit einemmal; das soll zugedeckt bleiben und nur Gott bekannt; so ist es ihnen lieber.

Mit der Zeit wurde es aber eben doch bekannt, — es mußte ja bekannt werden, schon durch die Geschäftsfreunde in der Hauptstadt. Der Mohr hatte seinen Herrn, den leichtsinnigen Spieler, nicht nur hundertmal gewarnt, oft flehentlich gebeten, je und je in einer guten Stunde auch ernstlich ermahnt, vielmal jedoch die gröbsten und beleidigendsten Kränkungen für seine treugemeinte Fürsorge hingenommen. Nein! als gar das Schlimmste in Aussicht stand, als einmal Pfändung und damit Schmach und Schande dem übermütig stolzen Wesen und üppig reichen Auftreten seines Herrn ein jähes Ende gemacht hätte, da holte er, der Mohr, sein Erspartes, ein für seine Verhältnisse reiches Gut, in der That aber das sauer Erworbene seines ganzen Dienstes, das Erträgnis vieler treuer Dienstjahre, an welchem zwar sein Herz nicht hing, das aber doch die süßeste Hoffnung seines Herzens mit in sich schloß, nämlich die Hoffnung, seine Heimat wiederzusehen und seinem Volke einst das Evangelium bringen zu können, — das holte er, der Mohr, und legte sie dar, diese ganze Summe, gerade

ausreichend, um seinen Herrn mit einemmal zu lösen, — die ganze Summe, obschon er wußte, daß dies auf Nimmerwiedersehen sei. Denn sein Herr war viel zu gemein, es nicht ‚in Teufels Namen‘ anzunehmen, und zugleich viel zu stolz, diese That je seinem Vater zur Einlösung zu gestehen. Daß der Mohr davon nichts je sagen werde, das glaubte Arthur selber, dafür kannte er ihn zu wohl.

Eine Weile ging es damals auch besser, aber ein Spieler ist ein Spielball des Teufels. Ein Spieler rast und prahlt, als hätte er über eine Welt zu verfügen, und wenn er es toll getrieben hat, so treibt er es noch toller, um Gewissen und Sorgenunruhe zu übertäuben. So ging es denn bald wieder los, in wüsten Gelagen und mit schlimmem Leben.

Was da den Mohren bei seinem Herrn hielt? Sein Geld nicht, — das hatte er dran gegeben, — nein! etwas anderes, etwas ganz anderes! ‚Er hat mich erlöst vom Hunger!‘ Das hielt ihn!!

Ist das nicht rätselhaft und wundersam, edel und herrlich, fast nicht mehr menschlich, sondern göttlich? Ja wohl, es ist alles das, es ist rätselhaft und wundersam, edel und herrlich, fast nicht mehr menschlich, sondern göttlich! Denn des Menschen Seele ist wahrhaftig eine gottgeborene, und seine edelsten Perlen, seine köstlichsten Kleinodien wirft der reiche Gott denn doch nicht nur auf den Meeresgrund hinab und senkt sie

nicht nur in die verborgensten Tiefen der Erde hinein, — sondern in empfängliche Menschenseelen.

*　*

Mit derselben Treue blieb der Mohr nun auch im Hause Levi. Und er wäre auch dem alten Levi, auch Rahel wie Mirjam, Treue bis in den Tod zu erweisen bereit gewesen, wenn er nicht von einem höheren Herrn berufen gewesen wäre, später einst unter sein Volk zurückzukehren, um diesem seinem Volk das Evangelium zu predigen. Aber er war und blieb ein treuer Diener des Hauses, so lang es so sein sollte, — und nicht eine ‚Sklavenseele', wie ihn sein Herr, dieser elende Sklave seiner Lust, oft höhnisch genannt hatte, sondern sein Christenmut gerade und seine merkwürdige Weltgewandtheit zugleich machten es ihm ganz leicht, in dieses jüdische Haus sich vollkommen einzugewöhnen, als müßte das die bleibende Stätte seines Wirkens sein.

‚Die Stätte seines Wirkens!' — ja, er wirkte etwas, er arbeitete nicht bloß. Es war ja nun einmal so, daß man mit Mirjam je und je in ein besondersartiges Gespräch kommen mußte. Ihr grübelnder Geist, der, wenn er etwas auffaßte, es nicht mehr so leicht wieder losließ, hatte neue Nahrung gewonnen. Die schrecklichen Erfahrungen in der eigenen Familie machten sie über manches grübeln, an dem sie früher vorüberzugehen für größere Weisheit gehalten hätte, und als von Tod und

Grab, von Zeit und Ewigkeit, von Hoffnung oder Hoffnungslosigkeit, von diesen bedrückenden und doch wichtigsten Fragen des Menschenlebens und der Menschenseele selber so deutlich zu ihnen geredet ward, da wandten sich die beiden Mädchen Rahel und Mirjam auch noch viel mehr als früher denjenigen Gedanken zu, welche Beatrice, die liebe und jetzt so besonders teilnehmende Freundin, ohne es eigentlich zu wissen und zu wollen, in ihnen anregte.

Der Vater wurde alt und nahm zusehends ab. Da wären ihre Gedanken oft düster und hoffnungslos gewesen, wenn sie nun nicht etwas Höheres und Besseres gehabt hätten. Nicht daß sie jetzt Christen geworden wären, aber ihre Herzen näherten sich denen immer mehr, welche eine viel frohere Hoffnung in sich trugen, — wie das bei Beatrice mehr und mehr zu spüren war, denn sie erzählte viel Merkwürdiges von Kuno und dessen neuer Freundschaft mit Herrn Otto Simon.

Besonders viel aber war ihnen der Mohr, — sein Glaube und seine gewisse Hoffnung, welche er oft so unverfänglich und doch so merkwürdig deutlich aussprach, daß es Rahel und Mirjam gar viel zu denken gab. Und als der alte Levi starb, da war es wohl wieder ein Schrecken, denn es kam sehr schnell, — aber die Totenklage war doch nicht so, wie bei Arthur; es war etwas mehr Trost in die betrübten Herzen gefallen.

Sie lasen auch ihr Altes Testament und seine Sprüche jetzt in einem andern, helleren Lichte als früher.

Als aber die Verwandtschaft neugierig frug, wie sie, die beiden verlassenen Mädchen, es denn jetzt halten wollten, als ‚Anträge' versucht und Vorschläge gemacht wurden, da wandte sich Rahel stolz wie eine Königin ab und sagte: „Es bleibt beim Alten, wir bleiben zusammen, — und der Mohr bleibt bei Mirjam!"





X. Kapitel.

Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!

Motto:
Verdunkelt stand des Herrn Altar,
In Menschentrug begraben war
Das Wort aus Gottes Munde.
Wo bleibst du, Licht von Anbeginn?
Ach, Hüter! ist die Nacht bald hin?
Ist nah des Aufgangs Stunde?
Fr. Sachse.

Doch vergessen wir über dem Todesschrecken dieser wenigen Menschen nicht die allgemeine Schreckenszeit in der damaligen Welt, über der besonderen Not dieser edlen jüdischen Familie nicht die allgemeine große Trübsal der Christen dazumal. Wir haben zwar

deren Gedränge schon genugsam kennen gelernt und in allem ihrem Elend auch ihre Geduld und ihren Glauben erkannt. Aber eines haben wir noch nicht erwähnen können, die allgemeine Kirche und ihren Zustand in dieser allerletzten betrübten Zeit.

Ach, die allgemeine Kirche! Was ist sie denn, die allgemeine Kirche, die Völkerkirche? was ist die Volkskirche und die Landeskirche? Ist sie gering zu schätzen oder gar zu verachten? Wer sie wegwirft, wirft das Netz weg, mit dem er Fische fangen soll. Wer die Kirche verachtet, verachtet seine Mutter; wer die Volkskirche gering schätzt, achtet sein Volk gering; wer die Landeskirche freiwillig fahren läßt, der sage nicht, daß er sein Vaterland lieb habe. Landeskirche, Volkskirche und allgemeine Völkerkirche, — oder wie man es sonst nennen, wie man sie näher bezeichnen oder abgrenzen mag, immer sind sie der Leib, in welchem Gottes Geist das Leben schafft; immer sind sie mindestens der große Körper, innerhalb dessen der Geist des Christentums noch waltet. Und wären sie auch schon halb tot oder ganz erstorben, immerhin sind sie selbst dann noch der Raum, innerhalb dessen das Neue sich vorbereitet, selbst wenn das Alte schon zerfällt. ‚Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin‘, hat man schon sehr oft davon gesagt, und es ist jedenfalls böse, bitterböse Zeit, wenn man selbst das nicht mehr darin zu sehen vermag.

Ja, jetzt war sie am Sterben oder gar erstorben.

die allgemeine Kirche. Jedenfalls hatten Völkerkirche und Landeskirche, im großen Ganzen angesehen, nur noch sehr wenig Leben. Das Hohepriestertum der Kirche war vielfach zu leerem Prunk mit äußerlichen Ehren ihrer ‚Würdenträger‘ geworden, ihr Gottesdienst mehr Schaustellung und mehr Menschendienerei als Gottesdienst. Statt Gebet und Innenleben war es mehr nur Gebot und äußere Satzung; statt lebendigen Glaubens herrschte die tote Formel. Die Predigt der Liebe war selber eine klingende Schelle und die christliche Hoffnung war ganz und gar vermattet und vergessen. Ihre Diener aber waren stumm und taub, oder predigten sie tauben Ohren und leeren Bänken. Schönere Gotteshäuser zwar hat es nie gegeben; köstliche Juwelen des Altertums waren vollends ausgebaut und ausgeziert, so schön und so zahlreich wie zu keiner anderen Zeit zuvor. Aber ‚wer glaubt unserer Predigt und wem wird der Arm des Herrn geoffenbart?!‘

Was ist eine Kirche, welche weltliche Macht über alles erstrebt und selber dadurch verweltlicht? oder was ist eine ‚Kirchengemeinschaft‘, welche doch nur noch Anhängsel des Staats ist und diesen Schaden nicht einmal spürt? Was sind ihre Diener, wenn sie vergessen, daß gesagt ist: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt,‘ oder wenn sie ihre rein bureaukratische Gewalt für die ‚Schlüssel des Himmelreichs‘ halten? Was können sie

wirken, wenn ihre Macht nicht mehr in überzeugtem und überzeugendem Wort der Predigt besteht, oder wenn die Predigt dieser Diener am Wort nicht von Beweisung des Geistes und der Kraft begleitet ist?

Ja es stand nicht gut um die große Kirche, um die Kirchengemeinschaften. Und wenn dies auch schon öfters in der Weltgeschichte der Fall war, so war das besonders Schlimme in jener antichristlichen Zeit eben das, daß die maßgebenden Kreise der Kirche und ebenso die allgemeinen Strömungen in den Volkskirchen dem antichristlichen Wesen nicht im geringsten widerstanden, vielmehr allen Vorschub leisteten, ihre feigen Dienste anboten und ihre geistige Unabhängigkeit aufs Tiefste erniedigten! —

Aber so viel sei zur Ehrenrettung gesagt, daß doch mehr und mehr viele, viele Einzelne in der allgemeinen Kirche sich zu besinnen anfingen und sich ermannen zu wollen schienen. Besonders viele Geistliche wurden ergriffen von dem Weh der Christen. Wenn sie auch lange in der Anhänglichkeit an die Volksgewalten und in der Abhängigkeit von der Staatsgewalt sich nicht ganz losringen konnten von dem alles bestrickenden Weltgeist und Gewaltgeist, so fand doch der Schrei der Not und der Jammer der Christenheit ein Echo in ihren Herzen. Überhaupt aber erwachte das Gewissen doch in Tausenden, ‚sie schlugen an ihre Brust und wandten wieder um', möchte man sagen; der

religiöse Instinkt wies sie auf etwas anderes hin als die allgemeine Losung, welche ausgegeben war.

In vielen Geistlichen regte es sich denn doch mehr und mehr gewaltig. Zwar gebunden durch die bureaukratischen Rücksichten auf Staatsgewalt und herrschendes Regiment blieben sie lange still, aber ein ernsterer Geist der Lebensauffassung ließ sich in ihren Worten und aus ihren Predigten verspüren. Sie predigten, wenn auch ohne direkte Nennung des Schadens, jetzt ernstlicher Buße, sie ermahnten kräftiger und warnten eindringlicher, — und gar manche riefen mit gewaltiger Wächterstimme auf, zu merken auf die Zeichen der Zeit. Oft schien es, es gehe ein Frührotleuchten durch die Kirche hin, — oder war es nur erst ein Wetterleuchten der kommenden Gottesgerichte?

So ganz unzweideutig allerdings wurde ja von den wenigsten gesprochen, aber die Barmherzigkeit wurde doch aufgerufen, die Glaubensgüter wurden wieder betont, der Religionshaß wurde gebrandmarkt. So viel stimmte ja auch alles mit dem, was der Form nach erlaubt und heuchlerisch sogar empfohlen war, und im übrigen hieß es: ‚Wer Ohren hat zu hören, der höre!‘

Es gab aber auch Märtyrerseelen unter ihnen, welche Absetzung und eigene Bedrängnis nicht scheuten. Das war freilich im ganzen nur eine kleine Schar, — das Leben in der Kirche als solcher war noch lange

nicht aufgewacht und schien kaum zu erwecken, — aber hineingerufen war doch in die träumerisch düstere Weltkirche, hineingerufen, daß es darin widerhallte: ‚Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!‘ — und wenn es nur dazu führte, daß die allgemeine Nacht grell erleuchtet ward und die letzte Schreckenszeit von vielen erkannt werden konnte als das, was sie wirklich war!



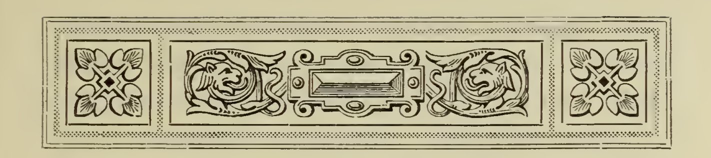
V. Buch:

Die grosse Erlösung.

Motto:

Und nun! Hebt eure Häupter auf!
Wie herrlich nahet die Erlösung!
Den Erzfeind und sein Heer zu Hauf
Stürzt Gott in Tod und in Verwesung!
Vorbei der Völker letzter Krieg,
Die frohe Menschheit jauchzet Sieg!





I. Kapitel.

Da die Zeit erfüllet war.

Motto:
Da siehst du himmelhoch von goldnen Zeiten schwärmen, —
Im Grunde ist's ein nutzlos Lärmen. Geibel.

Wenn der geneigte Leser die Geschichte der älteren Zeit kennt, weiß er vielleicht, was einst für Meinungen auftauchten, was für Besorgnisse geäußert und für Ratschläge erteilt wurden in jener Zeit, als die ersten Eisenbahnen erbaut werden sollten. Da hieß es in einem Landtag z. B., man solle an den Thoren einer betreffenden Stadt und wieder am Thor der andern Stadt Wachen aufstellen, welche zu zählen haben, wie viel

Leute täglich hier heraus- und dort hineingehen und umgekehrt, — um so zu erfahren, ob der Verkehr auch der Mühe wert sei und es sich überhaupt lohnen könne, eine Eisenbahn zu bauen. Da gab es Gutachten von Gesundheitsämtern und ärztlichen Behörden, welche die genau wissenschaftlich begründete Besorgnis aussprachen, vom Anschauen des vorübersausenden Eisenbahnzuges werden die Leute erblinden, denn die schnelle Bewegung werde die Sehnerven des menschlichen Auges aufs Äußerste reizen, — und deshalb die Forderung aufstellten, jedenfalls müsse der ganzen Bahnlinie entlang ein hoher Bretterzaun errichtet werden, um anderen Leuten, welche nicht fahren, hiegegen den nötigen Schutz zu gewähren.

Und jetzt? — Weiß der geneigte Leser vielleicht, wie viel tausend Kilometer Eisenbahnstränge die Erde bedecken? Genau kann er es schon deshalb nicht wissen, weil der Eisenbahnbau in aller Welt thatsächlich gar nie mehr aufhört; die Eisenbahnen werden und sind schon längst die Völkerstraßen, welche die Länder durchziehen und die Völker verbinden, die ganze Erde bedecken und die fernsten Meere einander nähern.

Wie war es aber vor der Eisenbahnzeit? und wie war es in unvordenklichen Zeiten? — Als der Mensch die Erde allmählich besiedelte und in jener Einsamkeit seine Wohnstätte sich aussuchte, da hatte er Kampf mit wilden Tieren und schloß sich ab an unwegsamen Plätzen und auf unzugänglichen Felsen. Als er aber Herr des

Platzes und freier Mann auf seiner Scholle war, da verlangte er doch auch nach mehr Gemeinschaft und suchte dauernde Verbindung. Jeder schuf sich freien Raum vor seinem Hause und bahnte sich seinen Weg zu seinen Nachbarn. Man senkte auch Schrittsteine ins Wasser und in den Sumpfboden, man legte den Baumstamm über den Bach oder über einen Abgrund. Doch war es immer noch seine private Sache, ob der Mensch es thun oder lassen wollte. Als nun aber die Kultur ins Land zog und einen Völkerfrühling brachte, da baute man ja wohl Wege von einer Stadt zur andern, und vielleicht hatte auch ein Dorf oder eine nähere Ansiedelung einen Nutzen davon. Bis jedoch mehr feste Wege geschaffen wurden und wirklich gebahnte Straßen, — das dauerte doch vielfach noch lange, lange, und sie führten kreuz und quer, auf und ab, sie marterten noch die Tiere nnd gaben mit Bückeln und Abstiegen den Fuhrleuten zu fluchen und den Müllern und Vorspannleuten zu verdienen genug und übergenug. Platzgelder und Brückengelder sperrten den Weg eben so viel, als schöne Plätze und mehr oder weniger gute Brücken für den Verkehr sich bereit boten. Wie lang aber dauerte es, bis gute Wege alle Markungen verbanden und jeden Flecken zugänglich machten, und wie lange gar, bis endlich breite Kunststraßen alle Landschaften beglückten und jeglichen Verkehr überallher und überallhin erleichterten!

Ist dies nicht ein Gleichnisbild — und selber zugleich ein lebendiges Bild für den herrlichen Fortschritt der langen Jahrhunderte menschlicher Geschichte? Macht unsere Phantasie nicht besonders gern eine solche Reise von einem Jahrhundert ins andere hinein, von Station zu Station bis auf die gegenwärtigen Tage höchster und vollkommenster Kulturentwicklung? Man freut sich des stetigen Fortschritts auf einem weiten Weg und sieht mit Vergnügen zu, wie immer aufs neue und immer vollkommener ‚die Zeiten sich erfüllen.' —

Am Ende des 19. Jahrhunderts aber gar! — da sausten nicht nur die Eisenbahnzüge durch alle Länder, da durchfurchten nicht allein die Dampfschnellschiffe alle Meere, sondern jene hielten die entferntesten Teile der Welt mit einander verbunden und diese haben das Meer wahrhaftig zur ‚Wasserstraße' gemacht. Beide haben so die Völker einander näher gebracht, als das je der Fall war und die allgemeine Völkerverbrüderung großartig vorbereitet. Was sie aber hievon noch unvollendet gelassen haben, das sollten Telegraph und Telephon noch vervollständigen und vollenden.

Und nun — am Schluß des 20. Jahrhunderts, am Ende des zweiten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung vollends! Da ist die elektrische Kraft der größte ‚Fortschritt', das elektrische Licht die schönste ‚Erleuchtung' geworden. Die Eisenbahnen jedoch sind darum nicht ein überwundener Standpunkt, sondern sie überwinden alles.

Wer holt noch Karten und zahlt erst die Fahrten? Die Eisenbahnen sind geworden, was sie sein sollten, die freien Verkehrswege gerade so wie Wege und Landstraßen auch; hier ist nicht Brückenzoll und Platzgeld, und da ist keine Fahrkarte mehr, vielmehr alle Kontrolle unnötig geworden. ‚Füllet die Erde und machet sie euch unterthan,‘ — ist das urälteste Gotteswort an die Menschheit, und der Mensch, der Herr der Schöpfung, hat das Rätsel gelöst. Dieses Gotteswort hat er zu seiner Losung gemacht und den Schein hat er wahrhaftig eingelöst. Selbst das Meer strahlt wieder von diesem Glanze der erleuchteten triumphierenden Menschheit, seine Wasserstraßen sind elektrisch beleuchtet und hell bezeichnete Richtungslinien sichern den stolzen Schiffen die freie gefahrlose Bahn! —

Wird es Dir zu viel, lieber Leser, zu viel solcher Worte und zu viel des Ruhms der Menschheit, des Rühmens von Menschenweisheit und Menschenwerk? — Warum denn aber sollen wir uns nicht freuen, wenn von Jahrhundert zu Jahrhundert ‚Fortschritt‘ und ‚Erleuchtung‘ im wahren Sinn des Worts zu rühmen ist? Warum soll das nicht wirklich auch ein Lob Gottes, ein Ruhm seiner Ehre sein, wenn doch thatsächlich auch auf diese Weise ‚alle Lande seiner Ehre voll‘ werden? Hat doch er dem ‚Menschen nach seinem Bild‘ Recht und Licht im Naturleben und im Kulturleben gegeben und gegönnt, — er, der dem ahnungsvoll sinnenden Men=

schen Erleuchtung giebt, seinem schaffenden und forschenden Geist so manchen reichen ‚Fund' in der Erde und des Meeres Tiefen, so viele großartige ‚Erfindungen' aus den Tiefen der Wissenschaft heraus, gelingen läßt und — ‚alles zu seiner Zeit' — so jedem Geschlecht sein Teil, jeder Generation sowohl ihr ‚Erbe' gönnt, als auch wieder ihre ‚eigene Errungenschaft' schenkt, jedem Jahrhundert neue Zeichen seines Waltens, jedem Volk Beweise seiner Huld und Vaterschaft!

So giebt es thatsächlich Fortschritt und Erleuchtung genug in der Menschheitsgeschichte, und Gottes Wille ist niemalen dagegen, sondern vielmehr immer mitten drin. Das Gerassel des mannigfachen Räderwerks mag manchen betäuben, das strahlende Licht viele blenden, daß sie nicht sehen, von wem jenes regiert wird und wer dieses sendet, — wer aber Ohren hat, zu hören, der höre, und wer Augen hat, zu sehen, der sieht: der lebendige Gott schreitet durch die Jahrhunderte hin, er ist es, der die Völker führt und ihre Geschicke leitet von ersten Anfängen an bis auf ein letztes großes Ziel hin!

Noch vor 100 Jahren, noch im 19. Jahrhundert sahen viele Christen in dem Gedanken an die antichristliche Zeit nur ein düsteres Ende für die Welt, nur einen trüben Ausblick voll Hoffnungslosigkeit vor sich, sie sahen darin nur das Ende aller menschlichen Dinge, den Untergang der Welt. Wir aber, die Kinder des Tages, des hellen Tages des Herrn, sehen das jetzt

anders an. Der die Völker führende lebendige Gott hat alles, alles zubereitet und läßt sich sein Regiment nicht und nie aus den Händen winden.

Auch die für die Christen fürchterlichste Zeit des Antichrists um das Ende des 20. Jahrhunderts, um das Jahr 2000, schafft nicht nur ein böses Ende aller irdischen Weltentwicklung, sondern sie ist auch wieder ein Durchgangspunkt, der letzte, größte, am schwersten zu lösende Entwicklungsknoten in der ganzen, sich nun vollendenden Geschichte der Menschheit. Wenn sie schon die Menschheit in die ernsteste Versuchung und in den allgemeinen Abfall, die Christenheit in die allergrößte Bedrängnis, die ganze Welt in den furchtbarsten Geisteskampf, — ja, man möchte sagen: Geisterkampf, — den sie je erlebt hat, hineinführt, es geht doch nicht nur dem Ende, sondern der Vollendung irdisch menschlicher Geschichte zu. Die Geschicke der Menschheit sind in einer höheren Hand, die Weltgeschichte verläuft nach Gottes Plan, und Gottes Plan kann nicht gehindert werden; Gottes Wege sind wunderbar, aber er führt es alles herrlich hinaus.

Das ist ja freilich wahr und das sollte in jener Zeit noch einmal ganz klar und deutlich offenbar werden: eine stetige Vorwärtsentwicklung menschlicher Dinge giebt es nicht. Es giebt kein Emporblühen ohne taube Blüten, keine irdische Hoffnung ohne Enttäuschungen, und auch einen wirklichen Fortschritt nicht ohne wirkliche Rück-

schritte. Es war also von jeher grundfalsch, zu meinen, eine allmähliche Entwicklung der Menschheit bringe es aus sich heraus zu einer Vollendung der Welt, ein seliges Zeitalter falle wie eine reife Frucht ganz von selbst der Menschheit in den Schoß. Im Gegenteil, nie in der Weltgeschichte ist diese Meinung gründlicher zu Schanden geworden als gerade in der antichristlichen Zeit, nie die erhabene Weltanschauung der heiligen Schrift mit ihren Weissagungen wunderbarer beleuchtet und vollkommener bewiesen worden, als durch die letzten Tage jenes gigantischen Weltreichs.

All die Errungenschaften früherer Jahrhunderte brachten das gepriesene Erdenglück nicht, ebenso all die gewaltigen sozialen Umwälzungen auch des letzten zwanzigsten Jahrhunderts, — großartiger und schneller vollzogen als je ein Jahrhundert solches versucht und erreicht hatte, — sie brachten das gepriesene Erdenglück auch nicht zu stand. Und am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, — auch die allgemeinste Begeisterung der großen Massen, der einmütigste Gewaltwille der ganzen geeinigten Menschheit, das gigantische Stürmen der stolzesten Geister und des allmächtigsten Menschen, den es je gegeben hat, alles, alles baute nur an einem babylonischen Turm, der doch nicht in den Himmel reichte, der bald — jetzt bald — stürzen und zur Ruine werden sollte. Aller menschlichen Kultur und aller vollendeten Bildung gelang es nicht; der hieran fürwahr reichgewordenen, ja über=

sättigten, an Frömmigkeit und Glauben aber ganz und gar verarmten Menschheit sollte es nicht gelingen! Ihr fehlte dafür schon der Herzensfriede. Aber auch aller staatlichen Gewalt, all der Riesenmacht des allergrößten Weltreichs konnte es nicht gelingen; gelang ihr ja doch nicht einmal der äußerliche, so viel gerühmte ‚allgemeine Völkerfriede‘ wirklich und wahrhaftig! Es blieb beim Alten!

Tyrannei und Sündenknechtschaft in jeder Form blieben, Unglück und Plagen aller Art mehrten sich gegen das Ende hin, und der Menschenseele geheimstes Verlangen, aller Völker tiefstes Sehnen blieb ungestillt, so daß die Menschheit gerade jetzt, hier, auf dem Gipfel und Höhepunkt aller ihrer Entwicklung angekommen, hier, die offenbare Schlußentwicklung der ganzen Völkergeschichte vor sich sehend, — nur um so deutlicher erkennen konnte, daß sie, die Menschheit, aus sich selber nicht zur Ruhe, nicht zur Vollendung, nimmermehr zu einem glücklichen Zeitalter kommen könne, — daß nun alle Mittel aufgewendet, alle Kräfte erschöpft, alle Wege versucht und jetzt auch die letzte Möglichkeit genommen sei, zu ihrem großen Ziel zu kommen ohne ihren Heiland, — daß es wieder einmal ein Traum gewesen, als stünde man an einem großen Anfang, und nun wieder ein schreckliches Erwachen sei, gar am Ende aller menschlichen Hoffnung zu stehen!!

So führte Gott die Völker, ‚daß sich vor ihm kein

Fleisch rühme!' denn er, der Vater, ‚hatte es seiner Macht vorbehalten'. Und doch hatte er jetzt zugleich alles zubereitet, alles ganz wohl vorbereitet, daß er nun alles vollende, — jetzt, ‚da die Zeit erfüllet war'.





II. Kapitel.

Die Kreuzesstunde der Christenheit.

Motto:
Man tritt uns ganz mit Füßen!
Schiller.

Für die Christen aber war die gepriesene Zeit höchster Kulturentwicklung die schrecklichste Zeit, — und das Allerschrecklichste kam nun erst noch. Es ist nicht nötig und auch nicht möglich, dies an der Einzelngeschichte unserer Freunde zu zeigen. Wo

die Gesamtheit so leidet, was bedeutet da der Einzelne? wo es sich um das große Ganze handelt, wie gering kommt sich der kleine Mensch, die einzelne Person vor! Es handelt sich jetzt auch vorerst nicht mehr um neue Erlebnisse, um äußerlich hervorragende, überraschende Entwicklungsmomente in der damaligen Geschichte der Christenheit. Es ging alles vollends seinen gewohnten Gang, das heißt jenen traurigen Kreuzesweg, den wir schon genugsam geschildert haben. Aber es kam nun auch ‚die Kreuzesstunde der Christenheit' selber.

Die Quälereien gingen so weiter; da und dort schienen ihrer eher weniger zu werden als mehr, überall aber litten die Christen doch schon durch die Fortdauer dieser Zustände immer mehr darunter; und ein anderes kam allerdings neu dazu, das aber war etwas Innerliches, Verborgenes.

Zu Anfang, d. h. im bisherigen Verlauf, hatten sich wohl mehr Schrecken und Aufregung gezeigt, aber, wie das immer in ähnlichen Zeitläuften der Fall ist, auch die unverkennbaren Zeichen einer großen Erweckungszeit mit allen ihren Stärkungen und Tröstungen, mit ganz besonderen Kräften und merkwürdigen Erfahrungen. Es war wie das Aufleuchten der Blitze in einer grausen Nacht, aber auch wie das Brennen einer hellen, lichten Lohe glaubensgewisser Begeisterung, frohen Opfermuts und treuen Märtyrersinns bei vielen Tausenden und aber Tausenden. Sie stärkten sich an einander und des

einen Kummer minderte den Jammer des andern, des einen Geduld beschämte den zagenden Glauben des Schwächeren. Hatten sie ja doch insgeheim mehr und mehr eine ganz lebendige Gemeinschaft untereinander. Es war ein Leben wie in den Zeiten der ersten Christenheit, wohl in der Schmach und Verfolgung, aber auch in der Kraft und Geduld. Es war auch, als wollte der, für den sie jetzt zu leiden hatten, ihnen besonderen Segen, reichen Trost, merkwürdige Erfahrungen, ja ganz wunderbare Kräfte schenken, so daß sie sich selber verwunderten über das, was an ihnen geschah und unter ihnen offenbar wurde.

Als aber der Druck nun anhielt und durch seine Dauer immer mehr belastete, da schien er einen wahren Bann auf die Seelen der Christen zu legen. Als auch die äußere Not, weil länger dauernd, immer größer wurde, für viele die Familiensorge immer peinlicher, mannigfach auch wehmütige Erfahrungen im engsten Kreis der eigenen Familie immer schmerzlicher sich zu fühlen gaben, — da waren sie wie im Feuerofen, ja da wurden sie wahrhaftig den alten Märtyrern gleich! Ihr Herzeleid war oft übergroß und es giebt ein Leiden, da kann man fast nicht mehr trösten, man scheut sich, es zu thun, man empfindet es wie ein Unrecht, aus sich heraus einen Trost zu sagen, wo Gott ihn zu versagen scheint; großer Schmerz macht stumm und für stummen Schmerz findet auch das Mitleid kaum mehr Worte.

Ja, jetzt war die eigentliche Kreuzesstunde der Christenheit angebrochen! Wie der ausgestreckte Leib ihres Heilandes einst im Sonnenbrand des Mittags und in der Marter aller seiner Glieder dahing, — so war die Christenheit, der Leib des Heilandes, in allen seinen Gliedern in den Tod gegeben, oder mehr als das. Denn der Märtyrertod ist nicht immer das Schwerste, ein Märtyrerleben kann noch schwerer sein. Nicht der Tod des Heilandes war das Ärgste, — mit allen seinen Qualen nicht, — nicht das Sterben des Leibes, sondern jene Gottverlassenheit seiner Seele, als der Fluch aller Welt auf ihm lag, jenes tiefste Geheimnis seines Leidens, welches aber erst offenbar wurde, als es schon vorüberging und er nach langem, starrem Stillesein mit lauter Stimme schrie: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!‘

So kam jetzt ein Zustand der Anfechtung im eigentlichen Sinn auch über die Christenheit. Es gab eine Menge Schwermütiger unter ihnen, mit Zweifeln bis zur Verzweiflung Ringende, welche sich durch nichts mehr trösten ließen und die Last auch andern noch größer machten. Wer kennt ihn nicht, jenen merkwürdig tiefen Zusammenhang der Menschenseelen untereinander? Man redet so leichthin von allerlei Ansteckung bei Leibeskrankheiten, viele aber kennen die belastende Macht des Seelenschmerzes, den fast ansteckenden Druck gemütlicher Umnachtung kaum. Wie eine dunkle Gewitterwolke

legte es sich allmählich auf das geängstete Häuflein der Christen überall. Hatte zuerst die Macht des Höchsten sie schützend überschattet, so schien er selbst jetzt ganz aus dem Mittel gethan. Da war kein Trost mehr, keine Offenbarung seiner Nähe, lauter Zorn Gottes, lauter Gericht Gottes, nichts als Nacht, nichts als Ohnmacht. Und wo auch noch diese und jene mächtige Zeugenstimme erscholl, — sie hörten sie nicht mehr wie jene erhebende Wächterstimme, welche den frohen Tag verkünde, oder wie jene gewaltige Prophetenstimme, welche dem Kommen ihres Herrn vorausgehe, sondern nur noch wie das schaurige Kommando auf einem brennenden Schiff, wenn schon von der einen Seite die Gluten immer heißer wehen und von der anderen Seite die Wasserwogen immer gefährlicher tosen. Das war die böse Stunde, das war die Macht der Finsternis! —

Sie sahen auch hin und wieder in der Welt unter allerlei Menschen Zeichen göttlichen Gerichts, auch viele böse Krankheiten, wie sie aufgeregten Zeiten und aufgeregten Menschen eigen sind, wie sie zerrüttete Zustände begleiten und zerrütteten Nerven sich anhängen, auftretend mit dem Schein des Geheimnisvollen, verlaufend unter dem Eindruck des Schauervollen, selbst für Gedankenlose ein Schrecken, für Feige ein Grauen, für Empfängliche ansteckend, — für Christen immer noch am besten zu begreifen, jetzt aber im Zusammenhang mit den eigenen Erfahrungen nur aufs neue

niederdrückend. Jetzt hieß es: ‚Meine Seele verlangt nach deinem Heil, meine Augen sehnen sich nach deinem Wort und sagen: wann tröstest du mich? wie lange soll ich warten? wann willst du Gericht halten über meine Verfolger? sie haben mich schier umgebracht auf Erden!‘

Und es kam auf all ihr Gebet noch keine Antwort vom Himmel her. Wenn sie aber gekommen wäre, so hätte sie gelautet wie diese: ‚Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zornes ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, — spricht der Herr, dein Erbarmer!‘





III. Kapitel.

Die Mitternacht der Welt.

Motto:

Des Königs Wangen leuchten Glut,
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.
Und er brüstet sich frech und lästert wild,
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.
Er leert den Becher bis zum Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:
„Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn,
Ich bin der König von Babylon!"
Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Heine.

Wir möchten bei der Schilderung dieses Zustands der Christen nicht gern länger verweilen; es ist ein gar zu trauriges Bild. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß in der weiten Welt unter der großen Menge die Lage ebenso düster angesehen worden

wäre. Im Gegenteil! in der Welt ging es an vielen Orten hoch her.

Feste um Feste drängten sich. Man aß und trank, man lebte, als müßte es ewig so fortgehen. Man war fröhlich und guter Dinge; nie gab es mehr Menschen, welche alle Tage herrlich und in Freuden lebten. Es gab ja immer viele, welche auch auf einem Krater noch zu tanzen bereit waren. Auch wer sich fürchtet im Dunkel des Waldes, schreit und singt oft um so lauter und hört nicht bälder auf, als bis er die düstere Einsamkeit hinter sich hat. Und wie viele meinten ja, nichts vom Leben zu haben, wenn sie nicht jubilierten! Mancher wollte auch sein Gewissen übertäuben und stürzte sich von einem Vergnügen ins andere, wenn es ihm schon nirgends mehr wohl war. Ausgeleierte Schrauben gehen nach rechts und nach links gleich gut und gleich schlecht; ausgeleerten verödeten Seelen ist alles recht, wenn es nur hier ein Vergnügen und da ein Vergnügen giebt. Bald war der eingegossene Wein und das schallende Gelächter, bald der ausgegossene Spott und die giftige Schleichrede ihre liebste Unterhaltung.

Nichts aber bannte den Menschen oft so regelrecht in leere Vergnügungssucht als ein belastetes Gewissen; nichts machte viele so unstät und unruhig, immerfort die Lust aufzusuchen, als der Bann großer Sünden.

In der Umgebung des Antichrists ging es denn

hundertmal hoch her, auch wenn er selber vorher in der Stille dumpf und finster gebrütet hatte. Sein Lachen war das Hohngelächter der Hölle, sein ausgegossener Spott das Echo des Abgrunds, der für ihn schon bereit war, aber seine Schergen, seine Helfershelfer und Schmeichler waren sein Echo. Sie hatten ja nichts eigenes mehr, sie waren nur noch sein, sie, welche die mächtigsten Männer zu sein schienen; der satanische Mensch hatte sie alle an sich gefesselt, — gerade wie der Satan ihn selbst. Seine Schmeichler krochen vor ihm, sein Zorn war ihnen Befehl und sein Christenhaß stachelte sie zu Gleichem an; hätte es bei ihm dessen bedurft, so hätten sie selber unablässig an ihm geschürt, nur um ihm wieder zu gefallen.

Seine Gelage waren schwelgerisch, auf Gold und Silber prangte alles, was die Erde für kurze Lust zusammen bringen konnte. Jene Tage übertrafen die schlimmsten des alten römischen Kaiserreichs. Diese Schwelger, Schlemmer und Spieler wußten den Reichtum der Erde und des Meeres in einer einzigen tollen Nacht zu vergeuden. Während viele tausend Christen in Anfechtung schmachteten oder eines Bechers kalten Wassers begehrten, verhallte der Jubel wilder Feste dort nie und brachen die Tische von der Last der Üppigkeit.

Und doch kamen ‚Zeichen‘ auch für sie, welche auf ein kommendes Gericht hinwiesen, Schrecken wie jenes

‚Mene mene tekel upharsin‘ an der Wand! Wenn auch der Fackelschein durchjubelter Nächte taghell leuchtete, es war doch Mitternacht!

Schon das geheime Brandmal des bösen Gewissens, die finstere Glut des Christenhasses und die hell auflodernde Flamme jähen Grimmes bei diesem Ungeheuer, dem Antichristen, — sie allein schon waren ja ein Zeichen dafür, daß es jetzt Mitternacht in der Welt sei. Wenn er seine gehässigen Befehle gab, wenn dieser unstät aufflackernde Gewaltwille voll Gotteshaß und Christusfeindschaft, dieser Mann voll Heuchelei und Tücke, den Seinen seine wilden Mordgedanken preisgab, — wenn schon Hunderte und Tausende von diesem Menschen des Abgrunds beeinflußt, von seinem bösen Geiste angesteckt waren und völlig in Bann gehalten wurden, so heißt das doch ‚Mitternacht der Welt‘! Aber es gab der Beweise dafür noch mehr.

Der geneigte Leser hat wohl schon oft davon gehört, was ängstliche Leute von dem ‚bösen Blick‘ erzählten und von der geheimnißvollen Macht mancher Menschen durch denselben. Oder er hat wohl auch schon davon gehört, daß viele Ärzte aus dem Auge die Krankheiten der Menschen erkannten und besonders den Seelenzustand derselben herauslesen wollten. Hat er auch davon schon gehört, daß entartete Generationen selbst nach Jahrhunderten noch auf alten Bildern in der gerunzelten Stirne nicht bloß, sondern ganz

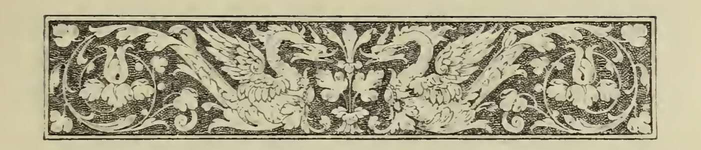
besonders im Ausdruck des Auges die wilde Glut angeerbter Sünden und ausgetobter Leidenschaften unverkennbar verraten? — und wieder, daß in unverkennbarem Gegensatz hiezu jene Scharen der Völkerwanderung, besonders die germanischen Völker, ihren ernsten und doch allezeit frohgemuten Sinn, ihre frische, gesunde Kraft in dem hellen und klaren Strahl ihres Auges wie in einem Spiegel zu schauen gaben? — Dann wird er es auch begreifen, warum noch immer nicht nur Volksart und Rasse, sondern auch religiöse Tiefe oder aber Religionsleere, und wieder nicht nur sittlicher Verfall und Verwilderung, sondern auch Religionslosigkeit und wilder Fanatismus in ganz merkwürdiger Weise einem Einzelnen wie einem ganzen Geschlecht, einem Volksstamm wie einer ganzen großen Generation anzusehen war, — wenn jemand den Blick hiefür hatte. Wie viele finstere Augen oder unstäte Blicke selbst bei augenblicklich frohem Sinn, wie viel drohender Groll oder kaltes Wesen, heiße Glut oder erstarrter Sinn im Spiegel des Auges!

So schattete sich das geistige Leben jenes Geschlechts, sein sittlicher Verfall und seine innere Leere, seine Religionslosigkeit bis zur christusfeindlichen Leidenschaftlichkeit ab und prägte ihnen diesen Stempel ganz unverkennbar und deutlich auf. Wer einen Blick dafür hatte, konnte in jener antichristlichen Zeit ‚auf den ersten Blick‘ sagen: ‚sie tragen das Malzeichen des

Ungeheuers an der Stirne'; denn ihre Augen konnten es nicht verbergen, sie offenbarten es vielmehr deutlich, daß das Kinder der Nacht waren, der Macht der Finsternis unterworfen, daß ein böser Bann auf Tausenden lag — und die Mitternacht der Welt angebrochen war. —

Doch es ist nicht jedermanns Ding, die geistigen Vorgänge anders als im Bild äußerer Geschichte anzuschauen, und es ist Zeit, nach diesen Schilderungen in großen Zügen wieder zu der Geschichte selber zurückzukehren.





IV. Kapitel.

Der letzte Gewaltakt.

Motto:
Was soll das Maß ihm, hat er doch die Macht!
Er denkt, so müss' es ewig bleiben;
Und spürt er selbst, daß drunten in der Nacht
Die Kräfte schon, die ihn verderben, treiben, —
Er schlägt sich's aus dem Sinn mit Vorbedacht.
Geibel.

War das wieder ein toller Einfall in einer wild-durchtobten Nacht oder war es ein lange vorbedachter Plan bei dem Weltregenten? Auf einmal ging der Befehl aus in alle Welt, daß alle Völkerheere sich versammeln sollen. Von einem Ende der Erde zum andern erscholl der Aufruf, der Blitz des Tele-

graphen und der Anruf des Telephon besorgten das meiste, aber auch die feierliche Proklamation an alle Völker der Erde kam nach und in stolzen Worten ward jene unermeßliche Heerschau angekündigt, welche der stolzeste Geist der Welt jetzt zu halten gedachte.

Die einen schüttelten den Kopf oder sprachen offen von der unbequemen Unterbrechung, andern imponierte der gigantische Gedanke und sie priesen laut die Majestät in dieser großartigen Machtentfaltung. Jedenfalls wiederhallte die Welt von der Unruhe der Rüstungen und alle Eisenbahnen gaben ein lebendiges Bild von dieser merkwürdigen Völkerwanderung. Die entferntesten Völker waren aufgeboten, Asien und Europa, die neue und die alte Welt sollten einmal wieder zusammenkommen. Die ganze Welt sollte nichts dergleichen je gesehen haben und in dem Mittelpunkte der alten Weltteile sollten sie sich treffen. Der altgeschichtliche Boden des gelobten Landes war dazu erwählt, von seinem, des Weltregenten, Lob voll zu werden. Ja, das war eine Völkerwanderung wie je eine, und um der Stätte des Kreuzes Christi willen hießen es viele den ‚Kreuzzug‘. Das Wort ‚Völkerverbrüderung‘ stand auch wieder auf der Tagesordnung und war in aller Mund, der trunkene Jubel über Einheit und Macht sollte wieder einmal dafür gelten. Tausende und Zehntausende kamen zusammen; wer nennt die Völker alle, wer zählt ihre Heerscharen? Wo wollten sie Raum finden in einem

einzigen Land, welche Ebene bietet Platz genug für das Millionenheer? reicht es in der Ebene Jesreel — und gilt es denn die Schlacht bei Megiddo?

Warum soll aber die Verpflegung solcher Massen nicht möglich sein? warum nicht bei so vollendetem Verkehr und in dem Land, da Milch und Honig fließt? Der Plan war groß und stolz und schön, die Begeisterung wuchs, sie flutete und brauste zuletzt.

War es denn aber allen so ernst damit? ist keiner, der klar sähe, auch nicht einer? — O wie viele kommen, weil sie müssen, weil Staatspflicht, Gebot und Furcht sie zusammentreibt! Ist auch eine legio fulminatrix nicht dabei, so sind es doch unzählige Christen, welche mit eingereiht sind. Sind auch ihrer erklärten Feinde viel, so sind doch ihre Freunde auch unzählig.

Kuno ist auch ausgehoben und Leon mit dabei; die zwei Brüder nahe genug beisammen. So sind es noch Tausende und aber Tausende, teils erklärte Christen, teils mehr oder weniger freundlich Gesinnte. Auch solche, welche grollen, weil sie nationaler Königsherrlichkeit gedenken, sind viele da. Aber was wollen sie machen? das allgemeine Gebot ging aus und wer widersteht noch diesem Gewaltwillen?

Was will er denn, der Mächtige, — der allein Mächtige in der weiten Welt? — Er ist jetzt in Jerusalem und hält ein Fest; er versammelt auch die Juden und giebt ihnen große Ehre.

Auch sie sind zwiespältig, wie ja schon lange her; die einen mißtrauisch, die andern stolz auf ihn. Er selber ist froh, bei diesen einen Anhang, — aber grimmig, bei jenen Widerstand zu finden. Merkwürdig! der Erwählte aller Nationen ist nicht einmal seines eigenen angestammten Volkes ganz gewiß, selbst heute nicht! — ein böses Vorzeichen!

Was trieb ihn denn zu allem diesem Thun? was plant er doch mit dem unermeßlichen Völkerheere? Ist es nur Stolz und Prahlerei, seine Macht zu beweisen? ist es ein kluger Plan, die Völkervereinigung damit zu stärken? Ist es geheime Unruhe, Feinden und Hassern zu imponieren, oder ist es die Unruhe bösen Gewissens einem Höheren gegenüber? Hat er Ahnungen in sich, daß sein Tag komme, oder Offenbarungen aus der Tiefe, daß er sich jetzt rüsten müsse? Will er am Ende gar trotzen dem himmlischen Heere oder wenigstens stolz fallen, wenn der allerhöchste Herr komme?

Wer ergründet diesen Unergründlichen? wer kennt das Geheimnis dieses geheimnisvollen Geistes? Wer weiß, wie viel er treibt und wie viel er getrieben wird? wer will erraten, ob er sich freut, — so, wie die Hölle lacht, — oder ob er zittert im Innersten seiner Seele? Selbst seine Vertrauten durchschauen ihn nicht, auch seine Großen sind nicht in alle seine Pläne eingeweiht.

Er aber spricht, so geschieht's, er gebeut, so stehet es da! er stampft den Boden und es kommen die Völker-

scharen zusammen; er will — und sie stehen alle still. Ich bin's allein und sonst keiner mehr! mein ist die Welt, — die Welt, das bin ich!'

Aber der Friede ist er nicht, und ‚Völkerhirte' auch nicht! Ein Herr ist er wohl, aber ein Heiland ist er nicht. Von unten her ist er, so hoch er auch steht. Einen allgewaltigen bösen Bann hat er in die Welt gebracht, — Heil den Menschen, Erlösung den Völkern nimmermehr, nimmermehr!!







V. Kapitel.

Vorzeichen und Zeichen.

Motto:
Mögen sie frech sich zusammenrotten, —
Doch über ihnen steht sein Stern!
Barth.

Vorzeichen waren schon lange vorausgegangen. Ein klopfendes Herz und ein mahnendes Gewissen ist ja auch schon eines. Bei Millionen Menschen aber pochte es längst dumpf an die Thore. Und in den Herzen der Christen ließ es sich oft ganz leise vernehmen: ‚Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an!‘ Auch allerlei Schrecken und wirklich Schauervolles, das wir schon früher erwähnt haben, hätte die

Menschen längst mahnen können. Aber noch ganz andere Dinge sind ja geschehen.

Ganz ungewöhnliche Naturerscheinungen nämlich schienen große Veränderungen anzukündigen. Und zwar durchaus nicht etwa nur Sonnen- oder Mondfinsternisse gewöhnlicher Art, nicht Sternschnuppen gar oder Kometen nur, nicht Nordlicht und Höhenrauch, was doch alles die Wissenschaft aufzuklären vermag, was sie teils bestimmt schon vorausbezeichnen, teils nachträglich begründen und erklären kann, nicht nur Erdbeben waren es und Feuerspeien der Berge, sondern nie Gesehenes, Unerhörtes geschah. ‚Die Kräfte der Himmel werden sich bewegen,‘ hatte der größte Weltprophet, der von Nazareth, einst gesagt, und der Herr der Welten gebot allmächtig über die Kräfte des Himmels. ‚Ein trüber Tag, ein dunkler Tag, ein wolkiger Tag,‘ — ja, wenn es nur ein einziger solcher gewesen wäre! Aber es war eine lange Periode ganz unregelmäßiger Zeiten, daß Angst und Bangen die Menschen in Atem hielt und Krankheit und böse Seuche ihre Schrecken verbreiteten.

Doch das war nun alles schon lange wieder vorüber, schien auch bereits fast wie vergessen. So schnell leben die Menschen; Schmetterlinge und Eintagsfliegen sind sie, — wenn sie nicht die Ewigkeit in sich haben. Nun aber geschah auf einmal etwas gar Wundersames.

Was bricht dort aus den dunklen Wolken und leuchtet mit des Himmels Glanz? was strahlt über alle Lande

und offenbart sich hier und dort in allen Weltteilen? Ist das der Stern von Bethlehem oder ist es das Kreuz von Golgatha? Eine himmlische Erscheinung ohne Gleichen, — es ist ‚das Zeichen des Menschensohnes!'

Ein wunderbar strahlendes Licht, in welches kein menschliches Auge recht zu schauen vermochte, zeigte sich überall, bekundete sich in allen Landen, für alle Völker und Nationen sichtbar!

Um Jerusalem her aber war der Glanz so groß, als wollte die Nacht zum Tage werden, und der Schrecken der Völkerscharen war nicht gering. Es bebten und zitterten manche, die sich zu fürchten hatten; die Christen aber gedachten an das Wort ihres Herrn: ‚Wenn aber dies anfängt zu geschehen, so schauet auf und erhebet euer Haupt, weil sich jetzt eure Erlösung naht!' —

Das alles sah auch der Weltregent, der Antichrist. Was hatte er jetzt mit seinem Völkertumult bewirkt, was wollte er jetzt mit seiner großen Völkerheerschau machen? Nur aufgeregt hatte er alle Welt und um so aufmerksamer war man nun auf das besondersartige Zeichen am Himmel. Um so mehr bereit waren jetzt auch die blinden Massen, darin ‚das Zeichen des Menschensohnes' zu sehen. Denn daß mit dem allgemeinen Aufgebot der Völkerscharen etwas ganz besonderes beabsichtigt sei, war jedermanns Meinung gewesen, und die große Religionsfrage war ja ohnedem nie recht zur Ruhe gekommen.

Was lag denn näher, als daß nun in der wunderbaren Himmelserscheinung, — man möchte da auch sagen: ‚bei Tag eine Wolkensäule und bei Nacht eine Feuersäule‘, — selbst die bethörten Massen ‚das Zeichen des Menschensohnes‘, des zweimal Gekreuzigten, des nun kommenden Richters und Rächers, erkannten! Was Wunder, daß man einander fragte und sich erregte; daß man auch andere damit ängstigte und alle Welt unruhig wurde, ja daß man überall das drohende Gericht darin erkannte und zuletzt allerorten auf Erden lauter Jammer ausbrach!? Es war das Erwachen des Wahnsinnigen, der Schrecken des Mörders nach der That; es war der Aufschrei der Verzweiflung und das Wutgeschrei der Verführten. So überall in der Welt, — nur im Heerlager blieb es noch stille.

Was blieb ihm nun, dem Weltregenten? Sein Zauber war nun bald dahin, sein Bann gebrochen, wenn auch sein Fluch noch auf der Welt lag und die hier versammelten Völkerscharen noch unter seinen Befehlen standen. So galt es denn für ihn, die Zeit zu nützen und vor allem seines eigenen Volks sich schnell zu versichern.

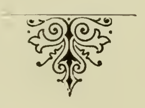
Den Tag verbrachte er in Jerusalem, die Nacht im Heerlager draußen. Ihnen, den Juden, versprach er jetzt Ehre und Macht und Gewalt unter allen Völkern der Erde und viele boten ihm nun ungezählte Millionen, den erworbenen Reichtum der ganzen Welt. Die Ober-

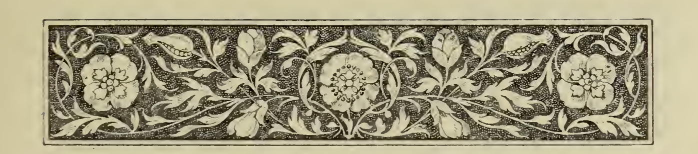
sten des Volkes hielten Rat, wie sie das Volk auf ihre, auf seine Seite brächten. Das altgläubige Volk haßte er längst, wenn es schon sein eigenes Volk war. Er wünschte sich jetzt, — wie jener römische Tyrann, — dieses 'halsstarrige Volk' möchte einen einzigen Hals haben, daß er es mit einem Schlag um so leichter vernichten könnte!

Sie selber aber, d. h. der altgläubige Teil des Volkes Israel, schrieen nun Tag und Nacht zu Gott, daß er sie erretten möge aus dieser allergrößten Trübsal. Nie, niemals im Leben dieses Volkes ist es vorgekommen, daß es so ganz und gar mit einemmal dem Untergang geweiht schien, nie aber auch, daß es so sehnsüchtig und inständig, so jammervoll und zugleich demutsvoll nach einem Erlöser, nach seinem Messias schrie, wie dazumal durch Tage und Nächte hindurch. Nun ward die alte Gottesstadt wahrhaftig *ein* großer Tempel, die ganze hochgebaute Stadt ein einziges: 'aus der Tiefe rufe ich, Gott, zu dir!' Das ganze Volk, von allem Nationalstolz nun geheilt, weil längst bedrängt und jetzt aufs Äußerste bedroht von seinem eigenen Volksgenossen, dem Weltregenten, — nun war es auch *innerlich* frei von dem thörichten Satzungsgeist und eitlen Lippendienst; denn der Geist des Gebets kam jetzt über sie alle, und mit Sehnen und Flehen suchten sie nun einzig und allein die Gnade und die Barmherzigkeit Gottes, ihres Heilandes. Jetzt hieß es wahrhaftig beim ganzen Volke:

‚Ich harre des Herrn; meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern.‘ Und ihre Priester obenan riefen ihnen zu: ‚Israel! hoffe auf den Herrn! denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Vergebung bei ihm, und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden!‘ —

Er aber, der Weltregent, ritt wieder weg, hinaus ins Heerlager! ‚Ich will wiederkommen, ich will wiederkommen,‘ zürnte er, — ‚und dann wehe, dreimal wehe über Euch!!‘





VI. Kapitel.

Strahlende Herrlichkeit.

Motto:
Sie werden kommen sehen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit.
Matth. 24, 30.

So ging noch ein Tag hin und wieder einer, — — was wird das Ende sein?

Und was ging wohl jetzt in dem Weltregenten selber vor? Ein stolzer Menschengeist ist unerforschlicher als der Erde Tiefen, dieser Mensch des Abgrunds war unergründlicher als des Meeres Grund. Wer erkannte jetzt in seinem unsteten Auge, in seinem stechenden Blick, was obenan sei, — der Geist der Rache

über sein eigenes Volk drinnen in Jerusalem, oder der Geist des Hasses gegen die Christenheit, zerstreut in aller Welt, — der verachtende Stolz gegenüber der erniedrigten Menschheit, welche ihm ja doch noch immer zu Füßen lag, oder der dämonische Trotz gegen Gott, den Allerhöchsten, und seinen Gesalbten, den Heiland der Welt?

Rüste dich, Tyrann, es kommt ein Mächtigerer über dich! Eile, Bluthund, wenn dich noch nach einem Raub gelüstet! — Ja, er gedachte noch einen Schlag zu thun! Sollte er fallen und das Wort an ihm sich erfüllen: ‚und einer fällt, — ein Herrscher ohne gleichen!'*) so wollte er doch mit einem Raub von Millionen Menschen dahingehen, Gott seine Ehre nehmen und dem kommenden Messias seine Freude und seine Krone, — sein Eigentumsvolk vernichtet, seine Christenschar verstreut, wie Spreu, in alle Winde verweht, die Menschheit aber abgefallen und unwiederbringlich verloren, weil völlig abgewendet dem treuen und wahrhaftigen Gott, förmlich abgeschworen ihrem Messias, dem Heiland der Welt! — Der heutige Tag sollte sein Tag sein, dieser letzte Weltentag der Tag des Weltregenten, des Antichrists! Die Lästerung sollte vollendet, der Fluch der Menschheit besiegelt werden durch den feierlichsten Herrschaftsakt, der sich je in der Weltgeschichte vollzogen, durch eine noch

*) Psalm 110, 6.

einmal neu entfesselte allgemeine Begeisterung dieser Völkerscharen für ihn, und durch die so im Sturm wieder zurückeroberte anbetende Huldigung der ganzen, ganzen Menschheit!

Aber wie sollte das jetzt noch möglich sein? — — Wie? Stand ihm nicht der Zauber lügenhafter Kräfte zu Gebot? konnte er nicht diesen letzten Betrug noch ärger als den ersten machen? Konnte er nicht darauf hinweisen, daß das Zeichen am Himmel ein Zeichen für ihn, sein Zeichen sei, — ein Zeichen dafür, daß er, der Herr der Welt, wie längst der Erkorene aller Nationen, so jetzt, am heutigen Festtag aller Völker, der Erkorene Gottes des Allerhöchsten sei, der wahre Messias der Menschheit und ‚der Gesalbte Gottes‘ selbst? — Und dann auf!! zurück nach Jerusalem! Auf, zum Berge, Zion!! in den Tempel Gottes und . . . .

Halt, Halt! — ‚Warum toben die Heiden und die Völker reden so vergeblich? Die Könige auf Erden lehnen sich auf, und die Herren ratschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten! Aber der im Himmel wohnt, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer; er wird mit ihnen reden in seinem Zorn, und in seinem Grimm wird er sie schrecken! „Ich habe schon meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion“!‘

Aber ‚eile, eile, Herr, dein Volk zu erretten! Stehe auf, Herr! Gott, erhebe deine Hand, vergiß die Elenden nicht! Warum soll der Gottlose Gott lästern

und in seinem Herzen sprechen: du fragest nicht darnach? Du siehest ja, du schauest das Elend und den Jammer! Es steht in deinen Händen, — die Armen befehlen es dir! Zerbrich den Arm des Gottlosen! Herr, mache dich auf, überwältige ihn!‘

Siehe da! Siehe da! Was ist das in des Himmels Wolken? Wer ist der Hochherrliche dort? seine Augen wie Feuerflammen, unverwandt jetzt auf den einen gerichtet, seinen Feind hier unten! — Wer ist dieser König, der da kommt? ein König, dem kein König gleicht, voll überirdischer Majestät, voll strahlender Herrlichkeit rings um ihn her! — Ja wahrhaftig! mit Augen zu schauen! er ist es, er ist es, der Gekreuzigte, der Auferstandene, der Herr und Heiland der Welt! Er kommt in des Himmels Wolken, und strahlende Herrlichkeit um ihn her, die Menge der himmlischen Heerscharen! Das ist eine Majestät an ihm! das eine Macht um ihn, die alles zittern und beben macht!

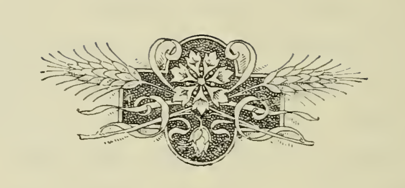
Da unten aber lagern die Völkerscharen auf weitem Plan, eine Welt in Waffen starrend, und mitten inne noch das stolzeste Heerlager, der Weltregent mit allen seinen Großen, mit einem glänzenden Gefolge aus allen Nationen, mit einer ausgesuchten Prachtentfaltung für diesen heutigen, von ihm erwählten festlichsten Tag.

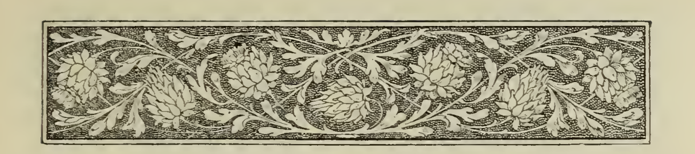
Und er schaut auch empor; er sieht ihn, den wahrhaftigen Messias, dem alle Gewalt im Himmel und auf

Erden gegeben ist, — ihn sieht auch e r, — und aus ist es mit ihm!!

Wohl stellt er sich, stolz zu Roß, majestätisch auf, — trotzen will er bis in den Tod hinein! Trotzend will er sterben, wenn er nicht triumphieren kann; das Schwert will er noch zücken, mit dem Schwert in der Hand ihm begegnen, dem Hocherhabenen, — aber gebannt steht der Mann des Bannes, der Feind Gottes, der Widersacher Christi und der Christen, der Fluch der Menschheit und der Mensch der Sünde! Auge in Auge, so hat er es gewollt; bis an die Grenze des Möglichen treibt er seine Lästerung, — aber ein mächtiges „Halt‘ ist ihm geboten! Sein Wille war ein stürmisches Meer, doch ‚bis hieher und nicht weiter‘! ‚hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!‘ so heißt es jetzt!







VII. Kapitel.

Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!

Motto:
Ich sage euch! Ihr werdet mich von nun an nicht mehr sehen, bis ihr sprechet: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“
Matth. 23, 39.

Das alles aber sahen die in Jerusalem auch.

Sie hatten sich verborgen in ihren Häusern oder standen auf ihren Dächern; sie warfen sich täglich nieder in den Staub und schrieen zu dem Gott ihrer Väter. Jerusalem war in diesen Tagen eine Stadt der Thränen geworden, ihr Klagegeschrei erfüllte

stündlich die Luft. „Herr Gott, mein Heiland! ich schreie Tag und Nacht vor dir! laß mein Gebet vor dich kommen, neige deine Ohren zu meinem Geschrei! denn meine Seele ist voll Jammers und mein Leben ist nahe bei der Hölle.*) Herr Gott, deß die Rache ist! Gott, deß die Rache ist, erscheine! Erhebe dich, du Richter der Welt! vergilt den Hoffärtigen, was sie verdienen! Herr, wie lange sollen die Gottlosen, wie lange sollen die Gottlosen prahlen und so trotzig reden und alle Übelthäter sich so rühmen? Herr! sie zerschlagen dein Volk und plagen dein Erbe und sagen: der Herr sieht es nicht, und der Gott Jakobs achtet es nicht!**) — Herr, wo ist deine vorige Gnade, die du David geschworen hast in deiner Wahrheit? Gedenke, Herr, an die Schmach deiner Knechte, die wir tragen in unserem Schoß von so vielen Völkern allen!‘***)

Da siehe! — siehe da! welch ein Anblick mit einemmal droben in der Höhe! ‚Wer ist dieser König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit! Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe! Wer ist derselbige König der Ehren? Es ist der Herr Zebaoth! er ist der König der Ehren!‘

Ja, sie sehen ihn mit ihren Augen und freuen sich! Ehre sei Gott in der Höhe! Jetzt sendet er ihnen seinen

*) Psalm 88, 2—4. **) Psalm 94, 1—7.
***) Psalm 89, 50. 51.



19. Seite 587.

Laut rufen sie einander über die Dächer weg zu, laut schreien sie zum Himmel auf:
„Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!
Hosianna dem Sohne Davids!“



Messias! Das ist er! — Und wie wunderbar! sie sehen auch das Zeichen seiner Wundenmale, auf daß erfüllt würde die Schrift: ‚Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben!‘

Da bricht ein Jubel los auf allen Dächern von Jerusalem, davon die Stadt wiederhallt. Laut rufen sie einander über die Dächer weg zu, laut schreien sie zum Himmel auf: ‚Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna dem Sohne Davids!‘

Sie erfüllen die Straßen, sie begrüßen einander mit Frohlocken; immer wieder schauen sie empor, sie zeigen einander die Herrlichkeit des Herrn, sie werfen sich nieder und beten an.

Die ganze Stadt ist Freude und Wonne. Sie ziehen miteinander in den Tempel, und seine Vorhöfe füllen sich, soviel sie fassen können. Oben aber steht einer ihrer Priester und ruft jetzt zum Gebet auf. Da wird es ganz still, und aller Augen sind auf ihn gerichtet. Er aber erhebt noch einmal seinen Blick zu der Herrlichkeit des Herrn, dann neigt er sich tief, anzubeten, — und jetzt erhebt er seine Stimme laut und betet vor allem Volk in tiefster Ergriffenheit ein hochheiliges Gebet:

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und
seine Güte währet ewiglich.
Es sage nun Israel: Seine Güte währet ewiglich.

Es sage nun das Haus Aaron: Seine Güte währet ewiglich.
Es sagen nun, die den Herrn fürchten: Seine Güte währet ewiglich.

* * *

In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröstete mich.
Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun?
Der Herr ist mit mir, mir zu helfen; und ich will meine Lust sehen an meinen Feinden.
Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Menschen.
Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Fürsten.
Alle Heiden umgeben mich; aber im Namen des Herrn will ich sie zerhauen.
Sie umgeben mich allenthalben; aber im Namen des Herrn will ich sie zerhauen.
Sie umgeben mich wie Bienen; aber sie erlöschen wie ein Feuer in Dornen;
im Namen des Herrn will ich sie zerhauen.
Man stößt mich, daß ich fallen soll; aber der Herr hilft mir.

* * *

Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und mein Heil.
Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten.
Die Rechte des Herrn behält den Sieg.
Die Rechte des Herrn ist erhöhet; die Rechte des Herrn behält den Sieg.

Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen.
Der Herr züchtigt mich wohl; aber er giebt mich dem Tode nicht.

* * *

Thut mir auf die Thore der Gerechtigkeit, daß ich dahin eingehe und dem Herrn danke, —
Das ist das Thor des Herrn, die Gerechten werden dahin eingehen, —
Ich danke dir, daß du mich demütigest und hilfst mir.
Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden;
Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen.
Dies ist der Tag, den der Herr macht; laßt uns freuen und fröhlich drinnen sein.
O Herr, hilf! o Herr, laß wohl gelingen!
Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn
Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid. Der Herr ist Gott, der uns erleuchtet.
Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars!
Du bist mein Gott und ich danke dir; mein Gott, ich will dich preisen.
Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“

Kennt der geneigte Leser dieses uralte Lob- und Dankgebet des Volkes Israel? Ihnen war es von alters her teuerwert für Freud und Leid. Kennt er dieses wundersame schöne Lied voll Wehmut und voll

Demut, voll Triumphieren und Jubilieren, dieses Freudenlied und Festlied für Passahmahl und Tempelgottesdienst, für das Gebet im stillen Kämmerlein und für die Freude vor allem Volk? Ja! dieses Volk ist reich mit seinen Psalmen und hat viele Völker reich gemacht mit seinen Liedern und seinem Weissagungstrost! —

Und noch lange ertönten immer neu Lied und Lob Gottes, Freude und Jubel hörten Tag und Nacht nicht mehr auf in Jerusalem und im Tempel. Jetzt wurden die alten Psalmen wieder neu und die Harfe Davids ließ ihre schönsten Töne hören. Mit echt orientalischer Lebendigkeit teilten sie miteinander die Freude und sangen Gott und seinem Gesalbten zu Lob und Ehren. Es war, wie dazumal, da sie einst vor vielen Jahrhunderten zu Serubabels Zeit den Grundstein legten für ihren neuen Tempel. Da war es auch ein Tag der Freude und des Weinens zugleich, davon die alten Schriften erzählen: ‚Sie jauchzten mit Freuden, daß das Geschrei hoch erscholl; so daß man nicht unterscheiden konnte das Jauchzen mit Freuden und das laute Weinen im Volk; denn das Volk jauchzte laut, daß man das Geschrei von ferne hörte.' *)

*) Esra 3, 12. 13.





VIII. Kapitel.

Ein geheimnisvoller Vorgang.

—— ——

Motto:
Wo ist ihr Leid nun? Wie ein Traum zerronnen!
Wo bleibt ihr Seufzer? Er verging in Wonnen!
Geibel.

Kuno und Leon standen an jenem großen Tag auch in Reih' und Glied im Heere ihres Volkes. Alle diese Völkerheere standen ja bereit, den Weltregenten heute festlich zu empfangen. Aber es kam kein weiterer Befehl mehr von dort herüber. Die einzelnen Lager waren sich jetzt selbst überlassen, alles in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der Spott hatte

ein Ende, die Stimmung war ernst, wenn sich auch noch nicht viel herauswagte, weil ja die Massen noch im Gehorsam gehalten waren. Schon das ‚Zeichen des Menschensohnes' war ja ihnen allen auch erschienen, schaubar für jedermanns Auge durch Tage hindurch. Dessen Erscheinen war ein Schrecken, seine Deutung freilich eine verschiedene gewesen. Es wagten sich anfangs nur wenige Stimmen hervor, welche eine schlimme Wendung voraussagten, und es gab auch solche, die bereit waren, die arglistige Deutung selber zu geben, welche der Weltregent ernstlich vorhatte.

Aber nun heute gar die Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn selber! Sie hatte alles übermocht, — alles verstummen gemacht! Den Völkerheeren schaubar auf dem ganzen weiten Plan, bot sie einen überaus überwältigenden Anblick dar. —

Was will nun dieses ganze mächtige Völkerheer heute gegenüber dem Herrn des Himmels? was will dieses Völkergemenge hier unten gegenüber der Menge der himmlischen Heerscharen dort oben! Was will selbst ihr stolzes Haupt, ihr mächtiger Regent, gegen den Herrn aller Herren und König aller Könige?!

Kein Wunder, daß kein Befehl mehr ausging. Der jähe Schrecken ist auch hier ringsum unverkennbar auf allen Gesichtern, auch bei Tollkühnen und bei wirklichen Helden nicht ohne den tiefsten Eindruck. Der Gehorsam hält die Massen wohl noch zusammen, aber

‚an die Rippen pocht das Männerherz‘. Gedanken sind frei, es könnte jeder denken, was er will, — aber es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Der Plan des Weltherrschers, was er auch sei, ist im voraus zunichte, — jetzt triumphiert ein anderer!

Soviel ist allen klar. Aber was wird denn nun werden?! —

Kuno und Leon standen nahe beisammen, doch nicht so nahe, daß sie miteinander hätten reden können. Und so stand noch mancher Bruder bei dem Bruder, mancher Freund bei dem Freund. Hier ein Christ, dort sein Feind, hier ein Spötter, dort ein Mitleidiger. Der Herr aber kennt die Seinen.

Horch! da ertönt ein majestätischer Donner; es dröhnt wie Posaunenton, der Schall scheint alle Himmel zu erfüllen und über die ganze Erde hinzugehen. Und wieder und wieder erschüttert der Donnerton Himmel und Erde und geht durch Mark und Bein. Was ist das! Wieder eine Offenbarung aus der Höhe, ein Zeichen der Majestät des Herrn vom Himmel! Die Pferde stampfen und die Männer greifen ans Schwert. Dumpf liegt die Schwüle über dem ganzen, gewaltigen Heer, dumpf über der Erde weitem Rund! Weiter ist aber nichts mehr zu hören, und nichts ist zu sehen, als die Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn in der Höhe wie vordem.

Aber was ist d a s? Kuno sieht seinen Bruder nicht mehr, mancher Freund den Freund, mancher Spötter den Verachteten nicht mehr! — Wo sind sie geblieben, als vorhin alles sich erhob? wohin haben sie sich verkrochen, als alles im Schrecken durcheinander fuhr? — Es sammeln sich die Mannschaften, es rüsten sich die Gewappneten wieder, die Pferde stehen wieder ruhig, in kriegerischer Aufregung allerdings; die Anführer übersehen ihre Scharen, die Hauptleute zählen ihre Reihen, aber was ist das? was ist das gewesen? Dieser fehlt und jener ist nicht mehr hier! Dort fragt man um und überall ist es so! Nirgends findet man sie, — die Christen, die Christen!! überall sind sie verschwunden!

Es geht ein Schrecken durch die Reihen, ein Fluchen soll sie zusammenhalten; sie drängen sich auch zusammen, sie gehorchen wie vorhin, — aber es fehlt hier einer, und da einer, — immer die Christen, die verachteten Christen! — Ja, der Herr hat auf sie geachtet und hat sie gerufen! Es fehlen nur die Ausgestoßenen, — der Herr hat sie auserwählt!

Kuno hatte vorhin noch nach seinem Bruder gerufen, jetzt preßt der Schmerz sein Herz; er merkt es: Leon ist dahin!

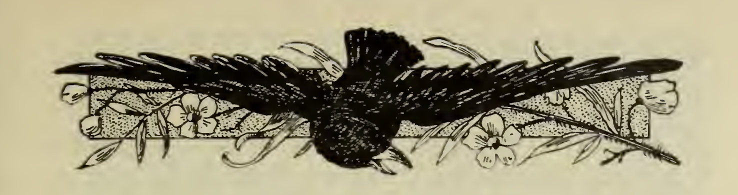
Da ist geschehen, was jener Krieger mit dem Harnisch Gottes, jener rechte Streiter Christi einst gesagt hat: ‚Wir, die Christen, werden alle verwandelt

werden, und dasselbige plötzlich in einem Augenblick, zur Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune schallen und — wir werden verwandelt werden', — ja noch mehr: ‚die Toten in Christo werden auferstehen zuerst; darnach diejenigen, die noch leben und überbleiben, werden zugleich mit denselben hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit. So tröstet euch nun mit diesen Worten untereinander.'

Das ist nun alles wahr geworden, wirklich und wahrhaftig. Und nicht nur hier um Jerusalem her, und unter dem Völkerheer des Weltregenten, sondern überall in der weiten Welt, überall wo Christen auf Erden noch lebten, zerstreut in alle Winde, überall geschah ganz dasselbe, ‚plötzlich in einem Augenblick'! Der Bruder sah den Bruder nicht mehr, der Genosse in der Arbeit den andern nicht mehr. Das war auch auf Tag und Stunde genau dieselbe Zeit, wo der arme Matthi ‚nicht mehr gesehen ward'. So sammelte der Herr die Seinen aus aller Bedrängnis ‚zu seiner Zeit', an seinem großen Tag! Und waren es auch die ‚Geringsten unter seinen Brüdern', kaum beachtete Leute in der allerschlichtesten Lebensstellung, — der Treue und Wahrhaftige machte sein Wort wahr, jenes so merkwürdige Prophetenwort: ‚Dann werden zwei auf dem Feld sein, der eine wird angenommen, der andere

wird da gelassen werden! Zwei werden mahlen auf der Mühle, eine wird angenommen, die andere wird da gelassen werden!' — — Herr, Herr! wer ist dir gleich?!





IX. Kapitel.

Ein schauervolles Ende.

Motto:
Es stürzt ihn mitten in der Bahn!
Schiller.

Wo steht indessen der Weltregent?

Noch hält er hoch zu Roß an demselben Platze. Der Donner ist auch über ihn hingerollt, es bäumen sich ringsum die Rosse und nur zitternd stehen sie wieder stille. Auch sein Auge zuckt, doch nur einen Augenblick. Düster und grollend schaut er drein, befehlend und herrschend blitzt sein Auge über seine Umgebung hin. Sein Geistesbann hält sie ge=

fangen und er türmt seinen Hochmut jetzt noch höher als einst seine Macht. Er ist noch immer bereit, zu trotzen dem, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Im Wahnsinn des Stolzes wäre es ihm lieb, persönlich, wenn es möglich wäre, den Kampf aufzunehmen mit dem, der da kommt in des Himmels Wolke! Wenn es sein muß, daß er stürzt, so möchte er jedenfalls fallen als ein Großer, als der Allermächtigste, — in der That, wenn es möglich wäre, am liebsten im Handgemenge mit dem da droben! Siehe da, sein Leben eine Lästerung, sein Tod eine Lästerung!

Vereinigt ist er hier mit den Großen seines Reichs, mit den Helfershelfern seiner Christusfeindschaft, den eingeschworenen Feinden des Christentums, die ihn tausendweise wie eine Leibgarde umgeben.

Und rings umher auf weitem Plan, da lagern ja die Völkerscharen in ungezählter Menge, — alle noch sein, alle noch sein! dessen rühmt und freut er sich immer noch. —

Und dennoch stürzt er, der Antichrist! Jetzt ist ein Mächtigerer über ihn gekommen! Zwar die Herrlichkeit des Herrn bleibt unbeweglich in des Himmels Wolke zu schauen; denn wie durch den bloßen Hauch seines Mundes will der Herr ihn wegfegen. Aber ein Ende wird es jetzt mit ihm, ein Ende in einem Augenblick!

W i e er zu Fall kam, weiß heute noch kein Mensch.



20. Seite 598.

Wenn es sein muß, daß er stürze, so möchte er jedenfalls fallen als ein Großer, als der Allermächtigste, — in der That, wenn es möglich wäre, am liebsten im Handgemenge mit dem da droben! . . . .



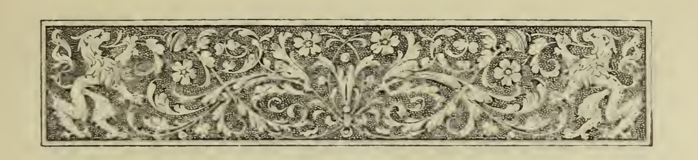
Er selbst war das Geheimnis der Bosheit, und sein Tod ist auch ein Geheimnis der Bosheit geworden. Ob mit Schrecken nun verlassen von den Eigenen im allerengsten Kreis, ob gar durch die Hand eines Schmeichlers, eines seiner Schergen, der jetzt den Judas an ihm machte, ob durch eigene Hand, in wilder Verzweiflung immer noch trotzig, sich nimmermehr in die Hände eines andern, Größeren, zu geben? — wie dem auch sei, sein Sturz ist jetzt besiegelt. Der Mensch der Sünde, der Fluch der Welt, die Qual der Christen, geht Christo fluchend zu Grund — und fährt in den Abgrund, in das Verderben! Es war, als hätte die Erde ihren Mund aufgethan, ihn lebendig zu verschlingen. So schauervoll war sein Tod, so gräßlich sein Ende! —

Und nun seine Gewaltigen und Großen, die Machthaber in seinem Reich und seine Auserwählten? — ihr Haupt ist gefallen, aber was ist denn sonst geschehen? Übergroß ist ja der Schrecken unter ihnen! Wo ist denn ein Feind? wer kämpft denn mit ihnen? Sie wissen es selber nicht, sie sehen auch niemand. Und doch im ganzen weiten Kreis ringsum bricht der Schrecken sich jetzt Bahn und die Verwirrung nimmt überhand. Es ist ein Fliehen und Rennen, ein Sichentgegenstellen und Mitfortgerissenwerden. Wer drängt sie denn? wo ist der Feind? Immer noch weiß es eigentlich niemand, aber Schrecken und Kampf um und um, als wären unsichtbare Mächte mit im Spiel, im Kampf mit ihnen.

Es wird eine allgemeine Verzweiflung, eine wilde Flucht, hierhin und dorthin wogend, vorwärts und wieder rückwärts, es ist ein Morden und Würgen ohne Wahl und ohne Zahl, und zuletzt ist der ganze stolze Wall seiner Großen und seiner Besten um ihn her aufgelöst und zertrümmert; die Tausende liegen erschlagen auf dem Kampfplatz und kein Mensch bleibt am Leben von dieser stolzesten Wehr des Antichrists. Wie einst die Rotte Korah unterging, wie Sanherib mit seinem Heer einst geschlagen ward, so gehen sie alle zu Grunde!

Wo ist diese schauerlichste aller Völkerschlachten geschlagen worden, — wenn man es so heißen will, dieses größte Gottesgericht über Gottesfeindschaft, diesen selbstmörderischen Todeskampf des Antichristentums? Nicht in Europa, sondern in Asien, nicht mehr im verfluchten Babylon, sondern im ‚gelobten Lande', — da wo sich die letzten Geschicke der Völkerwelt geschichtlich abspielen sollten!





X. Kapitel.

Das Gericht über die Völkerscharen.

Motto:
Dann wird Er sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit, und es werden vor ihm alle Völker versammelt werden, und er wird sie von einander scheiden, gleichwie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet.
Matth. 25, 31. 32.

Die gewaltigen Völkerscharen lagern noch immer rings umher. Sie sind jetzt ohne Zusammenhalt wie ohne jedes Kampfesziel, ohne einheitliche Führung und ohne zu wissen, was nun? Sie haben

ja alle längst auch die himmlische Erscheinung gesehen und sind nun aufs neue erschüttert und voll Grauen über die Schrecken der letzten Ereignisse, deren Kunde sich in allen Lagern ausbreitet, soweit sie nicht sogar mit Augen zu schauen waren. Sie alle ohne Ausnahme wissen, mit wem auch sie selber es jetzt zu thun haben, und warten aufs neue der Dinge, die da kommen sollen.

Und siehe da! was ist mit einem Male dort zu schauen? Dort steht hoch aufgerichtet ein erhabener Herrscherthron — mitten inne auf dem weiten Plan, und auf dem Thron er, der Herr der Herrlichkeit! Er ist nun zur Erde herniedergekommen aus des Himmels Wolken. Ja, das ist der, dessen Zeichen am Himmel voraus schon alle Welt gesehen hat, derselbe, den auch sie alle gesehen haben in der himmlischen Erscheinung. Jetzt aber schauen sie ihn näher, trotz seiner himmlischen Erhabenheit ganz wie ihrer einer, ganz wie ein anderer Mensch anzusehen, nur in einer herrlich verklärten Gestalt, — fürwahr der schönste unter den Menschenkindern und in einer Herrlichkeit, wie sie nie einen Menschen gesehen haben, voll wunderbarer Majestät, ein wirklicher König ohnegleichen! — Seht, welch ein Mensch!!

Und um ihn her wieder die Menge der himmlischen Heerscharen, wie starke Helden, voll stolzer Majestät, — b e i ihm aber auch noch eine große, unzählbare Schar, — wer sind wohl diese? ....

Das alles sehen die Völkerheere, — und immer

wieder müssen sie den einen anschauen, den König! O welch ein Anblick! Sie möchten fliehen vor ihm, so gewaltig sind seine heiligen Augen. Auch die Stärksten werden furchtsam diesem mächtigen Überwinder gegenüber. Aber wo sollen sie hinfliehen vor seinem Angesicht? sie sind jetzt alle wie Schafe, die keinen Hirten haben!

Er aber läßt sie herankommen und sie werden jetzt alle zusammengebracht aus dem ganzen weiten Umkreis um seinen Thron her. Da stehen sie vor ihm und sehen wahrhaftig Christum, den Herrn, ihren Richter, jetzt noch näher als vorher. Alle diese ungeheuren Völkerheere, unwillkürlich die Repräsentanten aller Völker selber, sie harren jetzt seines Worts mit Bangen; er aber sieht sie nur immer an, als warte er ihrer aller. Und immer näher rücken die ungeheuren Massen heran; völkerweise, heerweise kommen die Scharen, auch aus der weiteren Entfernung noch.

Ja, nun sehen sie ihn alle miteinander ganz genau, ihn, den in aller Welt bekannten Jesus Christus. Was hat er doch für eine Herrlichkeit! man hatte so gar nichts aus ihm gemacht! Sein Name war ein bloßer Schatten in der Welt und seine Bekenner waren die Verachteten! — und jetzt, welche Majestät und welche Herrlichkeit! wer ist ihm gleich?

Aber sie selber nun? — Das sind ja nicht mehr jene mächtigen Völkerheere eines irdischen Gewaltigen, jetzt sind sie in *seiner* Hand, in seiner Gewalt! Jetzt

sind sie keine Heeresmacht mehr, sondern nur noch eine Menschenmasse. Menschliche Macht ist überhaupt nun aus, der Heereszusammenhalt wäre aufgelöst; nur sein Wort und sein Befehl hält sie hier noch fest, militärischer Gehorsam wäre nicht mehr zu erzwingen.

Ganz unwillkürlich drängen sich jetzt die einen je auf eine Seite zusammen, scheu und finster, ratlos und alles verloren gebend; gruppenweise drängen sie sich zusammen, als suchten sie ihresgleichen. Und doch — ‚kann auch ein Bruder den andern erlösen?' Mit Schrecken wenden sie ihr Angesicht ab.

Und die andern, — sie sondern sich ab von ihnen, gleichviel was Rang und Pflicht sonst geboten hatte, und treten, wie froh aneinander, je auf die andere Seite zusammen. Wie demütig Hilfe flehend schauen sie zu dem Richter empor.

Ja! es ist ein Gerichtstag geworden mit einemmal, dieser Festtag des Weltregenten! Ja, es ist ein Ernst um dieses Gericht! ‚Rette sich, wer kann!' heißt es nach einer verlorenen Schlacht, diesmal aber hält Wort und Wille dieses Herrn aller Herren sie alle unerbittlich an dieser Stelle fest, wohin sie der Heerbann des Weltverführers versammelt hatte. ‚Der Herr ist Richter! der Herr ist Richter!' und doch — das Gericht vollzieht sich ganz wie von selbst, ganz wie von innen heraus!

Und wer sind diese dort zur Linken, — wer sind die zur Rechten hier?

Jenes sind die Menschen, welche von jeher der Stimme der Wahrheit nicht gehorcht haben, und nun in dieser Zeit der allgemeinen Verführung des ganzen Erdkreises haben sie sich immer mehr verstockt. Eine Beute des großen Verführers, sind sie selbst den Regungen des Mitleids und der Barmherzigkeit gegenüber störrisch und verstockt geblieben. Ach, was wird jetzt aus ihnen werden?!

Und die zur Rechten hier, — das sind die Leute, welche sich doch noch ein Gewissen bewahrt haben und haben sich den mannigfachen Stimmen und Mahnungen, die an ihr Herz kamen, nicht ganz verschlossen. Sie haben vielmehr schwer und immer schwerer getragen an dem Bann, der auf der ganzen Erde und auch auf ihnen lag. Da steht nun auch Kuno und mit ihm noch viele andere, und so hier eine Gruppe und da eine. ‚Her zu mir, wer dem Herrn angehört!‘ möchte man unter die Massen hineinrufen; aber es ist Gerichtstag, es ist Gerichtstag! und so getrost kann auch Kuno nicht sein und alle diese miteinander nicht, welche hier noch bei ihm stehen. Sie stehen vielmehr alle auch in bangem Schrecken. Was hätten sie denn für Anspruch auf dieses großen Königs Gnade? was hat Kuno und diese alle hier sich bisher viel um ihn bekümmert?!

Ach! Kuno wüßte einen, bei dem wäre das jetzt ganz anders; das wäre sein Leon. Der hatte ja längst eine Verbindung mit diesem Herrn, Jesus Christus.

Stand er doch wahrhaftig tagtäglich im Gebet vor ihm und in einer wirklichen Verbindung mit ihm, ganz ohne Frage! Aber der war jetzt nicht mehr da! Er dagegen, Kuno? — ach! warum hatte er doch nicht Ernst gemacht mit dem, was ihn in der letzten Zeit so oft in seinem Innern drängte! er hatte doch auch ein Gewissen, und das Mitleid mit seinem Bruder und anderen bedrängten Christen hatte ihn ohne Frage umgestimmt und stark beeinflußt. Aber warum hatte er nicht Ernst gemacht aus jenen innersten Gefühlen, die sich ihm aufdrängten? Was konnte er jetzt nennen, um zu beweisen, daß er auch zu den Seinen gehöre? Und wenn er es jetzt auch versuchen wollte, das wäre in Wirklichkeit gar nicht wahr gewesen. Denn er hatte zwar Mitleid mit den Christen, aber ihrer einer wollte er ja doch gar nicht sein und war es auch nicht. Ja, was hätte er nun für einen Anspruch auf dieses großen Königs Gnade, vor dessen Angesicht ja doch überhaupt jedem, auch dem Besten, aller ‚Anspruch‘ ganz und gar vergehen wird!

Der König blickte rings umher und sein Auge traf sie alle, ernst und mild zugleich. Und er that seinen Mund auf — und sprach jene wunderbaren Heilandsworte, welche in dem heiligen Evangelium geschrieben stehen: ‚Kommet her! kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters!‘ und sprach noch gar Worte voll unaussprechlicher Freundlichkeit, fast als dankte er ihnen für viele erwiesene Liebe und Wohlthat!

Was soll das heißen? Wiefern hatten sie je ihm irgend etwas erwiesen, was irgend einer Wohlthat gleich sähe? wann je einmal im Leben? Wissen sie doch wohl, daß es bei ihnen ganz und gar an der rechten Stellung zu ihm selber noch gefehlt hatte!

Er aber weist mit der Hand hin auf die unzählbare Schar, welche hoch erhaben hier um seinen Thron bei ihm zu sehen ist. Ja, wer sind denn diese? Ach, ach! das sind ja die Christen, die Christen der letzten betrübten Zeit! Mancher einzelne sollte noch zu erkennen sein. Ist dort nicht auch Leon? und der arme Matthi! und wie viele, viele andere aus der Nähe und aus der Ferne! Ja wahrhaftig! diese sind es! Da sind sie nun in der Herrlichkeit ihres Herrn, an den sie geglaubt und für den sie gelitten haben, — alle die armen, unglücklichen Christen, die so oft hungrig und durstig, in wie viel Bedrängnis und Not, wie oft obdachlos und in großen Verlegenheiten, auch krank und gefangen gewesen sind! alle nun der argen Welt entrückt, ins himmlische Wesen verwandelt und wunderherrlich verklärt! Ach, welche Seligkeit, welche Ehre, hier nun dem Gericht entnommen und ganz bei dem Herrn zu sein allezeit!

Auf diese alle weist die Hand des Heilandes jetzt hin!

Aber welche Barmherzigkeit des Herrn, daß er gnädig gelten läßt als ihm erwiesen alles, was man ihnen etwa in Barmherzigkeit Liebes und Gutes gethan hat, und wenn es auch nur einem der Geringsten unter

ihnen erwiesen worden ist, und wenn es auch nur der allergeringste Dienst wirklicher Liebe gewesen ist, — und wenn auch nur ein Becher kalten Wassers! O Heiland, Heiland aller Welt! bis in Ewigkeit sei dir Lob und Dank gesagt für deine unaussprechliche Barmherzigkeit! — —

Doch sein Gericht geht jetzt erst recht an! Da stehen ja noch diese Massen anderer Menschen, welche längst den Fluch Gottes in sich tragen. Der inneren Wahrheit haben sie nie recht gehorcht, gegen des Gewissens geheimsten Schrei haben sie sich taub gestellt und in der allgemeinen Weltbethörung haben sie sich selber immer mehr verhärtet. Jetzt jammern sie wohl und beteuern, daß, wenn sie gewußt hätten, was sie jetzt wissen, so würden sie es nicht so gemacht haben. Wenn sie gewußt hätten, um was und um wen es sich handle, so hätten sie es ganz anders gemacht!

Aber sie bleiben ohne Trost, — sie tragen ihr Gericht längst in sich selber! Sie sind auch nicht zu entschuldigen durch die allgemeine Verführung des ganzen Erdkreises, sie sind vielmehr schuldiger als jedes andere Geschlecht, jede frühere Generation. Denn nie je waren die Christen überall ohne Ausnahme in bemitleidenswerterer Lage, nie je mehr auf die einfachste Barmherzigkeit angewiesen, nie je in äußerlich ruhigerer Zeit so mitten unter ihnen, lange Zeit fort immer und nur immer mehr mitten unter ihnen, — und gleich=

wohl keine Barmherzigkeit, nur immer mehr Gleich=giltigkeit! kein Mitleid, nur immer mehr Kälte! kein Erbarmen, nur immer mehr Hohn! Der Herr hatte von dem Geschlecht jener Tage fürwahr nicht zuviel verlangt. Wer bei solch grenzenloser Tyrannei gegen die Christen, selbst in unmittelbarer Begegnung mit ihnen herzlos und kalt, mitleidlos selbst gegen Bittende sich erwies, wer nicht einmal mehr einen Becher kalten Wassers, nicht einmal mehr so viel Barmherzigkeit für sie in des Herzens Grund übrig hatte, der war fürwahr nicht schuldlos, auch trotz der allgemeinen Verführung nicht, sondern er erwies sich als ein in des Herzens Grund von Gott abgewendeter Mensch, der sein Gericht längst in sich selber trägt. Wer noch irgend einen Funken von Religion, Gerechtigkeit und Wahrheitssinn überhaupt im Herzen hatte, der konnte, auch wenn er selbst durchaus kein Christ war, — er konnte nicht mitthun mit dieser Hölle von Ungerechtigkeit und Un=barmherzigkeit, welche gegen die Christen los geworden war; er mußte sich dem wenigstens für sein Teil ent=gegenstellen. —

Also alle diese Menge Menschen hier, wer sie auch waren und was sie auch sonst gewesen waren, — was ist in diesen Menschen allen vom Menschen noch übrig? was ist in ihnen noch übrig von der gottgeborenen Seele? was noch übrig von Gewissen, von Wahrheit und Gerechtigkeit?

Weggewiesen sind sie denn von dem Angesicht des höchsten Richters, der kein Wort der Gnade mehr für sie haben kann, — und sie verfallen von Stund an dem göttlichen Gericht!

Für jene anderen aber hat der Herr, der gute Völkerhirte, Großes bereit; denn bei ihm ist die Vergebung und ‚viel Erlösung bei ihm, und er wird sein Volk erlösen aus allen seinen Sünden!‘ Er ist jetzt ihr König und nun kommt sein Reich in Kraft und Herrlichkeit, worauf längst alles in der Welt abzielte, woran fast niemand in der Welt mehr zu glauben schien, worauf aber doch noch viele Tausende in aller Stille mit Sehnsucht und Verlangen gewartet hatten. Nun endlich, endlich ist es mit ihm gekommen, dieses sein ‚Reich voll Lieblichkeit und Herrlichkeit!‘



VI. Buch:

Die starken Wurzeln der Kraft.

Motto:

Fürwahr! Noch Schön'res als ein Herz
Je träumen mag am gold'nen Morgen,
Hat Gott gethan: Weg aller Schmerz
Und wir in Gottes Reich geborgen!
Der Menschheit Baum voll Lebenssaft
Und stark die Wurzeln seiner Kraft!







I. Kapitel.

Sonnenschein nach dem Gewitter.

Motto:

Und das Feuer verglomm und die Flut war vertost,
Und es graut' und die Sonne erhob sich im Ost;
Doch in schweigender Öde gewahrte sie nichts,
Als den wehenden Schutt auf der Statt des Gerichts.
Geibel.

Hat der geneigte Leser wohl schon ein großes Hagelwetter selbst miterlebt? — und nicht etwa nur in der Stadt, wo ja wohl viele Scheiben klirren und die Schloßen laut über die breiten Dächer

prasseln, sondern draußen in der freien Natur, wo man sich im Sturm kaum zu halten weiß und nicht zu schützen vermag vor den sausenden Geschossen des Himmels, vor den strömenden Güssen des Regens, unter dem Zucken erschreckender Blitze und unter dem Dröhnen gewaltiger Donnerschläge? Majestätisch offenbaren sich da die Schrecken in der Natur, und der Mensch beugt sich vor der Größe des lebendigen Gottes, des Herrn der himmlischen Heerscharen.

Wenn aber alle Welt dann still wird vor ihm, wenn die Donner verhallen und die Wetter in die Ferne ziehen, wenn gar die Wolken sich lichten und das schöne Blau des Himmels sichtbar wird, die Sonne wieder kommt und mit ihrem goldenen Strahl die Gegend beleuchtet, — welch ein Bild dann, welch ein Bild! Auf ein weißes Feld fällt unser Blick, wie ein Schneefeld so weiß mitten im Sommer, wehthuend grell für unser grün-gewohntes Auge. Die Gewächse sind von des Himmels Geschossen in den Boden hineingeschmettert, die Saaten sind zerstampft wie von Rosseshufen nach der Schlacht, die Bäume stehen kahl mit abgerissenen Zweigen und abgeworfenen Früchten, — alles ringsum ein Bild der verlorenen Hoffnung, des Fluchs über der Erde, des göttlichen Gerichts.

Und doch! Die Sonne lacht vom blauen Himmel — und siehe da! der Bogen in den Wolken! — der

siebenfarbige Friedensbogen mit aller seiner göttlichen Verheißung! — —

Ähnlich so war es auch an dem Tag nach jenem wunderbaren Ereignis. Ja wohl, die Gegend zerstampft wie von Rosseshufen nach einer Schlacht, alles ringsum ein Bild der verlorenen Hoffnung, des Fluchs über der Erde, des göttlichen Gerichts! Und doch, — die Gerichtswetter sind weggezogen, die alles erschütternde, hocherhabene Erscheinung der himmlischen Herrlichkeit ist nicht mehr zu sehen, die dröhnenden Donnerschläge sind nicht mehr zu hören, — die Sonne lacht wieder am blauen Himmel, es ist wieder ganz ein Tag wie andere auch, als ob gar nichts Besonderes geschehen wäre!

Und so brechen denn die halb aufgelösten Völkerheere auf, die Heimat wieder zu erreichen, — freilich ganz, ganz anders, als sie gekommen sind! Ja, es ist wahr, es ist in ihnen ein Gefühl wie am Tag nach einer großen Schlacht, wo die Geschlagenen düster und verzweifelt dahinziehen, aber auch die Sieger gewaltig erschüttert und aufs tiefste ergriffen sind. So hier: die einen, von Stund an dem göttlichen Gericht verfallen, gehen nun hin, düster und verzweifelt; sie wissen, es ist aus mit ihnen! Die andern kehren heim voll Dank und Anbetung im Herzen, aber zugleich im Innersten erschüttert.

Und überall, wo sie hinkommen, da begegnen ihnen die Zeichen göttlichen Gerichts! All' die Menschen,

welche den Fluch Gottes aus der Zeit des Antichrists und längst in sich tragen, haben jetzt schwer daran zu schleppen; sie tragen daran, wie die Meineidigen an ihrer Sünde, oder wie die Mörder an ihrer Last. Und der Allmächtige hat ja in Seuchen und Krankheiten, in Unglück und bösen Schrecken hunderterlei Diener seiner Macht und seines Gerichts. ‚Die Boten Gottes eilen' und Tausende werden von bösem schnellem Tod weggerafft.

Die ‚Gesegneten des Herrn' aber sahen ihre Heimat alle wieder mit tausend Freuden, und wo sie dort zu anderen ihresgleichen von den großen Thaten Gottes redeten, etwa wie jene, welche hingingen und verkündigten: ‚Wir haben den Herrn gesehen und solches hat er zu uns gesagt!' — da war überall Staunen und Freude zugleich. Was sie heimbrachten von dem, was sie gesehen und gehört haben, das wurde alles jetzt eine gewaltige Macht in den Herzen allerorten. Wir werden davon noch zu erzählen haben.

* * *

Ist es denn aber nicht doch alles nur ein Traum gewesen, ein schrecklicher, schauriger Traum? war es denn ernstlich alles Wirklichkeit? wirklich und wahrhaftig ein äußerlich geschichtliches Ereignis? War es nicht doch jedenfalls nur ein Gesicht gewesen, — wenn auch ein

für jedermann schaubares Gesicht, — was da anzuschauen gewesen war in des Himmels Wolken, und dann auf Erden gar, auf dem erhabenen Thron? oder war es vielleicht wenigstens eine Fata Morgana, also wohl ein wirkliches Schauen mit den Augen, aber doch nur das Anschauen einer leeren Luftspiegelung in den Wolken?

Nein, nein! das war es alles nicht, sondern der Herr selber war es mit aller seiner Herrlichkeit, der Gekreuzigte und Auferstandene war es, der Verklärte mit aller seiner Herrlichkeit vor aller Welt, wirklich und wahrhaftig! —

Siehe da! einmal in der Weltgeschichte eine ganz einzigartig große Offenbarungsthat des lebendigen Gottes! eine Offenbarung der sonst unsichtbaren himmlischen Welt in aller Öffentlichkeit vor aller Welt, wie das so noch nie geschehen war, wie es aber allerdings längst schon angekündigt gewesen war für dieses eine Mal, für diesen großen Wendepunkt in der Menschen- und Weltgeschichte, zum Abschluß der alten Weltzeit und zum Beginn einer neuen messianischen Weltzeit, einer Weltzeit, welche schon den Charakter ‚ewigen Lebens' an sich tragen, in sich haben und herrlich ausprägen sollte für noch kommende Jahrhunderte, — zwar nur erst Vorstufe und Vorschmack der ewigen Seligkeit, also entfernt noch nicht die Vollendung aller Dinge in himmlischer Herrlichkeit, aber doch, der alten Weltzeit gegen-

über, schon eine wirkliche Vollendung, nämlich die Vollendung irdisch menschlicher Geschichte, — ‚die Zeit der Erquickung von dem Angesicht des Herrn', ‚die Zeit, da herwiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an.' —

Einst war der Auferstandene ja auch wahrhaftig seinen Jüngern erschienen, — damals allerdings nicht der Welt, nur seinen Jüngern, aber sie sahen ihn und nicht im Traum nur, sie schauten ihn und kein Gesicht bloß. Sie sahen ihn in seiner Herrlichkeit zu wiederholten Malen, ihrer zwei und drei, ihrer zehn und elf, ja ihrer viele und einmal Hunderte zugleich, bis auf die Zeit, da er von ihnen genommen ward zusehends und eine Wolke ihn wegnahm vor ihren Augen. Sie blieben aber in dem freudigen Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen, und die ersten Christen grüßten einander mit dem Freudengruß: ‚Der Herr ist wahrhaft auferstanden!' sie blieben auch in dem Glauben: Dieser Jesus, welcher von uns aufgenommen ist gen Himmel, wird kommen, wie wir ihn gesehen haben gen Himmel fahren. Heilig galt ihnen der Schwur ihres Heilandes: ‚Ihr werdet sehen des Menschen Sohn — kommend in den Wolken des Himmels!"

Dieser Glaube war ihnen eine Weltanschauung und auf diesen Glauben hat sich thatsächlich auch eine

ganz neue Weltanschauung aufgebaut, und zwar nicht nur die ‚christliche Weltanschauung‘ im allgemeinen, sondern diese verachtetste und doch leidenskräftigste, diese stärkste und nun siegreichste, welche es je gegeben hat, die Hoffnung auf ihren einst wiederkommenden Herrn und auf eine noch kommende herrliche Vollendung seines Reiches in aller Welt. Nun hat sie recht behalten, diese ganz eigenartige Weltanschauung, sie ist zur vollsten Wahrheit geworden, über alle Welt und über alle Weisheit dieser Welt hinweg ist sie nun zum Triumph gekommen! —

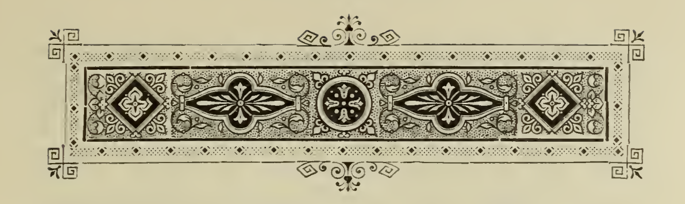
Und seitdem nun das geschehen ist, sind es jetzt wieder Zeiten gerade wie jene vierzig Tage nach der Auferstehung des Herrn, ja noch viel herrlicher und großartiger. Denn er, der Auferstandene und Verklärte, der Herr der Herrlichkeit, offenbart sich jetzt in der nun neu angebrochenen Weltzeit wieder wie dazumal in seiner Herrlichkeit, und zwar jetzt offen vor aller Welt.

Wohl ist er ja nicht alle Tage sichtbar, aber jeden Tag *kann* er erscheinen in aller seiner Herrlichkeit, hier oder dort, und zwar — das ist das Große daran, — nun nicht mehr nur einem kleinen Jüngerkreis je und dann in der Stille und Verborgenheit vor der Welt, wie das in jenen Tagen nach seiner Auferstehung immer der Fall war, sondern nun ganz öffentlich vor aller Welt und überall unter der ganzen Menschheit, bald da an einem Ort, bald dort an einem andern. Seine

Königsmajestät wird nun in der so herrlich angebrochenen Weltzeit von Zeit zu Zeit offenbar, einmal hier unter einem Volk und dann wieder dort einem andern. Und die Völker freuen sich jetzt dessen, was sie an ihm, ihrem allerhöchsten Herrn und König, haben. Wenn sie ihn auch nicht alltäglich zu sehen bekommen, sie rüsten sich doch darauf und schauen allezeit hinaus auf eine Offenbarung seiner Herrlichkeit, auf eine herrliche Erscheinung ihres Herrn. Das spornt ihren Eifer und hebt ihre Thatkraft; sie arbeiten nun großen Zielen zu, damit sie ihm wohlgefallen mögen! Sein Erscheinen ist ihnen allen ein immer vor Augen gehaltenes Ziel, ein schöner Ausblick jedesmal wieder für die jeweilig erreichte Kulturentwicklung, ein immer neuer Sporn für ihre ganze kommende Vollendung. Denn sie alle bekennen nun, in freudiger Begeisterung für ihn, daß er wahrhaftig ihr Herr und ihr Haupt sei zur Ehre Gottes des Vaters, er, den sie loben und lieben, und dem sie danken und wohlgefallen möchten.

Doch davon ist ja noch mehr zu sagen, als in wenigen kurzen Sätzen auszusprechen möglich wäre.





II. Kapitel.

Der vollkommene Umschwung der Anschauungen.

Motto:
Die Lügen sind gleich den Schneebällen: je weiter man sie fortwälzt, desto größer werden sie, — und zergehen doch endlich wie Wasser. Harsdörffer.

Niemals in der Weltgeschichte hat man einen vollkommeneren Umschwung der Anschauungen in der Welt erlebt, als ein solcher in der neuen Weltzeit jetzt, infolge der geschilderten großartigen Ereignisse, thatsächlich mit einem Male eingetreten ist.

‚Umschwung der Anschauungen‘! — Wenn die Menschen wüßten, wie viel Wahn in der Welt schon regiert hat, sie müßten sich vor sich selber schämen! In großen und in kleinen Dingen war es oft in der That nur der Wahn, nur eine vorgefaßte Vorstellung und falsche Meinung von einer Sache, was die Menschen lange Zeit beeinflußte, regierte, ja durchaus gefangen hielt. Ganze Generationen konnten in dieser oder jener Beziehung Wahnvorstellungen verfallen, selbst ganze Völker konnten ja von einem Wahn getrieben, von einem Wahn gefangen und beherrscht, ja von einem Wahn verfolgt sein, und sie wußten es gar nicht! Es war ihnen dann auch nicht beizukommen, sie davon zu heilen; selbst ihren besten und edelsten Geistern konnte das nicht gelingen. Das Beste mußte sich deshalb von jeher in der Welt schwer durchkämpfen durch alle möglichen andersartigen Vorstellungen und falsche Meinungen, welche es oft belachten und verachteten, befeindeten und verfolgten, bis es endlich, endlich doch zum Siege kam, — und zwar vielleicht nicht einmal durch allmählige Überzeugung, sondern oft einzig nur durch einen plötzlichen, großartigen, überraschenden Erfolg!

Man konnte das auf jedem Gebiet des Lebens, aber gerade auch auf den Gebieten des geistigen Lebens so finden. Ja selbst auf dem Boden wissenschaftlicher Erkenntnisse herrschten oft lange Zeit Wahnvorstellungen und beherrschten alles, so daß sogar Menschen, welche

die Wahrheit suchten, hievon beeinflußt waren und blieben, den wahren Fortschritt bei sich und anderen hinderten und selber noch mitbekämpften, wogegen solche, welchen es gegeben war, das Vollkommenere zu bringen, vor allem ‚Märtyrer der Wahrheit‘ werden mußten!

Was konnte man da aber vollends von der großen Menge verlangen, welche ja gerade in geistigen Dingen ihre Vorstellungsformen überhaupt fast immer nur von anderen entlehnte? Selbständigere Naturen ahnen es oft gar nicht, wie sehr die allermeisten Menschen in den früheren Jahrhunderten von anderen abhingen. Ihren ganzen Vorstellungskreis entnahmen sie dem, was bei der übrigen Menge auch galt. Ihre Meinungen, welche sie ‚Überzeugungen‘ nannten, entnahmen sie der ‚öffentlichen Meinung‘. Von ihr lebten sie, vor ihr beugten sie sich, mit ihr gingen sie meist durch dick und dünn.

So war es in früheren Zeiten immer und überall unter allen Völkern!

Und wenn dann die öffentliche Meinung einmal irre geführt war? wenn sich Millionen festgerannt hatten in ein falsches Weltideal? in unklare oder halbwahre Vorstellungen, ja in völlig irrige Meinungen über das Beste und Größte, über das Nötigste und Gewissseste?! Da konnte doch schließlich einzig nur ein großartiger Erfolg, ein für jedermann klar erkennbarer Erfolg, eine großartige geschichtliche Thatsache, wirksam für die ganze

Weltgeschichte, helfen. Nur ein ganz ‚durchschlagender‘ Erfolg, (wie man ganz bezeichnend sich ausdrückte,) konnte da ein völlig Neues bringen!

Und ein solcher war nun gekommen durch die großartige Offenbarung und Erscheinung des wahren Herrn der Menschheit um das Jahr 2000! —

Aber wie entwickelte sich nun näher die vollständige Veränderung in den Anschauungen der Menschen und der ganzen Völkerwelt?

Schon im ganzen Kulturleben der letzten Jahrhunderte war eine Macht herangewachsen, welche einzig in ihrer Art dastand, deren Einfluß oft alles zu regieren schien, — das war die ‚Presse‘, besonders die Tages- und Wochenzeitungen. Man hat sie schon damals oft die einzige wirkliche ‚Großmacht‘ in der Welt geheißen. Ist sie das auch nie gewesen, so war sie doch jedenfalls eine große Macht; man mochte sie geringer achten oder gar verachten, sie war es darum doch. Man mochte ihren Einfluß für schädlich halten, vorhanden war er dennoch, und bei weitem größer, als viele ahnten! War sie doch so recht eigentlich die Mutter der ‚öffentlichen Meinung‘, oder jedenfalls deren Pflegeamme. Denn wenn sie auch nicht die einzig treibende Macht des öffentlichen Lebens war, sicherlich war sie für die treibenden Mächte das Schwungrad, welches die wichtigste, bald hemmende, bald fördernde Ausgleichung in den Bewegungen des öffentlichen Lebens herstellte. In

verkommenden Staaten konnte sie ja wohl feig nach oben oder feig nach unten, feil für Geld und feil für Ehren werden, und damit sich selber auf's tiefste entwürdigen; auch dem Antichrist hatte sie so schließlich die wichtigsten Dienste gethan und ihm immer mehr beigeholfen für alle seine Pläne. Aber auch in gesunden Staatenbildungen war sie nie gering zu schätzen, es konnten ihre Dienste auch kräftigen Staatsmännern wirklich erwünscht und unzweifelhaft wichtig, förderlich oder schädlich werden, — was immer nur unreife Meinungen oder überhebende Urteile ganz verkennen konnten.

Ebenso wächst sie, die Presse, nun auch in der neuen Weltzeit wieder mächtig heran für den öffentlichen Dienst. Wer das nicht ganz natürlich, erfreulich und wichtig finden würde, den müßte man zurückverweisen ins Mittelalter; das hieße ja doch fast, die Buchdruck-Erfindung wieder verdammen, diese hohe Kunst wieder eine ‚schwarze Kunst' nennen.

Auch für die Presse, diese große Macht, gab es immer nur eines, wovor selbst sie sich jederzeit mehr oder weniger gebeugt hatte, — das war der Erfolg, ein auch ins äußere Leben eintretender großartiger, ‚durchschlagender' Erfolg! Wie oft im Leben war es die That eines einzigen Mannes, wenn es nur überhaupt wirkliche That war, vielleicht mit tausend Opfern erkauft, — wie oft im Völkerleben war es z. B.

ein großer Krieg oder ein herrlicher Sieg, (und dann mit wie viel tausend ‚Opfern' im eigentlichen Sinn des Wortes erkauft!) — was einen solch plötzlichen Umschwung in den Anschauungen der ‚Presse' und dadurch der ‚öffentlichen Meinung' hervorgebracht hat, und so dann mit einem Male dauernd von unberechenbarem und nie geahntem Einfluß auf das Geistesleben und die Gedankenwelt der Menschheit oder eines einzelnen Volks geworden ist! Ganz begreiflich auch! was wahrer ‚Fortschritt' sein will, muß immer auch ein wirklicher Schritt in der Geschichte sein, also eine That, eine erfolgreiche That; nur ein solcher wirklicher Schritt in der Geschichte giebt in Wahrheit einen Fortschritt.

Dem vergleichbar und doch noch bei weitem großartiger war nun derjenige Erfolg, welchen die erzählten ganz einzigartigen Ereignisse bei und nach dem Sturz des Antichrists auch auf die Presse hatten und haben mußten.

Jetzt war mit einemmal, — ja wie mit einem Schlag, — die ganze Weltanschauung der Menschheit verändert; mit den hunderterlei irrigen Vorstellungen, trügerischen Meinungen, unglaubigen Auffassungen war aufgeräumt. Wie Schuppen fiel es den Menschen jetzt von den Augen! War bisher Jahrhunderte lang das innere Wesen des Christentums von der Masse nie recht erkannt oder gewürdigt, vielfach gehöhnt, verachtet, ohnmächtig dargestellt, jetzt wurde mit Ehrerbietung davon

geredet und offen heraus das Christentum als die einzig richtige Lebensanschauung bezeichnet, um die es sich noch handeln könne. Von dem Herrn, dem Heiland der Welt, der die große Erlösung gebracht hatte, wurde jetzt in der Presse nicht mehr geredet wie von einer Sache oder etwa einem ‚Prinzip', welches nur theoretisch erörtert werden könne, ohne daß es sich um persönliche Stellung zu dieser Person, ja dieser eminentesten Persönlichkeit, handeln müßte, — nein! jetzt wurde mit einer Ehrerbietung, mit einer solch dankbaren Ehrerbietung von ihm geredet, wie niemalen zuvor in öffentlichen Blättern! Es wurde eine Begeisterung für ihn wachgerufen, als für den Herrn und König der Völker, für das Haupt der ganzen Menschheit, — eine Begeisterung, welche ganz neu zu nennen gewesen wäre, wenn sie nicht in dem Taumel für den Weltregenten vorher schon ein wirklich merkwürdiges Vorspiel, freilich zugleich ein höchst beschämendes Widerspiel, gehabt hätte. Auf die Anschauungen aller Menschen aber mußte das naturgemäß den stärksten Einfluß ausüben.

Das sittliche und sittlich-religiöse Leben wurde jetzt mit solch starker Macht betont, ja gefordert, übrigens nicht etwa in äußerlichen Satzungen nur gefordert, sondern zugleich mit der tiefsten Seele innerlich erfaßt, daß ein allgemeiner Aufschwung der sittlichen und sittlich-religiösen Ideen gar nicht ausbleiben konnte.

Die Ineinsbildung der schönsten Ideale des Men-

schentums mit den Christentumsidealen wurde so ungezwungen als Ziel hingestellt, so gar nicht mehr im Sinn einer Auflösung oder Abschwächung der Christentumsideale zu Gunsten bloßer Menschentumsideale, vielmehr so ganz im Sinn einer Vollendung des Menschentums im Christentum, — wie man das im weltlichen und öffentlichen Leben bisher nie und nirgends angetroffen hatte.

So half die ganze Presse mit, die öffentliche Meinung umzubilden, — wenn das überhaupt noch nötig war. Jetzt erschollen auch neue Lieder voll Kraft und Begeisterung für die neue Zeit und für den Herrn und König der Menschheit, — dem vergleichbar, wie seinerzeit in den alten Freiheitskriegen der Deutschen eine Fülle begeisterter frommer Vaterlandslieder emporblühte, oder ähnlich wie fast jedes Volk schon eine Zeit besonderen Aufschwungs in seiner Liederdichtung gehabt hat. So wuchs nun eine hochsinnige Liebe, eine in Sang und Klang sich kundthuende Begeisterung für den hochgelobten Heiland der Welt, für seinen großen Sieg, für seine herrliche Erlösung empor, welche ihresgleichen bis jetzt nie im allgemeinen Völkerleben gehabt hat, wenn man auch z. B. aus der Zeit der Kreuzzüge derlei je und je erwähnen mag. ‚Singet dem Herrn ein neues Lied!‘ schien nun der Aufruf der sangesfrohen, aus vielem Druck erlösten Menschenseele allüberall zu lauten.

Und so schuf sich in der That das ganze öffentliche Leben um! Was je und je in Zeiten besonderer Bewegung über ein einzelnes Volk gekommen ist, z. B. in Zeiten eines nationalen Aufschwungs im Zusammenhang mit einer allgemeinen Erregung und Erhebung der Volksseele, — das ist alles nur ein Bild, nur ein ganz schwaches Abbild von dieser nun allgemein gewordenen Erhebung und Bewegung, Vertiefung und Erwärmung des religiösen Bewußtseins im Sinn einer frohen, dankbaren, heiligen, innigen Begeisterung!

Es trat nun auch das gute Beispiel allenthalben mächtig hervor. Das Gute war nicht mehr nur in den bescheidenen Winkel verbannt, sondern es trat nun die Herrschaft an in der öffentlichen Meinung, und zwar wieder durchaus nicht etwa durch äußerliche Gesetzesgewalt oder in leerer Satzung, vielmehr im Übergewicht innerer Kraft und in der Macht wirklich guter Sitte. Weder böser Wille noch feiger Weltsinn waren jetzt mehr seine Feinde und Lästerer oder seine schwachen Freunde und seine beschämenden Begleiter; — nein! die heilige Macht der Begeisterung riß auch darin alles, alles mit, und ließ etwas anderes gar nicht mehr aufkommen. —

Wir haben wiederholt das Wort ‚Begeisterung‘ gebraucht, — Begeisterung für den Herrn und sein Reich, für das Christentum und für alles Gute, — und wir wissen wohl, was es um eine ‚Begeisterung‘ ist, wenn sie

nicht auf einem besseren Grund ruht, als dem einer mächtigen Erstbewegung. Sie verfliegt dann nur gar zu schnell und macht oft einem traurigen Rückfall Platz. Aber wir hatten hier vorerst auch nur die Aufgabe, die Äußerung des neuen Lebens in der Presse, in der öffentlichen Meinung und im öffentlichen Leben überhaupt zu schildern, und es wird noch an anderem Ort Gelegenheit sein, wahrzunehmen, auf welcher tieferen, und wirklich tiefen Grundlage das neue Gebäude ruht, und wie diese herrliche Erhebung keineswegs nur oberflächlicher Art war, sondern aus einer tiefen Verinnerlichung, ja aus einer ganz merkwürdigen, innerlichen Befreiung des Seelenlebens emporwuchs, derart, daß sie für alle Zukunft das Beste hoffen ließ. Hier aber wollten wir absichtlich zunächst nur das erzählen, wie sehr das ganze öffentliche Leben ein durchaus anderes Gesicht zeigte als in früheren Zeiten, — so mächtig hatten die ungewöhnlich großartigen Ereignisse das ganze Volk, die ganze Menschheit angefaßt!





III. Kapitel.

Die Wiedergeburt der Völker.

Motto:
Schon reißt der Strom des Lebens
Die dumpfen Schranken ein.
Vertraut euch seinen Wogen
Und sucht ein besser Heil!
Allmächtig angezogen
Zum Ganzen strebt der Teil!
Geibel.

Eine merkwürdige Wandlung begann jetzt bald auch mit den einzelnen Völkern vorzugehen, eine Wandlung, welche zum Teil in geradezu überraschender Weise in die Erscheinung trat. So ganz zwar kam sie erst in den kommenden Jahrzehnten zur Entwicklung; wir erwähnen sie aber doch schon hier, weil auch sie mit den vorhin beschriebenen Erscheinungen des öffentlichen Lebens unmittelbar zusammenhängt.

In früheren Jahrhunderten hätte man meinen können, in einer Zeit des allgemeinen Völkerfriedens werden sich die Völker mehr und mehr ganz miteinander verschmelzen, so daß ein Volkstum um das andere sich auflösen und einem allgemeinen Menschentum Platz machen würde. Man hätte früher denken können, die geistigen wie die äußerlichen Grenzen werden sich verwischen, die Besonderheiten werden verschwinden. Das ist nun aber in der neuen Weltzeit durchaus nicht der Fall.

Allerdings, — um mit diesem Beispiel zu beginnen, — hatte man in früheren Zeiten die äußeren Grenzen viel strenger, selbst im Frieden in oft fast feindseliger Weise bewacht, und ebenso die inneren Besonderheiten in eifersüchtiger, oft fast lächerlicher Manier bewahrt, auch die Sonderinteressen in selbstsüchtiger, oft rücksichtsloser Art betont, — so geschieht das ja natürlich jetzt nicht mehr, man wüßte auch nicht warum? Aber die Grenzen, Besonderheiten und auch Sonderinteressen, wenn man noch so sagen will, bleiben darum doch noch immer in Geltung. Das einzelne Volkstum macht sich nur jetzt nicht mehr mit seinen Eitelkeiten, Fehlern und Lastern breit, es geht aber darum doch noch lange nicht in ein allgemeines Menschentum über, oder in demselben unter. Gerade das Gegenteil ist vielmehr der Fall: die Eigenart eines Volkes wird jetzt nur immer lebenskräftiger offenbar!

Es geht mit dem Volkstum eines einzelnen Volkes, der allgemeinen Menschheit gegenüber, ganz ähnlich, wie auf einer früheren Kulturstufe es mit dem Einzelnen im Verhältnis zu seiner Gattung gegangen ist. Bei unkultivierten Völkern prägte sich ja bekanntlich die Gattung mehr aus, sie war auch in jeder einzelnen Persönlichkeit immer besonders stark ausgeprägt, meistens stärker als die Eigenart des einzelnen Individuums; — je mehr aber die Völker sich kultiviert haben, umsomehr trat dann auch die einzelne Persönlichkeit in ihrer Eigenart deutlicher hervor. Gerade so nun kommt jetzt, wo die ganze Menschheit wie von einem neuen Leben durchströmt und auf eine höhere, ja auf die höchste Kulturstufe emporgehoben ist, die einzelne Völkerindividualität, d. h. das besondersartige Volkstum jedes Volkes, erst recht kräftig zur Erscheinung und zur vollkommenen Ausprägung. Das ist in der That ganz natürlich, es mußte so kommen; es ist aber auch hocherfreulich, es möge nur immer mehr so werden!

In den früheren Jahrhunderten war es ja anders. Die Volkseigenart trat da zwar wohl auch stark hervor, aber es war damit gerade so wie mit den äußeren Grenzen und mit den Sonderinteressen. Jedes Volk hatte seine Eitelkeiten, seine Fehler und meist auch seine Laster. Seine Laster zwar mochte es vielleicht erkennen und nur etwa gern verdecken, seine Fehler aber wußte es oft kaum und beschönigte sie noch, seine Eitelkeiten

vollends gar hegte und pflegte es. Die besten und edelsten Geister eines Volkes mochten an ihm ziehen und erziehen, mochten es mahnen und warnen, strafen und bedrohen, es half oft alles nichts! man meinte ja nur seine Besonderheit verteidigt, seine berechtigte Eigenart bewahrt, sein Volkstum heilig gehalten zu haben, wenn man das erste Gesetz des geistigen Lebens: ‚Erkenne dich selbst' — ‚blindlings' beiseite setzte! Kamen dann vollends Zeiten des Niedergangs für ein Volk, gewannen dabei schlechte Elemente die Oberhand, welche den Volkseitelkeiten noch schmeichelten, die Fehler eines Volks systematisch zudeckten, die Volksleidenschaften sogar noch aufstachelten, so war es um eine solche Nation geschehen. Ein Volk hat ja wohl ein langes Leben, — zählte eines Menschen Leben schon in den alten, oft so verderbten Zeiten nach Jahrzehnten, so das Leben eines Volkes natürlich nach Jahrhunderten, — aber gar manche Nation ist doch auch zu Grunde gegangen; und zu Grunde gehen konnte ein Volk, wenn es auch nicht geradezu ausgerottet wurde oder an Zahl bedeutend zurückging. Je verdorbener dann oft die Zustände wurden, umsomehr Geschrei wurde immer noch von seinem Volkstum, von dem besonderen Beruf dieses Volkes, von seiner ‚höheren Mission' gemacht, während doch in Wahrheit gleichzeitig nicht das Volk, nur seine Laster zunahmen, nicht das Volkstum, nur dessen Fehler sich bewahrten, nicht seine Art, nur seine Unart groß blieb

und immer größer wurde! Das ist jetzt doch alles ganz anders geworden! In der neuen Weltzeit, wo gerade die besten Elemente die Führerrolle, die edelsten Geister das geistige Übergewicht haben, da kommen überhaupt unter allen Völkern die Ideale hoch empor. Der Volksgeist schöpft nun wieder aus seinen ureigensten Tiefen, und in dem Jungbrunnen seiner edelsten Urkraft erfrischt und erneuert er sein Leben so vollständig, daß nunmehr die Individualität eines jeden Volkes sich erst recht ausprägt, seine Originalität kraftvoll hervortritt und seine höhere Mission im wahren Sinne des Wortes zur Geltung kommt.

Der edelste Wetteifer, mit seinen Kräften und Gaben dem Ganzen der Menschheit zu dienen, beseelt nun auch jedes einzelne Volk. Es ist keine Rede mehr von engherzigem Sichabschließen, von selbstsüchtigem Verfolgen eigener enger Interessen oder von eifersüchtigem Sichhervordrängen vor andere, — geschweige denn von Kriegslust oder Kriegsgeschrei, woran ja natürlich vollends gar nicht mehr gedacht werden kann, sondern es offenbart sich nun überall bei allen Völkern ein wirkliches Bedürfnis nach Ausgleichung der eigenen Begabung durch die erfrischenden Kräfte und ergänzenden Fähigkeiten der Nachbarvölker, eine treugemeinte, wenn es sein müßte auch opferwillige Bereitschaft, mit den besonderen Kräften seines Landes und dem eigenartigen Reichtum seines Bodens ausgleichend zur Hand

zu sein, überhaupt ein dienstwilliger Wetteifer, dem allgemeinen Besten der Menschheit sich gerne ganz und gar zur Verfügung zu stellen. Ja, man möchte sagen, die uralten und schönsten Ideale wahrer Volksgemeinschaft und glühender Vaterlandsliebe, sie haben sich jetzt verallgemeinert oder vielmehr erweitert und vertieft zu jenen verheißungsvollsten und gewiß allerschönsten Idealen einer lebenswahren Völkergemeinschaft und einer begeisterten Menschheitsliebe, — wogegen die früheren schönen Worte von dem ‚allgemeinen Völkerfrieden‘ und von der ‚allgemeinen Völkerverbrüderung‘ doch in der That nur leere Worte waren. —

Aber merken wir es also wohl: das schöne Ziel ist in der neuen Weltzeit nun nicht nur Völkergemeinschaft oder lebenskräftige Verbindung aller Völker untereinander, sondern allein schon Volksgemeinschaft für jedes einzelne Volk für sich, — und wieder: nicht nur um die staatliche Wiedergeburt eines Volkes handelt es sich dabei, sondern um eine innere Wiedergeburt jeden Volkes handelt es sich jetzt. Eine ‚staatliche‘ Wiedergeburt haben auch in früheren Jahrhunderten schon manche Völker erlebt, und es ist eine wahre Freude, in der alten Geschichte der vergangenen Weltzeit zu sehen, wie mit staatlicher Wiedergeburt vielfach auch eine innere Erneuerung der Volkskräfte Hand in Hand ging. Doch war dies leider durchaus nicht immer der Fall, und wenn es nicht der Fall war, wenn vielmehr innere

Fäulnis trotz äußeren politischen Aufschwungs andauerte, so konnte es geschehen, daß ein solches Volk dann nur um so schneller auch dem äußeren Verfall entgegenreifte. Das ist ja leider so häufig die Tragödie in der Geschichte der Völker gewesen. Viel besser war es da doch, wenn eine innere Erneuerung des Volkslebens sich vollzog und damit eine staatliche Erneuerung, wenn auch noch langsam, richtig vorbereitet wurde. Dann verjüngte sich doch wenigstens innerlich die Volkskraft und konnte das Leben des betreffenden Volkes wieder neu gefristet und gekräftigt werden. So wichtig ist die innere Wiedergeburt eines Volkes!

In der That! die Wiedergeburt des Staates konnte den Verfall eines Volkes oft gar nicht aufhalten! Man denke sich einmal zurück in die früheren Jahrhunderte. Wenn da die einzelnen Landschaften und Stämme eines Volkes nach oft langem Ringen mit inneren oder äußeren Feinden sich endlich zu einem großen Volksganzen fest und auf die Dauer zusammengeschlossen hatten, da war es ja nur notwendig und ganz natürlich, daß sie ihre Vereinzelung aufgeben, ihre Selbständigkeit nach außen an das große Ganze abtreten und einzelnen Besonderheiten um des Ganzen willen entsagen mußten; — vielfach aber litt dadurch auch ihre berechtigte Eigenart, ihre Originalität, ja selbst ihre Freiheit Not, und diese nicht etwa nur zu eigenem Mißvergnügen, sondern auch zum Schaden des großen Ganzen. Denn das

hinderte dann die Entwicklung des Eigenartigen im Volksleben, in welchem doch immer viel Kraft verborgen war, und es zehrte an der Volkskraft überhaupt, weil am gegenseitigen Vertrauen, sodaß dann der Bestand des Ganzen durch innere und äußere Feinde nur immer neu bedroht war.

In unserer neuen Weltzeit nun vollzieht sich der Verjüngungsprozeß der Volksgemeinschaften ja überhaupt unter weit günstigeren Bedingungen von außen und von innen, als das in den vergangenen Jahrhunderten der Fall war. Bei weitem die Hauptsache ist dabei aber das, daß es sich ja jetzt überhaupt nicht mehr erst um das handelt, was man in früheren Jahrhunderten die Entwicklung eines Staats unter einem Volk geheißen hat, nicht mehr erst um Staatenbildung, sondern um einen von diesen Fragen ganz unabhängigen innerlichen Gesundungsprozeß, welcher das Volksganze mit aller Kraft erfaßt und durchdringt, und zwar so durchgreifend und so vollständig, daß sich dieses Neuwerden nun in allen Teilen und Provinzen eines Volkes, in allen seinen Stämmen und Geschlechtern offenbart. Siehe da! da ist also entfernt kein Auflösen der Besonderheiten, sondern eine Wiederherstellung aller seiner Originalität in vollkommenster Harmonie mit dem großen Ganzen, — das ist jetzt das höhere Ziel und der schöne Erfolg! —

Was wir vorhin sagten von dem Gewinn, den

nun die einzelnen Völker einander bieten und von einander empfangen, ganz das gilt auch von den einzelnen Provinzen und Landschaften unter sich, von den verschiedenen Stämmen und Geschlechtern untereinander, — sie lieben einander und sie lernen voneinander, aber sie achten einander und sie respektieren einander auch in ihren Verschiedenheiten.

Und dieser innere Gesundungsprozeß geht bis auf die äußeren Sitten und Volksgewohnheiten, bis auf die allerlei Gebräuche und die mannigfaltigen Trachten hinaus! Was abgeschmackt oder unschön, was ärmlich oder unwürdig ist, wird abgethan und bleibt abgethan. Was dagegen wahrhaft volkstümlich und edel originell, was ernstlich lebenskräftig und wirklich ideal ist, das bleibt und wird geehrt, ja es wird gesucht und blüht nun erst recht neu empor. So freut man sich des Alten und des Neuen zugleich, man freut sich aneinander und man lernt voneinander. Man lebt nicht mehr nur im Wahn moderner Bildung, sondern man lebt und erstrebt eine Welt von Idealen, ja mehr als das, — man erlebt und lebt eine wirkliche Welt von wirklichen Idealen! —

Gerne und mit Absicht betonen wir aber auch hier, worauf wir schon einmal am Schluß des letzten Kapitels hingewiesen haben, daß sich das alles doch nicht recht denken ließe ohne ganz besondere Vorgänge unter der Menschheit, wobei wir nicht nur äußere Ereignisse, sondern vielmehr *innerliche* Erlebnisse im Auge haben.

Die Wiedergeburt eines Volkstums hat eine sichernde Grundlage doch nur in dem religiösen Aufschwung eines Volks und der religiöse Aufschwung eines ganzen Volks wieder nur in dem seiner einzelnen Persönlichkeiten.

Das beides wurde nirgends deutlicher offenbar als unter dem Volk Israel. Denn die neuesten Ereignisse fanden kein Volk in so großer, innerster Bedrängnis, wie dieses Volk, kein Volk als Ganzes trafen sie so tief ins Herz, wie dieses Volk in allen seinen Gliedern, und davon möchten wir noch Näheres erzählen.





IV. Kapitel.

Was Rahel unter ihrem Volk erlebt.

Motto:

Aber über das Haus Davids und über die Bürger zu Jerusalem will ich ausgießen den Geist der Gnade und des Gebets; denn sie werden mich ansehen, welchen jene zerstochen haben und werden um ihn klagen, wie man klagt um ein einziges Kind, und werden sich um ihn betrüben, wie man sich betrübt um ein erstes Kind

Sacharia 12, 10.

Schon drei Monate nach jenen großen Ereignissen war Rahel mit Mirjam in Begleitung des Mohren nach Jerusalem gereist, während Ruth mit dem Christenmädchen noch zu Hause blieb.

Zu Tausenden strömten ja nun die Israeliten von allen Seiten zusammen, alles wollte im heiligen Lande sein! Ihre Volksgemeinschaft hatte sich nie zuvor so lebendig dargestellt; auch bei allen ihren Zerstreuten unter den Völkern auf der weiten Welt wurde es jetzt lebendig. Und es war keine Überhebung dabei zu spüren, es ging eigentlich merkwürdig still zu. Das Gefühl der tiefsten Demütigung war viel größer als das der Erhebung. Die Freude an dem nun gekommenen und vor aller Welt erschienenen Messias war wie ein elektrischer Schlag gewesen, der ihrer aller Herzen getroffen hatte und alle Gemüter bewegte; sie war einem mächtigen Aufruf gleich, dem ganzen Volk und jedem einzelnen Glied geltend. Aber viel tiefer war doch zunächst das Gefühl der Schmach über die lange, Jahrtausende lange Verkennung, über die Blindheit Israels seinem eigenen Messias gegenüber, über die zweitausendjährige, an Haß grenzende Verachtung des Gekreuzigten. Fern war es da von ihnen, sich etwa jetzt stolz zu gebahren darüber, daß sie nun ihren Messias haben. Sie demütigten sich vielmehr auf's tiefste; sie schämten sich, indem sie sich freuten; bis in den Staub beugten sie sich in bitterster Reue. Es wurde wahr, jenes merkwürdige Wort ihres Propheten Sacharja: ‚Sie werden ihn sehen, den jene (ihre Väter) zerstochen haben und werden ihn klagen, wie man klagt ein einziges Kind, und werden sich über ihn betrüben, wie man sich betrübt um ein erstes Kind.

Zu der Zeit wird große Klage sein in Jerusalem, wie die war bei Hadad Rimmon im Felde Megiddo', — als nämlich einst auch ein ‚Jesus', auch ein Reformator und König zugleich, nämlich der fromme, reformatorische, noch junge König Josia, die Hoffnung seines Volks, vom Todespfeil getroffen, in jener großen Entscheidungsschlacht gefallen war. —

Rahel und Mirjam saßen nun heute nach einem heißen Tage mit Lea zusammen auf dem platten Dach jenes Hauses nahe bei dem Damaskusthor. Bei ihnen saß auch Ben Esra, der Freund des Hauses. Es war Abend geworden und ihre Blicke schweiften weit hinaus in die Wüste Juda, deren braune und rotgelbe Fläche mit den kahlen Felsen und den starren Formen jetzt in vergoldendem Abendsonnenschein vor ihnen lag, weithin sichtbar bis zu den fernen Bergen von Mizpa hinüber. Noch schienen anfangs die Glutwellen der Tageshitze über der weiten Fläche zu zittern, bis der sanfte Hauch des Windes auch sie wegnahm, und alles ganz stille lag, wie zum Frieden der Nachtruhe langsam sich bereitend. Ihrer aller Augen hingen an diesem so merkwürdig anziehenden Bild der einsamen Wüstenlandschaft.

Lea wandte sich zu ihrem Vater Isaak: „Du bist wieder betrübt, Vater!"

„Ja, mein Kind!"

„Bitte, Vater! traure nicht immer so sehr!"

„Die verlorenen Jahre schreien hinter mir her!"

sagte er leise und wehmütig. Und langsam sich erhebend ging er jetzt noch etwas weiter abseits, dort setzte er sich dann wieder, mit dem Blick gegen die Tempelstätte.

Sie saßen alle stille. Jedes hatte so seine Gedanken. Aber wiederholt blickten sie den alten Vater an.

„So ist er diese drei Monate her fast immer," sagte Lea leise zu Rahel und Mirjam. „‚Die Schmach unseres Volkes hat mich schon oft gedrückt,' pflegt er dann zu sagen, ‚aber nie hat mich früher das gedrückt, daß unsere Väter den Messias gekreuzigt haben; jetzt ist diese Schmach mein größtes Herzeleid und alles andere sehe ich nicht mehr an.'"

Er hörte, daß davon gesprochen ward, und kam wieder herüber. Er setzte sich wieder zu den Mädchen und zu Ben Esra und schaute sie alle nacheinander an.

In seinem schön geformten Stuhl von Cedernholz mit der starken, hohen Rückenlehne und mit den prächtig geschnitzten Knäufen an beiden Seitenlehnen, über denen seine Hände zu ruhen oder zu spielen pflegten, saß er nun wieder den Mädchen gegenüber, nach seiner Gewohnheit mit dem Blick auf den Tempelplatz.

„Ja, Kinder, es ist eine Schmach und bleibt eine Schmach vor allen Völkern! und Ihr dürft Euch nicht wundern, daß ich viel zu denken habe und nicht so schnell zurecht komme. Gottesfürchtig habe ich immer gelebt und die Weissagungen unsres Volkes habe ich

allezeit hochgehalten wie nur einer. Mein Geist lebte in der alten Geschichte unsres Volkes, meine Seele lebte und webte in seinen schönen Verheißungen und großen Hoffnungen und in den letzten Jahren habe ich mich auf Großes vorbereitet in meinen Gedanken. Aber jetzt sind meinem Geiste doch ganz andere Bahnen gewiesen, als ich es je gemeint hätte. Hatte ich bisher die Geschichte unsres Volkes in vielfach eitlen Bildern mir vorgeträumt — oder nachgeträumt, wie man sagen will, — so ist jetzt alles, alles anders! Ich sehe mit bitterem Leid, auf wie falschen Wegen wir gewesen sind. Ja, unsere Schmach vor den Völkern bekümmerte uns immer viel, aber den Grund begriffen wir doch nie recht. Wir trauerten darüber, aber wir thaten nicht Buße. Wir schrieen zu Gott: ‚warum?‘ aber seine Gerichte waren uns wenig Segen, weil wir den wahren Grund nicht erkannten, weshalb sie uns getroffen hatten. Wie ist das jetzt mit einemmal so ganz anders geworden! Jetzt verstehen wir die Wege Gottes mit unserm Volk besser, jetzt beugen wir uns endlich unter Gottes gewaltige Hand mit rechtem Ernst. Unsere Väter haben den Messias gekreuzigt, — wir haben den Gekreuzigten gehaßt und verachtet. Jene schrieen: ‚Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!‘ und Gott hat den Schrei gehört und gerächt. Giebt es auch ein so wahnsinniges Volk wie unser Volk, — das auserwählte Volk zu sein und selber den Fluch von Gott

zu fordern? Fürwahr, alle seine Gerichte von alters her sind gerecht und nur seine Barmherzigkeit ist es, daß wir nicht gar aus sind! Alle Plagen Gottes und alle Rache der Christen, alle getragene Schmach und alle erlittene Unbill, — alles, alles ist nur unser Recht, Gottes Gericht ist nichts als unser gefordertes Recht. Stumm müssen wir sitzen und haben kein Recht zur Klage. Ach Herr, Herr! wir haben gesündigt und unrecht vor dir gethan! ‚Gott sei mir gnädig nach deiner großen Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!‘ so schreit es in mir Tag für Tag für mich und mein Volk!“

Der Alte hielt die Hände vor das Gesicht und verbarg seine thränenden Augen.

Wer meinen würde, das seien die traurigen Reden eines müden Alten gewesen, welchen nur des Alters Schwäche und des Todes Nähe trüb gestimmt und zu solchen Klagen geneigt gemacht hätten, der würde sich gewaltig täuschen. Isaak hatte die Zähigkeit seines Stammes und das Feuer vergangener Jahre noch immer lodernd in seinem Herzen. Es war überhaupt durchaus nicht nur trübe Stimmung oder weiche Rührung, sondern der innerste Erguß eines tiefbewegten Seelenlebens war es, der feurige Ausbruch eines für sein Volk und seine Kinder brennenden Eifers.

Und auch den Angeredeten waren es durchaus keine fremden, abstoßenden oder doch bei ihnen etwa kühler



21. Seite 646.

Der Alte hielt die Hände vor's Gesicht und verbarg seine thränenden Augen . . . . Es war der feurige Ausbruch eines für sein Volk und seine Kinder brennenden Eifers gewesen.



aufgenommenen Gedanken, was da der ehrwürdige Alte in seiner Weise so beredt geäußert hatte. Sie saßen alle still und hörten aufmerksam zu.

Mirjam schmiegte sich an Lea, als wollte sie sagen: Dein Vater mein Vater! sein Wort unser Bekenntnis! Rahel schaute zum Tempelberg hinüber, unverwandt und ganz stille; der Abendstern stand jetzt am Himmel und einer um den andern von jenen goldenen Gottesboten kündete die nahe, stille, heilige Nacht. Ein milder Friede lag über der ringsum feiernden Natur und ein leiser Hauch des frischen Windes brachte von der Seite her die Wohlgerüche des Ölbergs über die Stadt herüber. Ben Esra saß nahe bei ihr und schaute auf den Zionsberg und dann zum Ölberg hinüber. Sie sahen einander an. Jetzt begann Ben Esra:

„Vater Isaak! Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt! Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat! — Vater Isaak! es ist alles Wahrheit, was du gesagt hast, alles lautere Wahrheit. Aber der Gott unserer Väter ist unser Trost, der Gott unserer Väter ist unsere Hilfe! er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden!“

„Aus allen seinen Sünden!“ rief Rahel und weinte stille. In Mirjam's Augen standen auch die Thränen und Lea schlang jetzt die Arme um sie.

Dem alten Isaak war es sichtlich ein Trost, daß

er so wohl verstanden sei mit seinen Gedanken. Mit Wohlgefallen schaute er auf den jungen Israeliten und auf Rahel neben ihm, mit Liebe blickte er seine Tochter Lea und Mirjam neben ihr an. Jetzt kam auch seine Gattin, die betagte Rebekka, vom Haus herauf und setzte sich zu ihnen. Er gab ihr die Hand und sagte: „Wohl uns Alten, daß die lebenskräftige Jugend um uns ist! Ihr seid doch die Hoffnung des Volkes, Ihr Jungen! wir sind aus der alten bösen Zeit, — Ihr habt die Verheißung!“

„Vater Isaak,“ sagte Ben Esra: „Ihr mit! Ihr mit! Wir sind nur die Kinder der Gesegneten des Herrn!“

Der alte Isaak sah ihn freundlich an, blieb aber jetzt ganz stille.

Ben Esra, der junge, bräunliche Mann mit seiner schönen, nicht großen, doch immerhin stattlichen Gestalt und den feinen, einnehmenden Zügen, richtete den Blick auf Rahel und sprach noch einmal: „Sind wir nicht die Kinder der Gesegneten des Herrn?“ — und dann, zu Vater Isaak und zu Rebekka gewendet: „Der Herr hat seinem Volk alle seine Schuld getilgt und alle seine Sünde verziehen. Er nimmt uns wieder freundlich an, das schmecken und sehen wir doch alle Tage in dieser gegenwärtigen Zeit. Ich will nichts, gar nichts will ich wegthun von dem, was Du gesagt hast, Vater Isaak, aber Gott ist barmherzig, geduldig und von großer

Güte und Treue, und es ist eine große allgemeine Gnadenzeit allen Völkern angebrochen. Das Alte ist vergangen, siehe! es ist alles neu geworden. Es ist wahr, unsere Väter haben geschrieen: ‚Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!‘ und wie viele Blätter unserer Volksgeschichte seitdem sind blutbespritzt und tragen das Zeichen dieses Fluchs! Aber jetzt gilt auch uns, was im Neuen Testament steht: ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.‘ Von dem Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen! — Vater Isaak! Siehe ganz Jerusalem an! Sind seine Bewohner nicht alle im Sack und in der Asche? Ist nicht eine Trauer um die große Sünde unserer Väter, daß sie nicht glaubten an den Messias, jetzt in allen Herzen und in allen Häusern? und ist nicht eine große allgemeine Trauer um alle eigene Sünde unseres Volkes jetzt überall in der weiten Welt unter allen Zerstreuten Israels wahrzunehmen? Oder was bringen alle diejenigen, welche herzuströmen aus allen Ländern, für eine andere Kunde? Sage doch, Vater? Spürt man es nicht überall und liest man es den Leuten nicht aus den Augen, daß es gekommen ist ganz so wie der Prophet Sacharja gesagt hat: ‚Und über das Haus Davids und über die Bürger zu Jerusalem will ich ausgießen den Geist der Gnade und des Gebets?!‘“

Bewegt hielt er inne; — des alten Isaaks Augen

leuchteten freundlich. Rahel hatte die Hände gefaltet und blickte zu dem sternenklaren Himmel empor. Ben Esra fuhr fort: „Sieh, Vater! als Er kam in des Himmels Wolken, in seiner großen Herrlichkeit und königlichen Pracht, in unserer allergrößten Not und Bedrängnis, da schrieen wir alle miteinander: ‚Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!‘ Sollten wir je aufhören, ihn zu loben, weil wir jetzt auch unsere Sünde bekennen?! Ach Vater! ich meine, die zwei Worte, — das Prophetenwort: ‚Sie werden sehen, welchen jene zerstochen haben‘, und das Psalmwort: ‚Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn,‘ — diese zwei Worte sind, meine ich, die Angelpunkte, in welchen jetzt die Geschichte unseres Volkes einhergeht und in neue, frische Bewegung kommen wird. Das eine ist die Buße, das andere ist der Glaube. Das eine ist der Blick auf den gekreuzigten Messias, und der beugt uns nieder, — das andere aber ist der Lobgesang auf den Auferstandenen und nun in der Herrlichkeit Gekommenen, und der macht uns wieder froh."

„O Vater Isaak!" fuhr Ben Esra jetzt in weichem warmem Tone fort: „Der Herr hat sein Volk heimgesucht mit großen, reichen Gnaden!" Und dann rief er ganz feurig, in fast zitternder Bewegung: „Und ihm wollen wir leben! ihm gehört unsere Kraft und unser Eifer, ihm unser Leib und Leben, unser Hab und Gut, ihm aller erworbene Reichtum, alle Macht und aller Einfluß, den

wir haben! Sein ist jetzt beides, Silber und Gold! Ihm wollen wir sein Reich bauen, nach seinem heiligen Wohlgefallen unter allen Heiden und zusammen mit allen Völkern. Siehe, Vater Isaak, so denkt die Jugend unseres Volkes, nicht ich allein! Davon reden wir, darauf richten wir unsere Blicke, das ist jetzt unser einziger Gedanke, unsre einzige Lust und unsre einzige Arbeit! Ist es Dir nicht recht so, Vater Isaak?"

Der alte Isaak lächelte unter Thränen und sagte: „Ja, mein Sohn, es ist mir recht so! ja, Ruben Ben Esra, Du hast wohl geredet, es ist recht so!"

Ben Esra unterbrach fast die Rede des Alten, als er nun mit feuriger Begeisterung fortfuhr: „Und noch eines, Vater Isaak! Ist nicht unser Volk eine Einheit wie kein anderes, zerstreut unter alle Völker und doch ein Volk wie kein anderes, unter jedem Volk mit Land und Leuten bekannt, bekannt mit allen ihren Sitten und eingewöhnt in ihre Sprache, ihre Lebensweise und Denkweise, — überall sind wir Juden heimatberechtigt, und doch bleiben wir überall Pilger und Fremdlinge! — Sage doch, Vater Isaak, soll unsere Jugend das nicht nützen? soll unser Volk nicht wieder der Knecht Gottes werden wie vor alters, wie zu seinen besten Zeiten? Sollen wir nicht dem Messias den Weg bereiten unter allen Völkern und bei allen Heiden? ist nicht das unsere Bußpflicht und unsere Dankespflicht? Aber noch einmal! wir wollen nichts anderes mehr unter den Völkern suchen

als nur das, — sonst keine Macht und keinen Einfluß als nur den einen Einfluß, daß des Messias Ehre groß werde unter allen Völkern, — die Ehre dessen, den wir und unsere Väter gekreuzigt und verachtet haben! Ja, ihn wollen wir lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen Kräften! Und wenn jetzt die Jugend unseres Volkes dafür eifert, dafür glüht und alle Kraft einsetzt, — ist es Dir nicht recht so, Vater Isaak?"

„Ja, mein Sohn, es ist mir recht so," sprach wieder der alte Isaak, „es ist mir ganz recht so. Laß nur dem Alter seine Art, und wir lassen der Jugend ihre Weise. Bei uns Alten mag die Trauer um die Sünde unseres Volkes oft fast größer sein als die Freude an der großen Erlösung, größer als der Glaube und die Hoffnung. Aber wir Alten sind selber froh, wenn Euer Glaube groß ist und Euer Eifer mächtig wird, den Herrn und seine Gnade zu ehren in dieser letzten Zeit."

„Und wir, Vater, sind froh," antwortete Ben Esra, „wenn der Alten Ernst uns den rechten Weg weist und die rechte Richtung sichert."

„Daß sich das Herz der Väter bekehre zu den Kindern," sagte Rebekka, „und das Herz der Kinder zu den Vätern, wie unsere alten Propheten sagen."

„Ja und Amen," rief Rahel, „ja und Amen!" und schaute mit leuchtenden Augen hinüber zu Ruben Ben Esra.

Ruben Ben Esra sah sie an und neigte sich ....
Sie schwiegen beide stille.

* * *

O sie waren alle einig, alle miteinander! Es war ganz richtig: ihr ganzes Volk war ergriffen von dem Gerichte der Buße und der ernstesten Bekehrung. Es kam ganz so, wie einer ihrer größten Geister, jener Paulus von Tarsus, einst gesagt hat: ‚Gott hat sein Volk nicht verstoßen, das sei ferne! Blindheit ist Israel, einem Teil, widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und so dann das ganze Israel selig werde! Gottes Berufung und Gaben mögen ihn nicht gereuen! Gott kann sie wohl wieder einpfropfen!‘

Und mit einem Eifer und einer Selbstdemütigung verfolgten sie den neuen Weg, wie nur je einmal in irgend einer Sache ein Eifer von ihnen bewiesen worden war. Die eigenartige Zähigkeit und Geschmeidigkeit dieses Volkes, seine Energie und Beweglichkeit, seine Drangabe und Überredungskunst machten es geschickt, auch unter andern denselben Geist zu entzünden, daß unter allen Völkern dieselbe mächtige Bewegung zustand käme. Aber merkwürdig! es war eigentlich gar nichts Besonderes mehr nötig, den Anstoß dafür zu geben. Die neuen großartigen Ereignisse hatten das ihrige schon gethan, um alle Welt umzustimmen, alles aufzurütteln, aller

Herzen von Grund aus zu erneuern. Und dabei spürte jedermann an sich selber und an anderen wohl: das ist nicht menschliches Thun und menschliches Bemühen, jetzt ‚liegt es nicht an jemands Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen‘ einzig und allein, daß überall bei allen Menschen und unter allen Völkern eine junge grüne Saat aufsproßt! Wie ein mächtiger Sturmwind brauste es durch alle Lande; der Odem Gottes ging aus und es kam ein Geistesfrühling über die Welt, wie man ihn auf Erden noch nie, nie erlebt, noch zu keiner Zeit so allgemein unter allen Menschen wahrgenommen hatte! Denn endlich, endlich kam jetzt die alte Verheißung zur vollen Erfüllung, davon schon der ersten Propheten einer gesagt hat: ‚Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch.‘ Über allen bisher in die Weltgeschichte hereingeführten Völkern wurde das wahr, — bei allen Menschen wirkte es jetzt mächtig.

Und das blieb nun auch von dem an immer so in der neuen Weltzeit. Es war nicht nur ein begeistertes Losungswort von Menschen oder ein guter Anfang für die erste Zeit. Nein! es war mehr: der Welt war eine neue Lebenspotenz gegeben, — so machtvoll, wie sie bisher nie gekommen, und so dauernd, wie sie nie geblieben war für die ganze Menschheit. Das eben war auch der tiefere Grund für jene auffallende Wandlung, welche das ganze öffentliche Leben durchmachte;

das und nichts anderes war der eigentliche Untergrund für jene merkwürdige Wiedergeburt der Völker in ihrer innersten Volksseele. Den ersten Anstoß für den allgemeinen Aufschwung hätten ja wohl auch jene großen geschichtlichen Ereignisse für sich selber schon hervorbringen können, eine nachhaltige Kraft aber hätten sie allein doch nimmermehr geboten; eine für alle Zeiten sichernde Grundlage für neue Weltzustände konnte doch nur durch eine besondere Kraft, nur durch jene verheißene Geistesmacht von oben gegeben werden, welche nun bleibend und unverlierbar mehr und mehr das Gemeingut der ganzen erlösten Menschheit werden sollte. Die allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes über die ganze Menschheit, das war für die nun angebrochene neue Weltzeit das eigentlich große, reiche Geschenk Gottes an die erlöste Menschheit, welches die neuen Zustände sichern und gewährleisten sollte.

Und doch — daß diese merkwürdige Geistesmacht eine so nachhaltige Wirkung unter der Menschheit, einen so dauerhaften Einfluß für alle Zeiten nun haben konnte, dafür muß es wohl noch einen anderen, viel tieferen Grund geben. Was wird wohl hier der letzte Grund, was der verborgene Hintergrund sein? . . . . . Es wird ja noch offenbar werden. Wenn aber nach trüben Tagen das goldene Licht der Sonne alles übergießt und ringsum alles zum frohen Wachstum und Gedeihen bringt, wer freut sich da nicht der Fülle von Licht und Leben, —

auch wenn er für jetzt noch nicht weiß, wie lang das dauern wird und was wohl die Vorgänge höherer, vielleicht überweltlicher, oder doch außerirdischer, jedenfalls weit entfernter Regionen sind, welche da geheimnisvoll mitwirken, um uns jetzt eine längere Periode lieblichen Sonnenscheins und herrlichen Gedeihens zu bringen?!






V. Kapitel.

Das Reich des Lichts.

Motto:
Der Kampf der Finsternisse mit dem Lichte,
Das war der Menschheit, das der Welt Geschichte!
Das Reich der Finsternis versinkt ins Nichts, —
Glorreich erstehet da ein Reich des Lichts!

In der alten Heimat ging es merkwürdig zu. War das ein Wiedersehen gewesen zwischen Kuno Brünné und Otto Simon, als Kuno wieder heimgekommen war von jener großen Heerschau des Antichrists, welche so ganz anders, als erwartet, so grauenvoll für Unzählige geendet hatte, — und mit einer so hochherrlichen Erscheinung für Millionen! Was hatten die beiden jetzt alles einander zu erzählen!

In alten Zeiten hätte es geheißen: Kuno Brünné ‚trauert‘ um seinen Bruder Leon, oder: Otto Simon hat seinen Vetter ‚verloren‘, — waren sie ja doch alle beide ‚nicht mehr unter den Lebendigen‘. Und doch war keine Rede davon, daß Kuno und Otto sie betrauert hätten, so sehr auch jene beiden von ihnen geliebt und verehrt waren und blieben. Was wäre auch zu trauern gewesen im Gedanken an ihre so wunderbare Erlösung, welche sie allen Drangsalen der Welt mit einemmal entrückt hatte. Nein! da hatten ganz andere Leute zu trauern, da mußte man an ganz andere Menschen mit Schmerz und sogar mit Grausen denken!

Unzählige waren ja eines bösen, schnellen Todes gestorben und viele auch nachher noch hingesiecht seit der Zeit, da es geheißen hatte: ‚Gehet hin, ihr Verfluchten!‘ Das waren alle jene Gezeichneten, jene Menschen, welche das Malzeichen des Antichrists, zugleich des Gerichts Gottes, an der Stirne trugen, das Brandmal eines bösen Gewissens im Herzen hatten. Wie Verfehmte gingen solche nun umher, soweit sie noch am Leben waren; jetzt waren sie in Drangsal und Anfechtung, obwohl nicht von Menschen bedrängt, wie einst die Christen! Waren sie auch noch am Leben, so waren sie doch alle dem Tod verfallen; das sah man ihnen schon im Ausdruck des Gesichts an. Sie wußten es selber: sie gehörten hier nicht mehr herein, sie sollten keinen Anteil mehr haben an dem Reich, der Kraft und der

Herrlichkeit, welches jetzt gekommen war. Denn einer hatte nun thatsächlich das Reich eingenommen und die Macht an sich genommen, einer, von dem sie nie etwas gewollt hatten und in dessen Reich sie nicht herein gehörten!

Kuno und Otto hatten viel zu arbeiten in jenen Tagen der neu angebrochenen Weltzeit, — wir werden davon noch zu reden haben. Um so mehr freuten sie sich, abends je und je auch wieder ganz allein miteinander zusammenzukommen. Zwar bedurfte es ja nun keiner Heimlichkeit mehr; es war jetzt keine Rede mehr von einer nur schüchternen Freundschaft solcher Edelgesinnten untereinander. Sie gerade waren ja nun diejenigen, welche frei offenbar und in Gemeinschaft mit vielen zusammen an der Neuordnung der Dinge zu arbeiten hatten. Ein reiches, weites Arbeitsfeld lag vor ihnen, eine herrliche Aufgabe für Männer, welche ihr Volk lieb hatten und dem Wohl der Menschheit mit ganzer Kraft zu dienen als höchste Lust empfanden. Aber nur um so mehr sehnten sie sich doch auch nach der Fortsetzung ihrer alten stillen Freundschaft, welche sie herübergenommen hatten aus den vergangenen Tagen der Bedrängnis und des geheimen Drucks. Gerade in dem besonderen Bunde mit einem innig geliebten Freunde, im treuen Gedenken an die vergangenen Tage und an jene stillen, ernsten Werdestunden ihres eigenen inneren Lebens, die Geburtsstunden eines ausgeprägteren, ziel-

bewußten Charakterlebens, — da suchten sie beide die Kraft für die Aufgaben der neuen großen Zeit mit allen ihren schönen Zielen und hohen Anforderungen. So drangen sie auch in jene tiefere und weiter schauende Erkenntnis der menschlichen Dinge ein, welche fast einzig nur aus eigenen inneren Erlebnissen und aus dem wirklichen Miterleben großer, weltbewegender Thatsachen herauszuwachsen pflegt.

Sie sprachen viel von den ungewöhnlichen Ereignissen der kaum vergangenen Zeit und von jenem wunderbaren Dreingreifen des allmächtigen Gottes; damit war ihnen aber auch der Blick geöffnet für die weltbewegenden Kräfte und Mächte überhaupt, welche sozusagen den unsichtbaren Hintergrund der Menschheits- und Völkergeschichte bilden.

Eines Tags kamen sie eingehender darauf zu sprechen, und das geschah durch folgende Veranlassung.

Kuno hatte immer seine besondere Freude an der Bildungsfähigkeit des Volkes. Er kam oft und viel auf dieses Thema, wenn er von seiner Tagesarbeit unter dem Volk heimgekommen war und dann bei Otto ausruhte. War er ja doch selber von einfacher Familie und hatte sich mühsam heraufgearbeitet aus dürftigen Verhältnissen, was ihm überdem nur durch seines Bruders Leon edelsinniges Zurücktreten und aufopferungsvolles Beihelfen möglich wurde. Er sprach denn auch heute Abend bei Otto davon. Otto gedachte dabei seiner

deutschen Heimat und ihrer Verhältnisse und so führte sie das Gespräch auf eine Vergleichung der Volkszustände bei den verschiedenen Völkern.

„Ich wundere mich übrigens,“ sagte Otto im Verlaufe des Gesprächs, „oft weit mehr über die auffallende Gleichartigkeit, welche sich bei dem einfachen Volk aller Nationen findet, als umgekehrt über die Verschiedenartigkeit der Völker.“

„Diese ist aber doch groß?“ entgegnete Kuno.

„Man kehrt die Verschiedenheit oft viel zu sehr heraus,“ erwiderte Otto. „Der Unterschied liegt vielfach weit weniger im inneren Wesen, als in äußeren Dingen und in angewohnten Sitten, und diese Unterschiede kommen durchaus nicht nur aus der geistigen Eigenart eines Volkes selber, sondern vielmehr ganz wesentlich schon aus der Eigenart des Landes, in dem das Volk wohnt, seines Klimas und seiner Produkte, seiner Reichtümer und seiner Mängel. Mit Recht sagt man ‚Mutter Erde‘. Der Boden ist die ‚Mutter, nicht die Volksindividualität in erster Linie ist es. Diese, die Volksindividualitäten, sind vielmehr erst so mannigfaltig geworden durch die Mannigfaltigkeit der Mutter Erde, das heißt der Landesbeschaffenheit.“

„Aber die Völker sind doch auch in ihrer ursprünglichen Eigenart selber schon sehr verschieden?“ entgegnete Kuno wieder.

„Jawohl!“ antwortete Otto; „aber gerade das ist

so merkwürdig, daß das einfache Volk bei allen Nationen sehr viel Ähnlichkeit hat, in der That viel mehr Ähnlichkeit als Verschiedenheit."

„Das hätte ich doch wirklich nicht gemeint," antwortete Kuno wieder.

„Ich habe mich auch vielleicht noch zu allgemein ausgedrückt, Kuno!" erwiderte Otto. „Wenigstens füge ich gerne noch etwas Bestimmteres hinzu. Unter dem einfachen Volk ist es besonders der Bauer, von dem das Gesagte gilt. In der That, der Bauer ist eigentlich in der Hauptsache überall derselbe, bei den Franzosen und bei den Deutschen, bei Russen und Schotten, und so ziemlich überall, wo Du hinkommst; immer findest Du unter den Bauern dieselbe Art, denselben Grundton des Wesens, als wären sie eigentlich eines Volkes Kinder, gleichviel, ob Franzosen oder Deutsche, Nordländer oder Südländer, Europäer oder Asiaten."

„Und woher sollte das kommen?" frug Kuno.

Otto antwortete: „Ich denke, es kommt daher, daß die bäuerliche Bevölkerung von alters her, durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, trotz Verbesserung ihrer Gerätschaften und Werkzeuge doch eigentlich in ihrer Beschäftigung sowohl als auch in ihrer Umgebung am allerwenigsten Wechsel erfährt. Daher bleibt sie sich selber am meisten gleich, und verändert ihre Sitte und Lebensweise am wenigsten."

„Das ist aber nicht immer gut," antwortete Kuno, „das giebt auch viel Stehen- und Steckenbleiben."

„Meinetwegen," gab Otto zurück. „Aber es hat doch bei weitem mehr gute als schlimme Folgen. Bedenke nur, was auch Stetigkeit und Zähigkeit, Ausdauer und Körperentwicklung für ein Menschengeschlecht wert ist, und — wohlgemerkt! — das kommt nicht dem Bauerngeschlecht für sich allein zu gut, sondern dem ganzen Volk. Thatsächlich war so von jeher der Stamm des Bauerngeschlechts derjenige Teil in jedem Volk, aus welchem die Volkskraft sich immer neu verjüngen konnte. Während die höheren Stände eines Volkes vielleicht abnahmen, schwächer wurden, vielfach entarteten, so blieb dagegen im Bauernstand immer noch am meisten die Urkraft des betreffenden Volks erhalten, aus welchem das ganze Volksleben sich wieder erneuern konnte. Das giebt doch schon lange Zeit jedermann zu."

„Das ist wahr," antwortete Kuno, „und mancher hohe Staatsbeamte konnte schon sagen: ‚mein Großvater und mein Urgroßvater sind Bauern gewesen!' Und damit wird eigentlich auch deutlich, wie noch in künftigen Zeiten die Kraft eines Volkes sich wieder vollständig herstellen und verjüngen kann."

„Ganz gewiß," sagte Otto. „Wir sind übrigens von unserem Thema ein wenig abgekommen. Es handelt sich jetzt nicht um eine Vergleichung der verschiedenen Volksschichten unter einem und demselben Volk,

sondern um eine Vergleichung der verschiedenen Völker untereinander, und da sage ich also: breite Schichten des Volks, besonders die bäuerliche Bevölkerung, haben sich unter allen Völkern verhältnismäßig — wie einerlei einfache Lebensweise, so einerlei Art und Sitte, wie einerlei Arbeitsweise, so einerlei Denkungsart bewahrt."

„Und was soll daraus folgen?"

„Nun, diese sind alle von Natur friedliebend und wollen andere Völker nicht bekämpfen, sie passen auch alle unter einerlei Regiment, alle sind zum voraus bereitet, ‚eine Herde unter einem Hirten' zu werden. Wie noch immer jede Regierung an ihnen die treueste Unterthanenschaft und die zuverlässigste Stütze hatte, so hat jetzt auch das Regiment der neuen Zeit, hat auch der große Völkerhirte an diesen großen Massen, diesen weiten Schichten der Bevölkerung aller Länder und aller Völker, ganz zum voraus seine zuverlässige Schar, seine treuen Unterthanen."

„Lieber Freund! Bei dem großen Völkerhirten und seinem Regiment handelt es sich aber doch nicht nur um Unterthanentreue im weltlichen Sinn, sondern noch um etwas ganz anderes!"

„Natürlich doch! Ich bin gewiß der letzte, der das leugnet oder übersieht. Aber ich meine doch, es ist sehr wichtig zu sehen, welch großer Bruchteil der Menschheit, welch ungeheuer großer Teil in einem jeden Volk, schon wie zum voraus zubereitet ist, eine Herde unter

einem Hirten abzugeben, in Friedliebe und stillem Arbeitsgeist einem großen, ungeheuren Völkerverband anzugehören, sobald er ihnen nur das bietet, was sie brauchen, das wenige, was sie von ihm zu erwarten pflegen, — und meine Gedanken, das weißt Du, sind dabei gewiß am allerwenigsten auf Rückschritt oder Stillstand, auf ärmliches Zufriedensein mit dürftig-einfachen Verhältnissen gerichtet."

„Gewiß! wir kennen einander ja. Haben wir uns doch miteinander gerade auf das Gegenteil eingeschworen. Wir könnten nicht mehr leben ohne die höchsten Ideale für das Völkerleben! — Es kommt mir da aber ein anderer Gedanke. Wenn man sich das überdenkt, welche Massen von Menschen mitten unter jedem Volk für den allgemeinen Völkerfrieden, für nur ruhiges und stilles Leben, zum voraus eingenommen sind, da muß man sich nur wundern, für was für Kriegsleidenschaften sich die Völker in alten Zeiten oft haben gewinnen lassen, auch wenn sie schon lange irgendwo ansässig waren."

„Ja, das ist freilich eigentlich eine wehmütige Sache. Und diese Frage kommt auf eines hinaus mit der anderen: Wie konnten überhaupt die Völker in so manchen anderen verhängnisvollen Wahn hineingerissen werden, welcher nicht nur ihr eigenes Unglück war, sondern auch der innersten Grundrichtung ihres Wesens nicht einmal eigentlich entsprach?"

„Sie wurden eben beherrscht von schlechten Elementen, denen sie gehorchen mußten,“ sagte Kuno.

„Du wirst aber damit nicht gerade die Regierungen oder die Fürsten meinen, welche über sie herrschten, Kuno?“

„Natürlich nicht!“

Otto fuhr fort: „Was heißt dann das, was Du gesagt hast, lieber Freund? — ich bin nämlich darin ganz einig mit Dir, aber ich glaube, man drückt sich oft so aus, ohne den Gedanken, welcher mit diesen Worten ausgesprochen ist, auch nur ganz zu durchschauen oder gründlich durchzudenken. Es ist ganz wahr: sie wurden oft beherrscht von schlechten Elementen, denen sie gehorchten; auch die Regierungen und Fürsten selber gaben solchen nach und wichen ihrem Druck. So hat mancher unglückselige blutige Krieg begonnen gegen den eigentlichen Willen eines Fürsten; er und seine Regierung wurden gedrängt von Elementen, welche es nicht wert waren, beachtet zu werden und welche geradezu überwältigenden Einfluß ausübten. Sie regierten eigentlich neben den Regierenden, trotz dieser und über dieselben hinweg, ja gewissermaßen durch dieselben, und durch sie fast noch bequemer, als wenn sie selber das Regiment in Händen gehabt hätten. Sie schmeichelten den Volkseitelkeiten und stachelten die Volksleidenschaften auf, und letztere fürchteten dann auch Fürsten und Regierungen. — Aber wie ist doch eigent=

lich das so sonderbar, wenn es dann nicht nur gegen den Willen der Besten, sondern eigentlich auch gegen den Willen des allergrößten Teils eines Volks ging! Man könnte vielleicht sagen: die Besten hatten eben keine Gewalt mehr, und jener größere Teil des Volkes natürlich erst recht nicht. Allein ich frage noch einmal: Wie ist doch das so sonderbar, daß oft ein großes Volk sich anstecken ließ, in einen solchen Wahn verfiel und mit fortgerissen wurde?! Man mag sagen: ‚Der Zeitgeist‘ half da mit, alles so zu stimmen; aber was heißt das? Ist das wieder der Wahn oder ist es eine geistige Macht oder was ist es? — Ich will Dir meine ganze Meinung sagen: Es giebt Begebenheiten, wo sich diese Erscheinungen im Völkerleben vielleicht einfacher erklären lassen und auf ganz natürliche Ursachen zurückzuführen sein mögen; aber es giebt auch Begebenheiten, wo das dem denkenden Menschengeist zur Erklärung nicht mehr genügt. Und nie ist dies deutlicher zutage getreten als bei dem, was wir miterlebt haben, wir, die wir als Zeitgenossen, zum Teil als Augenzeugen, mitten drin standen in diesen gewaltigen Völkerbewegungen! Wir haben es erfahren, wir haben es sozusagen mit Händen greifen können: es walten höhere Mächte in solchen Völkerbewegungen, es ist nicht von ungefähr, aber auch nicht nur von unten her, daß die Völker oft wie von einem bösen Wahn ergriffen sind, sondern sie folgen, wenn schon nicht ohne eigene sittliche Verschuldung,

treibenden Mächten, höheren Gewalten, — es ist ein Kampf des Reichs der Finsternis mit dem Reich des Lichts! Wir haben das in einem Schauspiel gesehen, in einem Trauerspiel persönlich miterlebt, wie die Welt noch keines je zuvor gesehen und durchgemacht hat. Es war ein gewaltiges Ringen zwischen zwei Riesenmächten. Gottlob! die Entscheidungsschlacht ist geschlagen und der Sieg ist jetzt endgiltig gewonnen. Das Reich des Lichts hat gesiegt über das Reich der Finsternis. Aber das war ein Kampf!! Man spürte es zuletzt wohl: der Antichrist kämpfte ihn nicht allein, sondern der Fürst der Finsternis, dessen auserwähltes Werkzeug er war, der war es, welcher ihn stützte mit einer allgemeinen Verführung des Erdkreises und mit dem ganzen Aufgebot seiner finsteren Macht. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus. Ja, das Reich des Lichts hat endgiltig auf Erden gesiegt über das Reich der Finsternis!"

Kuno antwortete: „Und das ist die große Hoffnung unserer Tage! Das ist die eigentliche Garantie für die Dauer unserer Zustände, auch für die bleibende Kraft und tiefer wirkende Macht des Geistes Gottes unter den Menschen. O, wir sind glückliche Leute, wir sind fürwahr die Gesegneten des Herrn!"



VI. Kapitel.

Die neuen Auktoritäten.

Motto:
Gar gern gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.
Göthe.

Heute hatte Otto bei Kuno nach wohl vollbrachter Tagesarbeit den Abend wieder zuzubringen versprochen.

Solche Stunden gleichen immer einem Rasten nach einem weiten Weg, in einer noch unbekannten Gegend, auf einem hohen Berge mit weiter Fernsicht, wo die Befreiung von den engen Schranken des täg=

lichen Arbeitslaufs, der Blick auf das zurückgelegte schöne Stück Wegs und der Ausblick in die herrliche neue Gegend erhebend auf das Gemüt, erfrischend auf die Gedankenwelt einwirkt.

Kuno saß wie gewöhnlich in herzlicher Freundschaft mit Otto zusammen; sie unterhielten sich über die Arbeit des Tages, welche jetzt freilich eine ganz andere war als diejenige im Kontor eines Herrn Pilsen, in mehr oder weniger privatem Geschäftsinteresse eines ganz anders Denkenden, im Frohndienste des alten Mammonismus, und sie hatten soeben auch die alte Zeit mit ihrem mühseligen Weg und die neue Zeit mit ihrer freien weiten Bahn für menschliches Wirken und männliches Schaffen miteinander verglichen."

„O!" sagte Kuno in diesen Gesprächen zu seinem Freund, „es ist doch wundervoll: überall neues Leben und frische Kräfte, keiner sucht mehr das Seine, jeder hat die anderen im Auge. Die Besten schließen sich zusammen zu gemeinsamem Schaffen und die Begabtesten werden herangezogen, für's Wohl des Ganzen zu arbeiten. Alles ist im Fluß und in steter Bewegung, alles aber hilft mit, einen großen Organismus neu zu ordnen; da ist kein Stehenbleiben und kein Steckenbleiben mehr, und doch auch kein Umstürzen oder Überstürzen. Warum hat man das nicht früher auch so gemacht?"

Otto antwortete: „Man hat dergleichen in den ver-

gangenen Jahrhunderten immer von Zeit zu Zeit auch versucht; in allen großen Zeiten, nach gewaltigen Umwälzungen in einem einzelnen Völkerleben etwa, oder wenn überhaupt eine neue Zeit angebrochen war, hat man auch so zu arbeiten gesucht; aber es war selten von langer Dauer. Es war meist nur die erste Begeisterung, welche Großes anfaßte und dann vielleicht auch wirklich Großes schuf. Aber bald fiel dann wieder ein Reif in die Frühlingsnacht und es kam zum Steckenbleiben oder zum Erstarren in Formen. Es war dann wohl auch irgend etwas gewonnen für weiteren Fortschritt, aber doch immer nur etwas, und dann galt es eine mühselige Arbeit im Schweiß des Angesichts, und vielmal wurde gar nichts oder nur sehr wenig aus allen großen Hoffnungen, die man gehabt hatte."

„Ach, das ist traurig, das ist eigentlich doch sehr traurig!" antwortete Kuno.

„Das war traurig, lieber Freund! Nur um so froher dürfen wir jetzt sein, daß es nun so ganz anders ist," sagte Otto. „Jetzt ist das Leben wirklich lebenswert und Mannesarbeit nicht nur mühselige Arbeit; alles Hoffen wird jetzt zum Schaffen und alles Schaffen hat nun eine wirkliche Hoffnung, welche nicht zu Schanden werden läßt. Ja, es ist eine große, herrliche Schaffenszeit; es ist eine frohe, reiche Hoffnung, welche die Menschheit nun hat. — Und weißt Du, was dabei der eigentliche Unterschied ist gegen frühere Zeiten?"

„Nun?"

„Ich habe dabei die Art im Auge, wie man die Arbeit anfaßt und organisiert, wie man Leute gewinnt und einstellt in die Arbeit."

„Und was wäre da der Unterschied von jetzt und einst?" frug Kuno.

Otto antwortete: „Nun, einst waren es die bureaukratischen Gewalten im Staat, die großen und die kleinen von oben bis unten, welche nicht nur je in ihrem Teil sozusagen die Macht in den Händen, sondern auch die Aufgaben vor sich liegen hatten. Thaten sie nun wirklich nicht nur ihre zugemessene Arbeit, sondern erfaßten sie auch innerlich die Aufgabe, welche in jedem Beruf liegt, schauten sie sich ihre höheren Ziele mit Eifer an, so war es ja gut. Thaten sie das aber nicht, so versperrten sie sozusagen andern den Weg und den Platz, es zu thun. Um die bureaukratischen Gewalten, — die Ämter und Beamtungen von oben bis unten meine ich damit, — war es ja an und für sich etwas Gutes und Notwendiges, sie waren doch eigentlich alle herausgewachsen aus den Bedürfnissen der Sache selber und sie sollten ursprünglich gar nichts anderes sein, als sozusagen der Platz, wo man den Besten und Tüchtigsten für diese oder jene Arbeit hinstellen wollte, damit er die Arbeit thue. Aber eben dann war auch der Platz gesperrt für einen anderen, der es vielleicht besser gemacht hätte, und es war nicht möglich, daß der Staat

oder die Regierung immer nur den Tüchtigsten wählte, es war in der Ämtermenge und im Ämtergedränge, bei den notwendigen Examenssatzungen und wegen der theoretischen Durchschulung durch allerlei ‚Fachschulen‘, und dann in den verschiedenen ‚Fächern‘, wie man ganz bezeichnenderweise sagte, mehr und mehr gar nicht mehr möglich, den wahrhaft Tüchtigen und den praktisch Tüchtigen wirklich nennenswert zu bevorzugen vor andern, wenn diese nun einmal auch ihre Schule durchgemacht und ihre Prüfung bestanden, ihr Zeugnis und ihre Anstellungsberechtigung erworben hatten. Darüber kann man auch keinen einzelnen Menschen, keinen Monarchen und keine Staatsform anklagen, sondern es war so die ganz natürliche Entwicklung der menschlichen Dinge. Der Anfang der Sache war die wirkliche Bemühung, den besten Weg zu finden; das erreichte Ziel war immer zugleich ein Erstarken in möglichst guten Formen für die Sache, — aber das andere, das traurige Andere war vielfach auch ein Erstarren in Formen, und dies in einem Maße, daß auch das Regen und Bewegen der besten Kräfte, ja selbst schon das eigentliche Schulen und Durchschulen derselben für irgend selbständiges und selbstthätiges Schaffen mehr und mehr zur Unmöglichkeit wurde.

Man kann wohl sagen: der Staat war durch die Bureaukratie seiner Ämter und seiner gesetzlichen Ordnungen, — und ich betone es, durch die Bureaukratie

im besten Sinn des Worts, — groß, mächtig und durchgebildet geworden, und doch wurde er durch denselben Bureaukratismus mit der Zeit starr statt stark, ohnmächtig statt mächtig, schwer beweglich und breitspurig, voll überlebter Formen und Gestaltungen, und viele seiner Beamten hätten bei aller Berufstreue aus lauter Schulung im Gewöhnlichen und aus lauter Gewöhnung an's Hergebrachte das rechte Verständnis gar nicht mehr gehabt oder gefunden, um wirklich organisatorisch, vollends gar in's Große zu wirken.

Lange Jahrhunderte suchte man den Fehler einseitig nur in der Allgewalt der Fürsten, und die freien Verfassungen der Völker haben ja allerdings vieles gebessert und in neuen, frischen Fluß gebracht, — vielfach aber auch statt in's Regen und Bewegen der Kräfte vielmehr nur in's Wogen und Schwanken der Verhältnisse; es kam mehr Wirbelwind als stetiger Fortschritt, und manchmal mehr Sturmwind als überhaupt Fortschritt. Aus allen diesen Gründen gab es dann auch so viele bei Seite Stehende und so sehr viele Verbitterte, auch in den Ämtern selbst, sogar unter den fleißigen und tüchtigen Beamten, arbeitsmüde Leute und hoffnungslose Männer übergenug."

„Und jetzt dagegen!" erhob sich Kuno froh bewegt.

„Halt noch einmal!" fuhr Otto fort, „wir wollen noch etwas anderes dazunehmen! Bedenke auch noch die vielfache Zertrennung, welche in früheren Zeiten zu

Tag trat, und zwar nicht nur durch Rang und Stand überhaupt hervorgerufen, sondern auch noch durch die Besonderheiten der verschiedenen Beamtungen anderen Kreisen gegenüber. Man darf wohl sagen: alle diese Eigenarten und Sonderinteressen der verschiedenen Beamtungen und Berufskreise, sie schufen nicht bloß Standesbewußtsein und Standesehre, sondern auch Standesfehler und Engherzigkeiten ganz eigener Art, (welche gar noch mit jenen verwechselt wurden), und hievon waren vielfach auch die besten Vertreter eines Standes nicht frei. Denke einmal an die Offiziere oder die Juristen, an die Ärzte, an die Professoren, auch Pfarrer und Lehrer, — Du kannst mir nennen, wen Du willst und was Du willst, überall waren gewisse Sonderinteressen, eigentümliche Standesanschauungen, immer mehr übertriebene Autoritätsbegriffe, ganz eigenartige Anschauungen, oft ein bedauerlicher Mangel an Verständnis für andere Lebenskreise, und eben damit, — das war ja doch immer das Schlimmste an der Sache, — oft noch recht mangelhafte Aufafssungen über die Pflicht des *eigenen* Berufs, über das, was man sonst allerseits von ihnen erwartete und was unleugbar auch zu den Idealen ihres Berufs gehörte! Aber es half alles nichts, jeder Lebenskreis hatte sozusagen die Macht für sich in den Händen, er hatte gewissermaßen die Idee seines Berufs gepachtet, und wenn er da einmal in bestimmte Formen sich gefestigt hatte oder vollends

gar, wenn es einmal mit den Vertretern des betreffenden Standes abwärts ging, dann konnte nicht mehr viel anders werden; der Stand hatte ja, wie gesagt, die Idee gepachtet, stolz gepachtet, und andere Leute, welche von außen her in den Schaden hineinsahen, sollten nicht drein reden. Die Macht in der Sache war durch ihre beruflichen Vertreter vorweggenommen und man sah oft in sehr mißliche Zustände hinein, ohne aber irgend etwas ändern zu können."

„Aber nun!" rief Kuno noch einmal, gerade wie vorhin.

„Ja, nun! gottlob! nun ist das doch alles ganz anders!" antwortete Otto, selber ganz fröhlich. „Weißt Du noch, mein Freund, wie es war, als Du zurückkamst von den Tagen der großen Heerschau? Alles war aufgelöst, — alles aus Rand und Band, hätte man meinen können, denn alle und jede menschliche Auktorität war gebrochen, beschämt, gelähmt ...."

„Alle Menschen wie Schafe, die keinen Hirten haben!" sagte Kuno.

„Jawohl!" fuhr Otto fort, — „und doch keine Revolution, entfernt keine Empörung, kein Umsturz, eigentlich auch keine Unordnung. Wer ein Amt hatte, blieb meist in seinem Amte, wofern nicht eben Gottes Gericht ihn niederwarf und hinriß, aber gedemütigt und Gott die Ehre gebend, in des Herzens Grund jetzt Gott suchend und selber nichts mehr gelten wollend, — so

verhielten sie sich jetzt alle. Denn nun hieß es erst recht: ‚Wo bleibt nun der Ruhm — mitsamt aller Ehrsucht und allem Ehrgeiz? Aus ist es damit!‘ Da hieß es auch ganz neu: ‚Ehre sei Gott in der Höhe — und Frieden auf Erden!‘ Der Geist der Buße und Beugung vor Gott dem Allerhöchsten ging durch alle Kreise und machte die Leute in allen Stellungen dienstbereit für's allgemeine Wohl, opferwillig für's arme Volk, brüderlich gegen jedermann.

Weißt Du noch die ersten großen freien Versammlungen, Kuno? wie man da miteinander beriet, was nun zu thun sei? mit welcher Bereitwilligkeit auch die Höchststehenden den Rat und die patriotische That der Besten und Bewährtesten anerkannten und annahmen, wie aus freier Wahl die Zuordnungen zu bisher bestehenden Ämtern erfolgten und die Neuschaffung von Wohlfahrtsämtern verschiedener Art vor sich ging? wie wahrhaft brüderlich die Männer miteinander verkehrten, wie die geistige Autorität allerwärts auf den Schild gehoben wurde, sodaß sie seitdem die einzige Autorität ist? Denn jetzt hat eigentlich doch die persönliche Autorität alle Amtsautorität ersetzt, die Volksgemeinschaft hat sich in den einfachsten Formen neu auferbaut und der edle Eifer des Schaffens und Wirkens für das Gemeinwohl regiert jeden einzelnen und führt das Regiment im großen Ganzen. Bewährte Männer des praktischen Lebens haben den größten Einfluß, Hingabe an

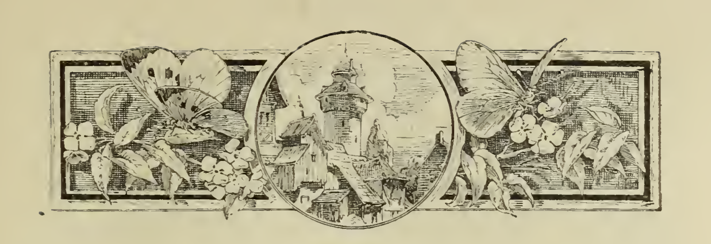
das Ganze, Liebe zum armen Volk, einfaches Leben, — das sind jetzt die Grundzüge unseres öffentlichen Lebens überhaupt geworden."

„Es ist so," sagte Kuno, „und das ist unser Glück!"

„Und die Macht des Geistes Gottes läßt uns nicht mehr daran zweifeln, daß das von Dauer sein wird," antwortete Otto.

„Gewiß! denn wir leben in einer ganz anderen geistigen Atmosphäre als in früheren Zeiten," setzte Kuno hinzu, „und wir spüren es wohl, daß jetzt geheimnisvolle Widerstände gebrochen sind, welche in früheren Jahrhunderten oft auch die besten Kräfte unter den Menschen lähmten und die edelsten Bestrebungen nicht recht aufkommen ließen, oder immer wieder zunichte machten. Es ist wirklich so, wie Du jüngst sagtest: die Schlacht ist geschlagen und der Sieg ist gewonnen; das Reich des Lichts hat endgiltig auf Erden gesiegt über das Reich der Finsternis, — und was auch noch kommen mag, es wird niemalen mehr etwas ändern an dieser gewaltigsten aller Thatsachen in der ganzen Weltgeschichte!"





VII. Kapitel.

Die Armen und Elenden.

Motto:
Die Armen unter den Menschen
werden fröhlich sein.
Jesaias 29, 19.

In die neue Weltzeit ragten viele Ruinen der alten Welt herein, — auch viele Menschenruinen. Nicht nur jene Gezeichneten und Verfehmten, welche dem Tod verfallen waren und hinsiechten, sondern wie viele Arme und Elende, wie viele an Leib und Seele kranke Menschen von den vergangenen Tagen her waren noch da, — Leute, welche mitten

unter der antichristlichen Welt nicht eingewilligt hatten in ihren Rat und Handel, aber doch auch nicht jenen auserwählten Christen beizugesellen waren.

Dieses arme Volk! wer hatte früher seiner viel gedacht? Unter den hohlen, hochtönenden Phrasen von Völkerglück und Völkerfrieden, welche im Zeitalter des Antichrists in der Luft schwirrten, war ja doch Glück und Frieden für Hunderttausende in jedem Volk von der Erde genommen. Es war damals, was das äußere Leben und den Volkswohlstand betraf, durchaus keine besonders unglückliche Zeit, aber — es war wie immer! Wer kümmerte sich persönlich viel um das arme Volk? Persönlich eigentlich auch diejenigen Parteien nicht, welche sich um den Ruhm stritten, darin die ersten zu sein. Man half sich ja von jeher gar zu gern mit Worten, — die Parteigänger mit Schlagworten, die Weltverbesserer mit Losungsworten; jene waren so treffend und diese so schön und verheißungsvoll, aber alles so wohlfeil und wie wertlos! Was konnten die Armen und Darbenden mit ihnen machen? was die Bedrängten und Sorgenvollen damit anfangen? Die Parteigänger freilich hantierten mit ihren Schlagworten wie mit Schwert und Schild, die Weltverbesserer mit ihren Losungsworten wie mit Siegesfahnen und Triumphzeichen, für die armen und nicht beachteten Leute aber waren sie doch nur Stein statt Brot, Schlange statt Fisch, oder gar ‚Skorpion für ein Ei‘. Dabei mußte die ‚Ver-

bitterung der Massen' bei den Glücklichen immer herhalten als ein Vorwurf gegen jene und als eine Entschuldigung für gleichgiltiges Nichtsthun. Aber es fehlte diesem Vorwurf vielfach alle Einsicht in die wirklichen Verhältnisse, jedenfalls das eigentliche Erbarmen für das Volk. Das arme Volk war ja leider verhetzt, aber auch viel gehetzt, es war übel verbittert, aber auch von vielen Übeln geplagt und oft in bitterster Not. Es waren viele Verirrte unter ihnen, aber sie waren auch ‚wie die Schafe, die keinen Hirten haben'. So sah es der an, welcher Erbarmer heißt und welchem es die Menschen von jeher gar zu gern überlassen haben, sich des Volks zu erbarmen. Er aber hielt jetzt sein Wort und erfüllte seine Verheißung: ‚Ich will mich meiner Herde selbst annehmen!'

Ja die Armen und Elenden! Jetzt waren sie in der That als die ersten an der Reihe, jetzt eigentlich sie die Beachtetsten und am meisten Berücksichtigten unter allen Menschen. Es hieß nun wieder einmal: ‚Den Armen wird das Evangelium gepredigt', und jetzt erst recht: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.' Wie in jenen alten Zeiten der christlichen Kirche jener Bischof, als er gierig nach den Schätzen der Kirche gefragt wurde, auf die Armen und Krüppel hinwies, — das seien die Schätze der Kirche, — so war jetzt ihre Zeit gekommen und der Neuaufbau der Gesellschaft fing mit ihnen an.

Da waren denn Leute wie Kuno Brünné und Otto Simon die rechten Männer dazu. Aber auch viele andere noch, — wer Einfluß hatte, wer irgend mithelfen konnte, bemühte sich nun darum, — und so war es überall ohne Ausnahme. Man dachte nicht mehr daran, den Staat nur stolz von oben nach unten zu erbauen, sondern man war ganz erfüllt von jenen uralten christlichen Idealen der Gleichheit und Brüderlichkeit, welche bis daher so vielfach nur Worte gewesen waren. Man begriff nach all den heillosen Verwirrungen der vergangenen Zeit sehr wohl, daß hierin nun die hauptsächlichste Arbeit bestehen müsse, daß die Not eines jeden im Volk mit herzlichem Erbarmen anzusehen und mit thatkräftiger Hilfe nun anzufassen sei.

Kuno's erste Arbeit hierin war ihm allerdings selber neu, und Otto Simon vollends meinte zunächst, er habe gar die Art nicht, so unmittelbar mit dem einfachen Volk umzugehen. Es begegnete ihm auch viel scheues und mißtrauisches Wesen, aber bald zeigte sich doch, daß dies mehr eine Art Beschämung über so manches unleugbar Beschämende sei, eine gewisse Befangenheit gegenüber diesen Dingen, diesen völlig neuen Verhältnissen und diesen völlig ungewohnten Annäherungsversuchen an das Volk. Übrigens hatte Kuno wirklich auch eine geschicktere Art als Otto, dessen Beruf ja, wie wir früher schon mehrfach zu erwähnen hatten, auf einer anderen Seite des öffentlichen Lebens lag, —

während Kuno der Natur der Sache nach von jeher dem Volk näher stand. Unleugbar freilich waren Männer, welche verheiratet waren, noch geschickter dafür, diese Art von Arbeit unter dem Volk zu thun. Denn auf die Frauen und die Mädchen fiel bei weitem der größere Teil solcher Pflichten, und wir wollen es nur offen sagen: bei einzelnen Familien war es das Beste, daß man sie willig machte, ihre Kinder auf Zeit geradezu herzugeben für eine sorgsamere Erziehung. Doch war man hierin verständig und vorsichtig schon um der Eltern willen. Hatte es ja doch nie eine Zeit gegeben, wo der eigene engere Familienverband als die allererste und immer wichtigste Grundlage eines gesunden Volksbestands höher gewertet und heiliger geachtet war, als eben jetzt in der neu angebrochenen Weltzeit. Man hatte ohnedem genug zu thun mit den vielen Waisen aus den letzten Schreckenstagen, welche man doch alle nicht mehr wie früher etwa in ‚Anstalten‘ zusammenbringen, sondern immer in Familien untergebracht wissen wollte, wo man sie einer wahrhaft väterlichen und mütterlichen Treue übergeben wußte. Aber die allgemeine Ergriffenheit half mächtig mit, die Zustände von Grund aus zu erneuern bei Alt und Jung, und es ging an vielen Orten auffallend schnell vorwärts.

Das gedrückte Volk fühlte sich förmlich glücklich, in die freundlich führende Freundschaft edler Familien aufgenommen zu sein und auch rings um sich zu sehen,

wie hier eine Familie und dort eine Familie sozusagen ihre freigewählten und freigefundenen Patrone an irgend einer andern edlen Familie hatten, welche ihnen in wirklicher Freundschaft für alles sorgte, was für ihr und ihrer Kinder wahres Gedeihen und wirkliches Emporkommen nötig und nützlich war. Das Volk hatte das in einem Maße und in einer Weise zu genießen, welche man früher gar nicht für möglich gehalten hätte, und umgekehrt schuf diese Beschäftigung allen jenen hilfreichen Familien eine solche Fülle von Herzensfreude und von ganz neuen Idealen, daß sie sich selber überaus glücklich fühlten in einem solchen Leben und Wirken für andere und in den stetig wachsenden Hoffnungen für das ganze zukünftige Menschengeschlecht. Man lernte einfache Sitten und schlichte Lebensformen wieder viel höher achten, als allen Prunk des früheren eitlen, stolzen und innerlich oft so hohlen Wesens; auch erkannte man jetzt wieder besser den treuen und guten Kern des schlichten Volks, es überbrückten sich die thörichten Schranken der alten Standesunterschiede in überraschender Weise, während dagegen die Achtung vor geistiger Autorität jeder Art ganz naturgemäß nur um so größer wurde im Zusammenhang mit dem neu aufgebauten Ideal eines glücklichen Familienlebens. Natürlich auch! je heiliger und höher die Familiengemeinschaft geachtet ist, desto heiliger wird auch jede andere wirkliche Autorität außerhalb wie innerhalb der eigenen Familie wert gehalten.

Durchaus nicht verschweigen wollen wir, daß in der ersten Zeit gar manches zu schlichten war. Armut ist von jeher eine Haderkatze gewesen und der Kampf eines ärmlichen Lebens, überhaupt aber der Kampf ums Dasein, war zu allen Zeiten immer auch viel Kampf ums Mein und Dein, überhaupt viel Streit und Zank. Es wurde aber kein Gericht mehr angerufen, es gab nur noch freiwillige Schiedsgerichte. Niemand wollte mehr formal juristische Entscheidungen, und keinem Gewissen hätten sie mehr genügt. Schlichte Leute mit warmem, treuem Herzen und Männer des praktischen Lebens wurden angerufen. Nicht Satzungen und Gesetze sollten das Urteil bestimmen, sondern was recht und billig ist, sollte einzig nur gelten. Solche Schiedsgerichte waren das allgemeine Begehren und wurden die höchste Autorität. Anfangs vollauf beschäftigt, wuchsen sie an Erfahrung und Bewährung, wurden aber bald zugleich immer seltener mehr nötig und immer rarer begehrt. Es ging auf diesem Gebiet wie auf vielen anderen: der Beamtungen wurden immer weniger und doch gliederte sich das Leben nur immer ordnungsmäßiger trotz aller seiner Mannigfaltigkeit. Die Gerechtigkeit erhöht ein Volk und Wahrheit und Treue sind die sicherste Grundlage seiner Macht. Die Liebe aber, die Liebe allein ist das vollkommenste Band in der Gemeinschaft der Menschen und der Völker. Sie war die Kraft des Erlösers, sie ist das Wesen der Er-

lösung, — sie ist auch die stärkste Macht in der Welt und die beste Kraft unter den Menschen; das eigentlich Ewige in allem Lebenswechsel, das wahrhaft Göttliche in der Menschenwelt ist sie! —

Nur noch etwas einzelnes ist zu erwähnen, was mitwirkte, um bessere Zustände mächtig zu fördern. Als nämlich, — um hier ein wenig vorzugreifen, — auf Grund reicher Jahre bald eine rege Bauthätigkeit begann, welche das beste Zeichen des allgemeinen Aufschwungs war, da wurden oft die einfachsten Familien in die bisherigen Wohnungen ihrer Patrone eingelassen, welche bei den veränderten Lebensverhältnissen gern die neugebauten Parkwohnungen bezogen, wogegen nicht etwa ihre bisherigen Wohnungen, sondern natürlich die alten dürftigen Häuser der Armen zuallererst abgebrochen und geradezu dem Erdboden gleichgemacht wurden, um sie in glücklicheren Verhältnissen und an gesünderen Plätzen ganz neu aufzubauen, nicht mehr als ‚Armenwohnungen‘, auch nicht als sogenannte ‚Arbeiterwohnungen‘, sondern, bei aller Anbequemung an jeweilige Lebens- und Berufsverhältnisse, doch zugleich ebenbürtig mit den Wohnungen für jedermann im Volk von oben bis unten, — wenn man bei dem allgemeinen Fortschritt überhaupt sich noch so ausdrücken konnte. Oder haben wir nicht gesehen, wie die Leute in dem einfachen Dorf dort unten so glücklich leben? und wie die Städter so einig mit ihnen sind in einfachen Sitten und herz-

erquicklicher Freundschaft? So aber entwickelte sich das Leben bald überall, in Stadt und Land, und so wurde es bei allen Völkern auf Erden nur immer mehr.

Das war denn der Anfang der neuen Weltzeit, — eine ganz eigenartige Periode allgemeinster Volkserziehung, so allgemein, so eigenartig und so gründlich, wie es nie je gewesen war, auf der weiten Welt nirgends. Galt es doch einen vollständigen Neuaufbau der ganzen menschlichen Gesellschaft aus den Ruinen der alten Weltzeit heraus.

Wie man aber wohl sieht, war es jetzt nirgends mehr ein nur notdürftiges ‚Barmherzigkeit üben' wie in alten Zeiten. Das schöne, früher vielgepriesene Wort Barmherzigkeit birgt ja doch eigentlich ebensoviel Schmach und Schande für die Menschheit in sich, als es andererseits in den vergangenen Jahrhunderten ja freilich heilige Pflicht und äußerste Notwendigkeit war, wenigstens solche ‚Barmherzigkeit zu üben'. Welch eine Schmach war es in der That, daß unter Menschen, auch in den besten Kulturverhältnissen, ja unter Christen und bei ‚christlichen Völkern', eine solche Fülle und Überfülle von ‚Barmherzigkeitsübungen' nötig war, und doch nur immer mehr Unzulänglichkeit und dazu noch oft ein vollständiger Mangel aller wirklichen Barmherzigkeit zu Tage trat, wie die vergangenen Jahrhunderte sattsam ausweisen! Nein! jetzt war es heilige Pflicht und erste Notwendigkeit, vor allem andern diesem menschenun=

würdigen Dasein bei Hunderttausenden ein für allemal ein Ende zu machen, und zwar nun nicht mehr nur durch Gaben und Barmherzigkeitsspenden, durch Nothilfe und notdürftige Hilfe, durch Unterstützungen und Unterhaltungen, auch nicht mehr nur durch ‚Arbeitgeben' oder durch allerlei Hilfsmittel zur Weiterbildung, sondern durch eine ganz allgemeine volksfreundschaftliche Erziehung im Sinn einer wirklichen Erhebung in bessere oder ganz anders geartete Lebensverhältnisse hinein! Der allerwärts wirkende neue Geist, von welchem die Volksseele in ihrer tiefsten Tiefe erfaßt war, und die allgemeine innere Ergriffenheit ließen die Früchte dieser Arbeit viel rascher reifen, als das je früher möglich gewesen wäre. Reinlichkeit und Sittigkeit, Wohlanständigkeit und erhöhtes Ehrgefühl traten sofort zu Tag. Lernbegier und fleißige Ausdauer, Geschicklichkeit und Tüchtigkeit schulten und übten die erwachten Kräfte auch bei früher versunkenen Naturen oder bei scheinbar verkommenen Leuten. So hob sich die ganze Generation in einem einzigen Jahrzehnt schon ganz erheblich und ließ wachsende Fortschritte hoffen für die kommenden Zeiten. Das war ein schönerer Erfolg als alle sonst gerühmten Kulturfortschritte. Den Schlüssel zum Herzen des Volkes gefunden und eine allgemeine sittlich-soziale Erhebung bewirkt zu haben, war ein größeres Glück für die Menschheit als alle Reichtümer der Welt;— in der That ein reicherer Gewinn für jedes einzelne

Volk, als etwa das, alle reichste Ausbeute durch Industrie und Handel heimzubringen und daneben ganze Generationen in's Elend gebannt und im Schmutz der Verkommenheit mit sich zu schleppen durch Jahrhunderte hindurch, wie das früher gewesen war.







VIII. Kapitel.

Der Segen in der Natur.

Motto:
Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe. Sprüche 10, 22.

Als der erste Frühling in der neuen Weltzeit kam, da erwachten alle Lieder, welche in der Menschenbrust schlummerten. Wie ein seliges Lerchenlied stieg Lob und Dank der glücklichen, druckbefreiten Menschheit alltäglich in die Höhe. Wenn milder Sonnenschein von jeher bei aller Wehmut selbst Kranke erquickte und fröhlich machte, wenn reges Frühlingsleben jedes menschliche Gemüt erweckt und belebt, — was war das erst

in jenem ersten Frühling der neuen Weltzeit! Die ganze Erde ein Land der Verheißung, die neue Zeit eine Zeit der Erfüllung! Die Bäume blühten, daß es eine Lust war, und die milden Nächte, auch im nördlichen Klima, sicherten die frohesten Hoffnungen. Regen und Sonnenschein, alles zu seiner Zeit, — das Wachsen, Blühen und Gedeihen ein unaufhaltsamer Fortschritt! Feld und Flur bot bald den Anblick des schönsten Reichtums und der herrlichsten Naturfülle.

Jene geheimnisvollen Schrecken der antichristlichen Weltzeit, von welchen der große Prophet von Nazareth vor 2000 Jahren gesagt hatte: ‚Und die Kräfte des Himmels werden sich bewegen‘, hatten eine Kehrseite, welche nun in's hellste Sonnenlicht heraustrat. Die Wissenschaft, die leuchtende Begleiterin der geheimnisvollsten Vorgänge im Naturleben, hat es inzwischen erforscht und geoffenbart, was merkwürdiges unter Gottes wunderbarem Walten geschehen war, um der Erde, diesem kleinen und doch so bedeutenden Mittelpunkt der Erlösungsgeschichte des ganzen Weltalls, eine Zeit besonderen Natursegens heraufzuführen, daß Saat und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht, nach einer uralten Hoffnung der Menschheit in regelmäßigem Wechsel und gottgesegneter Beständigkeit, nunmehr auch in mißwachsfreiem Kreislauf der Jahreszeiten, wiederkehren sollen, der dankbaren Menschheit zur täglichen Wonne.

Wer ahnte je, welch unermeßliche Fülle von Reichtum so die Erde berge, nicht in ihrem Schoße nur, sondern sozusagen in den Farben ihres Kleides schon, d. h. auf ihrer Oberfläche, auf dem Boden, den wir mit der Pflugschar aufreißen, in der Staubkruste schon, die doch nur ihr Äußerstes ist!

Und nun, welch ein Wandel in allen Lebensverhältnissen der Menschen auf dieser Erde!

Weg war jetzt die Mühsal, zu arbeiten im Schweiße des Angesichts, sein Brot zu essen, wenn auch mit Danksagung, so doch mit viel mehr Sorge; überall war jetzt reiche Fülle, nirgends mehr Sorge der Nahrung! Weg war nun auch die ärmliche Ängstlichkeit, den privaten Besitz für sich zu schützen, zu mehren und zu speichern; alle Arbeit war ja des sicheren Erfolgs gewiß, aller Fleiß voll des reichsten Lohnes! Weg war von nun an die alte Plage, unter der Last des Erwerbs die Lust an geistigem Lernen innerlich verkommen lassen zu müssen; die Arbeit war zur nimmer mühseligen, immer erfrischenden Beschäftigung und zur reichsten Geistesentwicklung zugleich geworden — statt Kräfteverzehrung und dazu noch Geistesvermattung. Die ganze menschliche Thätigkeit war jetzt nicht mehr ein notdürftiges, mühevolles Abringen karger Erträgnisse aus kargem Boden; ihr Erfolg war ein jährlich immer reicherer Fortschritt von Veredelung zu Veredelung wie an Blumen, so an Früchten, von Verbesserung im Anbau zur Ver-

schönerung jeden Landstrichs. Der Mensch, heraus aus dem Paradies, war nun dennoch Herr der Erde, ja die ganze Erde nicht nur ihm unterthan, sondern auch mehr und mehr selber ein Paradies, ein Garten Gottes und ein wahres Eden des Menschen.

Und alle Menschen sind nun im regen und regelmäßigen Austausch ihrer Landesprodukte miteinander verbunden, in der Darbietung ihres Überflusses und ihres Besten brüderlich vereinigt. Mit allem halten sie nach wirtschaftlichen Lebensgesetzen und nach wissenschaftlich zuverlässigen Berechnungen weise Haus, ihre Reichtümer brüderlich mitteilend und familienmäßig einteilend; der ganze reiche Haushalt Gottes ist in den Händen treuer Haushalter, auch für kommende Geschlechter ein wohlgeborgenes Gut in reicher Fülle. —

Daß das Geld damit eine völlig veränderte Wertschätzung sich gefallen lassen mußte, war natürlich. Aber auch alle übrigen Werte erfuhren naturgemäß eine ganz veränderte Bestimmung. So gingen die wirtschaftlichen Verhältnisse großen, gewaltigen Veränderungen entgegen, welche in alten Zeiten viel Verwirrung und Entzweiung, Schwankungen und Entwertungen, Ausbeutungen und neue Spannungen hätten bringen können. Bei dem immer gesicherten Natursegen dagegen bereiteten diese Veränderungen nun nur die dauernde Verwandlung des Privatbesitzes in Lebensbesitz, des Einzelvermögens in

Volksvermögen, und die Vereinigung der Völkerkräfte für eine wirkliche Völkergemeinschaft vor.

Auf diesem Gebiet trat Ottos besondere Begabung mehr und mehr heraus, gerade wie auf dem früher geschilderten Kunos. Sie hatten übrigens der treuen Mitarbeiter übergenug und wir würden Unnatürliches thun, wenn wir ihre Thätigkeit besonders hervorheben wollten.

Hohe Staatsweisheit ohne die List der Übervorteilung, wissenschaftliche Fachkunde und praktische Sachkenntnis, verbunden mit der Macht wahrer Bruderliebe, brachten eine Einheit des Menschengeschlechts zustande, welche keine Zeit zuvor je gekannt hat, keine auch hätte finden können. Die Schäden früherer Irrtümer wurden geheilt, die berechtigten Bestrebungen von Jahrhunderten nun mit schönstem Erfolg gekrönt und zugleich in Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe gesichert für ewige Zeiten.

Die Ehre gebührt Gott allein, nicht den Menschen, denn das Ganze ist seine Gnadengabe, Gabe der überall reich gesegneten Natur zugleich. Das Leben der Menschen aber ist ein Lobpreis des gütigen Gottes geworden, ein Dankopfer seiner erlösenden Gnade.







IX. Kapitel.

Was Mirjam an sich selbst erlebt.

Motto

Es ist kein Wahn, was du so lang geglaubt,
Es kommt ein Tag, da wird dein Weh gesunden! —
Dann wird dein Auge Lichtes voll!

III. Buch, 9. Kap.

Mirjam war immer dieselbe geblieben, in ihrer Art wie in ihrer Beschäftigung. Der Mohr war auch noch bei ihr. Beiden gefiel das Leben im Hause Leas, — wir meinen das Haus Isaaks und Rebekkas in Jerusalem nahe beim Damaskusthor, — außerordentlich wohl. Der Mohr war überglücklich, auch einmal das heilige Land zu sehen, die Stätte, da

der Heiland der Welt gelebt und gewandelt hat. Er suchte sich seine Wege in wahrer Andacht aus; oft stieg er auch in der Gegend des Hügels Golgatha hinan, da, wo er sich die Kreuzesstätte dachte, da der Heiland gelitten hat und gestorben ist; er schaute mit seinem lebendigen und doch so träumerischen Auge auf zu den Bergen rings um Jerusalem, hinüber bis in die Gegend, wo Bethlehem liegen mußte, wo das Kripplein des Erlösers gestanden war, und seine reiche Phantasie, ja wir werden würdiger sagen: sein warmes, feuriges Herz wurde voll von Feuersglut, voll von Dank für die Gnade des Weltheilandes und für die Hoffnung, jetzt bald, bald in das Land seiner Väter zurückzukehren und mitten unter den harrenden Völkern Afrikas seinem Volk das Evangelium bringen zu können.

Wollte Mirjam ihm wohlthun, so sprach sie davon, und dann leuchteten seine Augen in einer stillen heiligen Glut. Er that aber auch ihr herzlich wohl mit seinem immer treuen, aufmerksamen Dienst und so mancher zarten Rücksicht, wenn sie so vieles entbehrte. Die Farbenpracht der Landschaft, die ganze Schönheit des Morgenlandes war ihr ja nicht erschlossen und doch hatte sie sich so sehr gesehnt, das Land ihrer Väter kennen zu lernen. Wenn die übrigen Mitglieder des Hauses je und dann eine Reise machten, hier einen heiligen Ort und da eine uralt geheiligte Erinnerung aufzusuchen, so mochte sie nicht immer mitgehen. Ging

sie aber doch mit, so war sie eigentlich die dankbarste von allen. O! wie sog sie den balsamischen Duft des Morgens so wohlig ein! wie freute sie sich der klaren, stillen, prangenden Sternennacht. Wie lauschte sie dem Rauschen des Jordans! wie betete sie den Herrn an auf dem stillen Karmel oder an den belebten Ufern des Sees Genezareth! Und ihr Mohr, immer zur Hand, sie auf ihr Reittier zu setzen und es ihr in allem recht bequem zu machen, — er ward ihr ein Begleiter, der sie, die Halbblinde, doch selbst vor Fremden als etwas Besonderes, als ein treu gehütetes, allbeliebtes Glied der ganzen Gesellschaft erscheinen ließ. Rahel war unstreitig eine glänzende Erscheinung, aber Mirjam, — ja sie wäre eine träumerische Schönheit gewesen, wenn nicht ihre müden, kranken Augen gewesen wären! „Rahel ist die leuchtende Sonne, aber Du bist das stille Mondlicht, Mirjam!“ sagte Zamba einmal zu ihr.

„Still doch! was redest Du für Sachen!“ wehrte sie ab, aber sie freute sich doch seiner Achtung und seiner Treue. —

Und er war ihr noch in anderem Sinne ein treuer Begleiter. Jetzt in der neuen Zeit, wo aller Herzen mächtig ergriffen waren und der Messias ihrer aller fast einziger Gedanke war, da half er, der Mohr, dem zagenden, grübelnden, zögernden Gemüte Mirjams mit seinem kindlichen Glauben, seiner frohen Einfalt und seiner frischen Bestimmtheit so treu zurecht, daß es ihr

nur immer mehr zum Dank war. Die alten, großen Verheißungen, diese immer leuchtenden Sterne mitten im Dunkel menschlicher Ungewißheit oder irre gegangener religiöser Meinungen, sie waren ihr ja wohl von Jugend auf dem Worte nach bekannt und doch waren sie von ihr vielfach unverstanden oder mißverstanden geblieben. Da war es ihr eine Beschämung und eine Freude zugleich, daß der Mohr, der Mohr ihr manchen Spruch, den sie nicht recht verstanden hatte, im Licht seiner selber noch spärlichen neutestamentlichen Erkenntnis doch mehr zurechtrückte, klar verständlich und hochwichtig machte, um das Wesen des Heilandes der Welt, den großen Erlösungsplan Gottes mit allen, allen Völkern, und nun diese herrliche Erfüllung der Zeiten nur immer klarer zu erkennen. Das mannigfache Dunkel der vergangenen Völkergeschichte, besonders das des Jahrhunderte lang irren und oft so wirren Weges des Volkes Israel, erhellte sich ihr jetzt mehr und mehr. Aber nicht sowohl große Probleme der Geschichte, als viel mehr noch die kleinen Probleme, die Rätsel des einzelnen Lebens und des innersten Herzens half er ihr lösen. Er wußte sie so herzinnig zu trösten in ihrem stillen Gram, wenn dieser sie eben doch wieder unversehens überfiel, er half ihr so treu zur stillen Geduld, er wies sie so begeistert auf die Gnade ihres Messias hin, welcher ihr Leben und volles Genüge werden müsse, daß sie doch vieles lernte.



22. Seite 701.

Es ging hinab zum See Genezareth und sie war wieder so betrübt . . . „Nein, Mirjam!“ sagte er, „der Menschen Augen sind nicht zum Weinen geschaffen, sondern zu seliger Freude!“



Wiederholt sagte er ihr auch mehr. Es schien, die innere Bedrängnis darüber, daß es ihm nicht recht gelingen wolle, dieses nun eigentlich allein noch gedrückte Gemüt in dem sonst so dankbar-frohen Kreise genugsam zu trösten, — drücke ihn oft selber mehr darnieder als jedes andere Glied der Familie, und mit feurigem Glauben erfaßte er einen Gedanken, der von nun an immer heller in ihm brannte.

„Mirjam!“ sagte er einmal auf einer solchen Reise, die sie nun doch mit angetreten hatte, — es ging hinab zum See Genezareth, und sie war wieder so betrübt, — „Mirjam, gehen wir jetzt nicht denselben Weg, den Jesus, unser und Euer Messias, auch so oft und viel einst gegangen ist? Siehe, Schritt für Schritt gehen wir denselben Weg, ganz genau denselben Weg. Mirjam! da, wo wir jetzt hinschreiten, da sind seine Füße auch gestanden, da war sein Weg und das ist heute wieder sein Weg, denn er geht heute mit und alle Tage geht er mit. Mirjam! wollen wir nicht immer mehr mit ihm gehen?“

„Und er mit uns!“ antwortete sie dankbar, aber doch traurig.

„Und, Mirjam! sind damals nicht Hunderte ihm nachgelaufen oder nachgetragen worden und er hat sie alle geheilt?“

Mirjam wischte eine Thräne aus den Augen.

„Nein, Mirjam! der Menschen Augen sind nicht

zum Weinen geschaffen, sondern zu seliger Freude!“ und seine Augen leuchteten träumerisch feurig wie die Sterne der Nacht.

„Zur Freude auch die meinigen?“ antwortete sie, „o, wäre es so!“

„Ja, Mirjam! so ist es! Der Herr hat seine Zeit und Stunde für jeden Menschen. Wir wollen seine Wege gehen von nun an Schritt für Schritt, und wollen getrost um seine Gnade bitten, er vermag doch alles!“ —

Es war ganz und gar nichts Besonderes, was Zamba, der Mohr, gesagt hatte. Jeder andere Christenmensch hätte dasselbe sagen können zum Trost jedes anderen Menschen, — und doch war es etwas ganz Besonderes, was er der Jüdin Mirjam damit sagte. Sein kindlicher und so inniger Glaube sprach sich hier so aus tiefstem Herzensgrund und mit einer solchen Ergriffenheit des Mitleides und des Vertrauens zugleich aus, daß es Mirjam auch im Innersten hinnahm.

Lange blieb sie still, ganz still; sie spornte ihr Reittier nicht mehr an, sie ließ es gemächlich langsamer gehen und er verstand sie wohl und ließ es alles geschehen. Sie sahen jetzt hinüber nach dem blauen See, dem sie näher kamen, sie sah hinab auf den schönen Kranz der alten Städte um den See Genezareth, sie sah nach Kapernaum hin, der Stadt, wo der Erlöser lange Zeit tagtäglich aus- und eingegangen war, — und

dahin führte ja heute eben ihrer aller Weg. Sie sah es ja alles nur wie durch einen dichten Schleier, aber es war ihr jetzt doch, als käme sie mit jedem Schritt ihrem Messias, ihrem Erlöser, nur immer näher, — immer näher mit jedem Schritt! — Und sie blieb ganz stille.

Als sie die Herberge erreicht hatten, da saßen sie alle mit frohem Herzen beisammen. Ihre Blicke schweiften über den blauen See, dessen stille Fläche jetzt ruhte wie ein aufgeschlagenes Auge, das dankbar zum Himmel schaut. Der Abend war mild und friedlich und sie saßen noch lange im Freien, — Mirjam gar still, sie schien immer noch alle die Pfade zu suchen, welche Jesus, ihrer Seele Herr, einst gewandelt hat, um auf Schritt und Tritt hinter ihm drein zu bleiben. Sie war darin doch um vieles glücklicher als bisher, sie war heute wirklich getröstet. —

* *

Auf dem Ritt des heutigen Tages war Ruben Ben Esra lange an der Seite Rahels gewesen. Die Gesellschaft war weit auseinander gekommen, die einzelnen bald hier bald dort eine neue Herrlichkeit beschauend, bald so, bald anders sich untereinander verbindend, — aber Ruben Ben Esra blieb immer viel in Rahels Nähe. Und als sie nun auf der großen Plattform saßen an diesem schönen stillen Abend, da trat er end-

lich zu dem alten Vater Isaak und sprach: „Vater Isaak, ich habe nicht Vater und Mutter mehr, ich bin allein auf der Welt, aber Du hast mir die Thore Deines Hauses geöffnet . . . . ."

„Was ist Dein Begehr, Ben Esra?" frug der Alte und schaute ihn liebend an.

„Vater Isaak! Ja, ich bringe einen Wunsch vor Dich; ich bitte Dich: segne Du mich mit Rahel, der Tochter Levis. Siehe, auch sie hat nicht Vater und nicht Mutter mehr; segne Du uns beide!"

Und Rahel stand an seiner Seite, als wollte sie sagen: ‚Ja, segne uns, segne uns!'

Da hub der Alte seine Arme hoch empor und schaute sie beide mit herzlichem Wohlgefallen an. Und wie unwillkürlich knieten beide nieder vor ihm. Er aber hob den Blick zum Himmel und sprach in feierlichem Tone: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott unserer Väter, — Deines Vaters und Deiner frommen Mutter Gott, Ruben Ben Esra! und Deines Vaters und Deiner treuen Mutter Gott, Rahel, Tochter Levis! — der Gott Israels und der Vater Jesu Christi, des Messias der Welt, er segne Euch und behüte Euch! er lasse sein Angesicht leuchten über Euch und sei Euch gnädig, er hebe sein Angesicht auf Euch und gebe Euch seinen Frieden!"

Und es war Friede in zwei Herzen, seliger Friede! Friede in dem stürmischen Herzen Ruben Ben Esras,



23. Seite 704.

„Vater Isaak! Segne Du uns Beide!“ — Und Rahel stand an seiner Seite, als wollte sie sagen: „Ja, segne uns, segne uns!“



Friede in dem wogenden Busen Rahels, der Tochter Levis. Und mit Frieden trat Rebekka auf Rahel zu und küßte und segnete sie; mit Freuden kamen Mirjam von der einen, Lea von der andern Seite, und auch sie beide brachten ihre Glückwünsche dar.

Der Mohr kam auch herbei und teilte die allgemeine Freude. Aber sein Auge streifte Mirjam mit einem wehmütigen Blick, und als hätte er ihr heute noch etwas zu sagen, zog er sich zurück. Es kam aber nicht mehr dazu.

Man war noch lange fröhlich beisammen. Als sie sich aber zur Ruhe begaben, da sprach der alte Isaak in ihrer aller Namen noch jenen Segen des 121. Psalms, welcher lautet:

‚Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt;
Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.
Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht;
Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.
Der Herr behütet dich, der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand,
Daß dich des Tags die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.
Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele;
Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.
Amen.‘

* * *

Am andern Morgen war der alte Isaak auffallend still. Man schrieb es der Erregung des gestrigen Ereignisses zu. Die Freude der Alten kann nicht immer so lebhaft sein wie bei jungen Leuten. Wer über die Höhe des Lebens hinüber ist, der hat ohnedem so viel zurückzudenken in alte Tage und blickt auch hinaus auf eine nur noch kurze, ernste Spanne Zeit. Da muß auch wirkliche Freude sich doch oft ganz anders arten als bei jungen Leuten, welche, zumal an solchen Festtagen ihres Lebens, eine neue weite Bahn mit fernen, seligen Hoffnungen und alles im rosigsten Lichte eines jungen Morgens vor sich liegen sehen.

Des Alten Stimmung blieb fast den ganzen Tag dieselbe und immer suchten seine Augen Mirjam, welche ja ohnedem gern in der Stille blieb. Was hatten doch nur diese beiden heute gerade? War Mirjam gekränkt und hatte der alte Isaak, dies erkennend, Mitleid mit ihr? War etwas kein ganz gerader Weg gewesen, und blieb ihr selber etwa ein Wunsch unerfüllt? Wie verwickelt sind oft die Lebenswege der Menschen untereinander; wie oft schreitet eines quer über das Glück des andern hinüber, und schaut kaum nur auf die Seite, — wenn man nur zur Erfüllung der eigenen Wünsche kommt!

Und wie? war Zamba, der Mohr, im geheimen Einverständnis solcher Gedanken? oder war es nur zufällig, daß auch er ganz dieselbe Stimmung zu haben schien?

Wir brauchen uns nicht zu ängstigen um solches. Es war diesmal ein ganz gerader Weg gewesen. Ja, sie hatten den vollen Segen des alten Isaak; Rahel hatte ganz gewiß den vollen Segen ihres Vaters und ihrer Mutter, und bei Ruben war es ebenso, wenn auch die Eltern beider jetzt schon zu ihren Vätern versammelt waren.

Aber es blieb so den ganzen Tag. Am Abend aber um dieselbe Stunde, da sie wieder auf der Plattform dem See zu versammelt waren, da wurde der alte Isaak immer lebendiger; oft faltete er die Hände still, als redete er mit Gott, dann war er wieder ganz fröhlich und sehr herzlich gegen alle. Vielmal schaute er Mirjam an und winkte ihr freundlich zu. Da auf einmal, als es so selig stille war rings um sie her, da öffnete er den Mund und sprach zu allen: „Höret mir zu, Ihr alle hier, die Ihr mit uns zusammengehört wie eine Familie! Ich hatte heute nacht einen Traum, ganz ruhig und schlicht und doch gar wundersam. Und dreimal träumte mir derselbe Traum."

Ruben und Rahel horchten voll Spannung; kein Zweifel, daß es sie betraf und ihr künftiges Geschick! Der alte Isaak aber fuhr fort:

„Mir träumte, ein Bote Gottes stehe an meinem Lager und rede mit mir; ich aber antwortete: ‚Rede, Herr! Dein Knecht höret!' Da sprach der Bote Gottes zu mir: ‚Isaak, Du Sohn Abrahams, teile noch einen

Segen aus! Lege Deine Hände auf das Haupt der Mirjam und segne sie im Namen Jesu, des Sohnes Gottes, daß sie sehend und gesund werde!'

Ich hörte und erstarrte fast ob diesem Gesicht. Da schlief ich wieder ein, oder ich weiß nicht, wachte ich, als ich dies gehört hatte oder schlief ich noch, ich weiß es nicht; — aber bald stand der Bote Gottes wieder vor mir und sprach dieselben Worte, und so noch einmal, zum dritten Mal.

Kinder! ich bin still geblieben den ganzen Tag, ich habe aber gebetet und bin gewiß geworden, daß der Herr es ist, der Gott unserer Väter, der uns dies geschenkt hat in dieser neuen Gnadenzeit voll reichen Segens. Ja, Kinder! Der Herr segnet uns reichlich durch Jesum, den Messias, unsern Herrn, den hochgelobten Heiland aller Welt. Er kam, uns zu helfen zu großen, reichen Gnaden, und es ist kein leerer Traum, sondern das ist es, was durch den Propheten Joel gesagt ist: ‚Nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch und eure Söhne und Töchter sollen weissagen und eure Ältesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.' Mirjam, du Tochter Levis, glaubst Du das?"

Mirjam war tief bewegt über dem Gehörten und über dieser Anrede und antwortete:

„Ja, Vater Isaak, ich glaube es; ich glaube von ganzem Herzen und der Herr hat es mir schon diese Tage her gewiß gemacht, daß er heute noch vermag,



24. Seite 709.

Der alte Isaak aber hub seine Augen wieder hoch empor und betete laut, während seine Hände auf dem Haupte Mirjams, der Tochter Levis, ruhten: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, von nun an bis in Ewigkeit! . . . .“



was er vor 2000 Jahren an dieser alten Segensstätte so oft gethan hat! Ja, ich glaube es! Gieb mir, Vater Isaak, den Segen des Herrn, meines Heilands!" Und sie kniete nieder und neigte ihr Haupt, ihre Hände falteten sich gläubig über ihrer Brust, — ein Bild des Friedens wie das: ‚Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.'

Der alte Isaak aber stand nun da wie ein fürbittender Hohepriester. Und er hub seine Augen wieder hoch empor und betete laut, während seine Hände auf dem Haupt Mirjams, der Tochter Levis, ruhten. Er betete mit jenem alten Segen des ersten und zweiten Psalmbuchs: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, von nun an bis in Ewigkeit! Gelobt sei Gott der Herr, der Gott Israels, der allein Wunder thut! Gelobt sei sein herrlicher Name ewiglich, und alle Lande müssen seiner Ehre voll werden! Amen, Amen!" — Mirjam, Tochter Levis! Im Namen Jesu, des Sohnes Gottes, unseres Messias, des Heilandes der Welt, sage ich Dir: Deine Augen werden sehen und gesund sein. Glaubst Du das?"

Da antwortete Mirjam mit betendem Gemüthe: „Ja, ich glaube von ganzem Herzen!" Und sie stand auf und schaute zu ihm empor.

Was er aber sah, das waren gesunde und frohe, hellglänzende und dankbare Augen. Da fiel Mirjam Rahel um den Hals und weinte: „O Rahel, sei glücklich! Rahel, wie glücklich bin ich!"

Eine heilige Ergriffenheit bewegte sie alle. Ja wahrhaftig, sie war sehr, sehr glücklich. Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk!

So war denn Mirjams Lied zur Wahrheit geworden:

Tag, Tag!
Dich kündet meines Herzens Schlag!
Die Hoffnung, die noch immer hebt das Haupt,
Sie flüstert es mir zu in stillen Stunden:
Es ist kein Wahn, was du so lang geglaubt,
Es kommt ein Tag, da wird dein Weh gesunden, —
Wo der Gesalbte Gottes soll
In Zion alle Bande lösen,
Uns freien von der Macht des Bösen, —
Dann wird mein Auge Lichtes voll! —
Ob ich dich wohl erleben mag?
Tag! Tag!





X. Kapitel.

Die Kinder der Gesegneten des Herrn.

Motto:
O Wunder groß! es ist geworden wahr
Und wirds auch fürder bleiben
Wohl tausend Jahr!
I. Buch, 4. Kap.

Einmal noch galt es für Mirjam und Rahel eine Rückkehr in die alte Heimat und ins alte traute Vaterhaus. Ruth, die Amme, hatte treulich hausgehalten und Kathi, das Christenmädchen, freute sich von Herzensgrund über ihre Rückkehr, wenn schon die Herrin jetzt als Neuvermählte ihr ferner gerückt war und

sie wußte, daß sich nun bald das Band lösen werde, welches sie bisher so treu mit dieser Familie verbunden hatte; denn Ruben war ja nun mitgekommen und gedachte nicht gar zu lange zu bleiben.

Der Mohr aber sah auf diese Weise noch einmal die alte Stadt und das war auch ihm selber lieb. Was hatte er da nicht alles erlebt! Er freute sich übrigens zugleich auch darüber, daß Mirjam seiner bald nicht mehr bedürfe und daß nun so seine schönste Hoffnung, nach der Heimat ziehen zu können, sich erfülle, — wenn ihm auch der Abschied von so geliebten Menschen zum voraus schwer auf der Seele lag.

Auch ihre Nachbarn und Freunde trafen die heimkehrenden Schwestern in gutem Frieden und glücklichem Leben an. Beatrice war voll Freude, die alten Freunde wieder zu haben, und als sie Mirjam zu ihrer, damals noch immer etwas kränklichen Mutter hereinführte, da war die Mutter überglücklich, in dieses dankbare Gesicht, in diese gesunden lieben Augen blicken zu können.

Das völlig veränderte Leben zeigte sich aber auch noch in etwas anderem. Beatrice brachte ihren Bräutigam jetzt in viel herzlichere Beziehung zu Rahel und Mirjam, als dies bisher beiden Teilen möglich erschienen war. War es ja doch überall so! Das Judenvolk war überhaupt ein ganz anderes geworden als früher. Die großen Thatsachen und die Erkenntnis ihres Messias, des Heilands der Welt, hatten aus dem fremden und

fremdartig bleibenden Volk voll eigener Interessen — sozusagen ein Volk von Gästen mitten unter der Christenheit gemacht, wert geachtet und dementsprechend behandelt von jedermann. Sie selber wußten es wohl, was sie früher übel angesehen gemacht hatte, aber aus der Erkenntnis ihres Messias erwuchs auch ihnen nun eine ganz andere Stellung und Haltung, als solche vorher häufig gewesen war. Man verkehrte jetzt unter einander als mit Leuten, welche ein und dasselbe heilige Geheimnis in des Herzens Grund hegen und bewahren, und welche um einer Fülle gemeinsamer großer Ideale willen einander doppelter Ehre wert achten!

In der That, der Verkehr unserer Freunde untereinander wurde nur immer herzlicher und zugleich nur immer idealer. Denn die mächtige Bewegung unter allen Völkern und die immer herrlichere Erfüllung der schönsten Hoffnungen für die neu belebte, glückliche Menschheit brachte die Edelsten in immer engeren Bund freudigen Schaffens und begeisterter Arbeit für das große Ganze. Kunos Freund Otto war auf dessen Bitten auch in diesen Freundschaftskreis getreten, und als er bald darauf in echter deutscher Treue gegen Kuno den Wunsch äußerte, aus seinem deutschen Vaterland seine seit Jahren still geliebte Gertrud jetzt heimzuholen und hier im schönen Süden mit ihr wohnen zu bleiben, da waren Kuno und Beatrice überglücklich, denn sie hätten sich nie etwas Besseres wünschen mögen.

Und nicht genug! an einem und demselben Tag feierten die beiden Paare Kuno und Beatrice, Otto und Gertrud, ihre Hochzeit; die angesehensten Gäste bei ihnen aber waren Ruben mit Rahel, seiner jungen Gattin, und Mirjam. Als sich der Zug in den Straßen sehen ließ, da war das wohl jetzt niemand mehr verwunderlich, aber doch war es so ganz anders als es früher gewesen wäre, so daß man denn doch allgemein davon sprach. Es waren übrigens keinerlei hämische Reden dabei zu vernehmen, sondern nur Ehre Gott in der Höhe, — denn es war Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Mit dabei war auch Martin, der spätere Dorfälteste und Frau Margaretha. Kuno sowohl als besonders Otto hatten darauf bestanden, denn schon damals verband besonders den letzteren sein künftiger Beruf mit diesem verständigen Mann, und die Freundschaft der Frauen war bald, sehr bald eine besonders innige geworden.

Ruben und Rahel sagten der alten Heimat kurze Zeit nachher Lebewohl, denn sie wollten und sollten mit Mirjam von nun an dauernd in Jerusalem wohnen. Doch immer hieß es: Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Was will auch eine solche Entfernung jetzt bedeuten und wer könnte es sich anders denken, als daß so treue Freunde dennoch ungeschieden bleiben?

* *

Nach wenigen Jahren schon finden wir sie wieder beisammen. Von Zamba kommen anhängliche Briefe aus seiner fernen Heimat, Briefe voll Freude und froher Hoffnung für sein Volk, auch voll Dank über eigenes Familienglück. Der alte Isaak lebt auch noch im Haus am Damaskusthor, und läßt grüßen ‚die Kinder der Gesegneten des Herrn,‘ denn von Kunos und Beatricens kleinem Töchterlein Ada hat er Wunderliebliches gehört und man spricht heute von diesem Gruß des Alten, weil die kleine Ada jetzt eben im Garten mit Henri, dem etwas älteren Knaben Martins, so fröhlich spielt. Die Männer besprechen die frohe Aussicht auf eine besonders reiche Ernte in diesem Jahr und kommen darüber auf gar allerlei zu reden, auch wieder auf die große Hoffnung eines immer schneller sich entwickelnden Aufschwungs unter allen Völkern. Die Frauen reden von den Aufgaben des Tages und von den immer wachsenden, aber auch immer schöneren Aufgaben des eigenen Lebens und Wirkens.

Drunten im Garten aber sitzt jetzt Rahel bei den Kindern, spielt mit ihnen und erzählt den schmeichelnden Kleinen in ihrer einzig schönen und lieblichen Weise gar allerlei, dem diese mit wahrem Entzücken lauschen. Endlich sagt Ada, die Kleine: „O Rahel, mir hat auch geträumt!“

„Ei, was denn?“

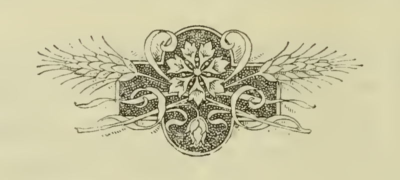
Da fängt die Kleine mit großen strahlenden Augen

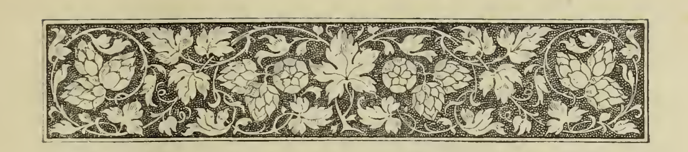
an: „Mir hat geträumt, da stünde die große Himmelsleiter und ich steige hinauf bis in die goldene Stadt dort oben!"

„Warte nur, Ada!" ruft da Henri in seiner lebhaften kindlichen Träumerei. „Ich pflücke Dir vorher Blumen und stecke sie Dir in's Haar und dann steigen wir beide miteinander hinauf, — gieb nur acht! ich halte Dich, ich halte Dich fest, Ada! und wir steigen immer weiter, immer weiter, bis wir ganz droben sind in der goldenen Stadt!"

*

Ja, es ist wahr! sie stiegen immer weiter, immer seliger hoch empor, ‚die Kinder der Gesegneten des Herrn', — von einer Sprosse zur andern, von einem Jahr und einem Jahrzehnt zum andern, — bis sie alle selig eingingen zur goldenen Stadt.





Schlußwort.

Der bekannte Dichter Gottfried Keller singt einmal

Es wandelt eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage,
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden, —
Der Traum als Wahrheit, — kehrt zurück,

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen König, Gott und Hirt,
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
Nur Eine Sünde in der Welt:
Des eignen Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren,
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Dieses Lied Gottfried Kellers ist noch nicht verklungen, es gilt noch etwas bei Unzähligen. Es ist übrigens bei weitem älter als sein Dichter selbst, ja es ist uralt. Seit Jahrtausenden schon lebt sein Gedanke in allerlei Form und Fassung, und zwar nicht nur als ein flüchtiger Traum von Dichtern, sondern als das tiefste Sehnen aller Völker, nicht etwa nur als stürmisches Begehren unruhiger Geister, vielmehr als sehnlichstes Gebet stiller Leute in allen Landen. Diese dem großen Haufen wohl verborgene, aber doch in irgend welcher Form allerwärts still gehegte Hoffnung ist überhaupt nicht bloß die Ausgeburt irdischen Wünschens und menschlichen Empfindens, sondern sie beruht auf uralten Prophetenworten und enthält in Wahrheit göttliche Ideen, sie birgt hochedle Ideale der Menschenbrust, ja sie bringt die allerhöchsten Menschheitsideale zum lebendigsten Ausdruck.

Das vorliegende Buch nun möchte für diese Gedanken das farbenreiche Bild einer lebensvollen Geschichte wählen und sie dem Leser in einem ergreifenden Schauspiel aus der Schlußentwicklung der Menschheitsgeschichte vor Augen malen. Das Buch möchte aber darum doch nicht nur als die spielende Phantasie eines träumenden Theoretikers angesehen sein, vielmehr vor allem als der Ausdruck innerster Überzeugung eines

ganz in praktischer Arbeit stehenden Mannes verstanden werden, dessen Grundgedanken dabei die letzten Worte unserer heiligen Schriften sind, dessen Griffel die freudige Begeisterung seines innersten Herzens, dessen Pinsel die tägliche Sehnsucht seines ganzen Lebens ist, und dessen Wunsch es wäre, daß Tausende das Buch lesen und recht Viele seinen Inhalt wohl beherzigen möchten. —

Wer es wagen wollte, die einstige Schlußentwicklung der Weltgeschichte etwa auf Grund gegenwärtiger Zeitgeschichte zu skizzieren, der würde dem gerechten Vorwurf begegnen, daß er Phantasieen auf Phantasieen häufe; denn die Geschichte mit ihrem so vielgestaltigen Leben hat in der That immer tausenderlei Möglichkeiten der Weiterentwicklung vor sich, so daß es von jeher ein müßiges Unterfangen war, weltgeschichtliche oder kirchengeschichtliche Prophezeiungen für die nächste Zukunft aus der Geschichte der Gegenwart herauszulesen und sich dann einen beliebigen allgemeinen Schluß hinzuzudenken.

Aber es giebt andere, ganz andere grundlegende Gedanken, Richtung gebende Grundlinien, von welchen man auszugehen und welche man festzuhalten vollauf berechtigt ist. Das sind die geschichtsphilosophischen und religionsphilosophischen Grundgedanken, jene treibenden Mächte, jene göttlichen Ideen der Weltgeschichte, welche auch in dem Spiegel uralter Prophetenworte so merkwürdig hell wiederstrahlen! Diese festzuhalten, durchzudenken, nicht immer wieder in verblassende ganz allgemeine Ideen zu verflüchtigen, sondern zu einem plastischen Bilde zu sammeln und lebendig vorstellig zu machen, das ist ein durchaus berechtigtes Bemühen, welches gerade für die Hauptsachen eine ganz andere Gewähr der Sicherheit bietet, als die Konstruktion einer Endgeschichte unmittelbar aus der Zeitgeschichte heraus.

Ich bin nun gleichwohl weit entfernt zu glauben, daß ich mit diesem Buch, mit seinem Inhalt sowohl, als mit der Form für die Fassung seiner Gedanken, jedermanns Billigung finden könnte. Ich werde vielleicht nicht am wenigsten zu leiden haben von solchen, bei welchen es mir am meisten nahe geht. Aber ich hoffe jedenfalls auf die Anerkenntnis, daß ich mich völlig enthalten habe, auf irgend welche politische oder kirchliche Tagesfragen lärmenden oder heimlichen Bezug zu nehmen, und die religiösen Hoffnungen oder die christlichen Prinzipien etwa dazu zu benützen, hier leichthin einer politischen oder kirchlichen Richtung Lob zu spenden oder Tadel zu erteilen. Ist dies, wie sich jedermann überzeugen wird, durchs ganze hindurch und bis ins einzelne unterblieben, so geschah es übrigens nicht etwa aus feiger Vorsicht oder eitler Menschendienerei, sondern aus der innersten Überzeugung heraus, daß es sich bei der einstigen Schlußentwicklung nicht und in keiner Weise um den Bestand und die Tagesfragen der Jetztzeit als solche handeln kann.

Während man zu jeder Zeit nur gar zu leicht geneigt ist, „brennende“ und „weltbewegende“ Tagesfragen als das zu betrachten, was noch einen allgemeinen Weltbrand oder gar den nahen Weltuntergang herbeiführen könnte, so ist es ja vielmehr möglich, daß bei der einstigen Schlußentwicklung der Weltgeschichte die jetzt beängstigendsten Tagesfragen der Gegenwart alle von der Tagesordnung verschwunden sein werden, sei es auch, daß sie dann schon gelöst, oder aber, daß sie in völlig neue Frageformen und in ganz andere Darstellungsformen umgewandelt sein werden, als dies in der Gegenwart der Fall ist. Dagegen wäre es nur natürlich, der Idee des Menschen nur entsprechend, wenn am Ende der gegenwärtigen Weltzeit die Menschheit, selbst ohne daß sie es will, vielleicht gerade indem sie es nicht will, mit der Lösung der

religiösen Fragen und vor allem mit jener im Neuen Testament aufgeworfenen religiösen Grundfrage so zu thun bekäme, daß daran die Menschheit für sich allein zu Grunde gehen würde, — wenn nicht, wieder der Natur der Sache und der innersten Idee entsprechend, von Gott selbst die Lösung dieser Frage eingeleitet und großartig durchgeführt würde! —

In diesem Sinn schaue ich auch die gegenwärtig brennendste, gefährlichste und meistumstrittene Frage, die Eigentumsfrage, (I, 6.) an. Ich werde gerade damit freilich vielleicht am meisten Kopfschütteln, mißächtliches Lächeln oder ärgerliche Entrüstung hervorrufen. Wer diese Frage, abgezogen von den gegenwärtigen Kämpfen und derzeitigen Rechtsbegriffen, im Licht einer idealen Weltanschauung zu betrachten wagt, wird heutigen Tages vielfach sofort grundstürzender Irrtümer bezüchtigt, mit Parteischlagworten angegriffen, mit Parteinamen verunglimpft, und mit Steinigung von rechts und von links in Kirche und Staat von oben und von unten bedroht. So weit sind wir im Kampf und Streit des Tages gekommen! Thut es da nicht nur um so mehr not, auch einmal ganz und gar abzusehen von Tagesfrage und Kampf der Parteien, und die Sache rein nur im Licht einer idealeren Weltanschauung für sich selber zu betrachten? Wie vieles, was Weltmacht und Weltweisheit für göttliche Weltordnung erklärt, ist wohl geschichtlich Gewordenes, vielleicht uralt und augenblicklich unentbehrlich, von göttlicher Weltordnung aber in Wahrheit so weit weg als vom Himmel die Erde!

Wir Menschen sind Kinder unserer Zeit, eingeengt in zeitlich begrenzte Verhältnisse, und in den uns persönlich näher berührenden Dingen in der That oft fast wie die Kinder, welchen die Mutter ihr Spielzeug jetzt abzuräumen anweist; die Kinder aber wollen auf Rat und auf Warnung nicht hören, lieber bequem fortmachen und jedenfalls nicht

zeitig genug mit der Sache vorwärts gehen, bis schließlich die Mutter selbst eingreift, schnell alles wegzunehmen droht, zuletzt auch die Sachen alle zusammenrafft und den ganzen Platz abräumt; die Kinder jammern und schreien, als wäre ihnen alles genommen und alles verdorben, ihr Eigenthum geraubt und ihre Lebensfreude verleidet, — und merken es gar nicht, daß treue und weise Mutterliebe ihnen an derselben Stelle ja nur einen um so reicheren Tisch decken will, allen mit einander zur neuen und viel größeren Freude! —

Manche Schilderung von Personen und Verhältnissen wird dem beliebten Vorwurf falscher und unerfahrener Idealität, unpraktischer Idealisirung der thatsächlich ganz andersartigen Verhältnisse, Personen und Völkergegensätze, begegnen. Ist es denn aber in so schroffen Zeiten nicht hochnötig, gerade entgegen der Spannung der Gegensätze jetziger Zeit sich auf die idealen, höheren Lebensformen ernstlich zu besinnen?! Das für unwahr, unpraktisch oder gar unpassend zu erklären, hieße in der That eine vielleicht mannigfach spaßhafte, schließlich aber doch mehr traurige Parodie mit einem wirklichen Gedicht zu verwechseln! Religiöse Gründe aber gar sollten uns am allerwenigsten abhalten, vielmehr gerade dazu hinführen, trotz des etwa nötig erachteten Kampfes der Tagesinteressen dennoch die idealen höheren Lebensformen unentwegt im Auge zu behalten, ja in allem Ernste wie ein Panier hoch emporzuhalten.

Ich schrieb, wie ich nochmals versichere, nicht aus Haß irgend welcher Richtung und so auch nicht um Dank, — keiner Partei, gleichviel religiös oder politisch, zu lieb und keiner zu leid. Die geschilderten Verhältnisse wären dafür ja wohl auch noch viel zu weit entfernt, und die Ideale, um die es sich hier handelt, stehen mir dafür viel zu hoch. Ich möchte mit diesem Buche womöglich recht vielen Menschen eine

Freude machen und eine große selige Hoffnung ins Herz geben, am liebsten keinem einzigen Menschen auch nur eine ärgerliche Stimmung verursachen. Die aber vielleicht anders denken, mögen mir glauben, wem ich eigentlich dieses Buch übergebe. Es ist der, der mich glücklich macht, wenn ich damit nur seines Kleides Saum berühren darf. Jesu von Nazareth, dem Messias Gottes, unserem hochgelobten Herrn, dem Heiland aller Völker, ihm widmet dieses Buch in inniger Liebe, in tiefster Dankbarkeit und unterthäniger Anbetung

der Verfasser.



Inhaltsübersicht.

Das goldene Zeitalter der Zukunft.

Erstes Buch.

Seine Lieblichkeit und Herrlichkeit. Seite 5—157

Zweites Buch.

Die vorausgehende Sichtung und Scheidung. 159—294

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.





Lied einer Blinden.

Aus dem Roman von Hermann Faulhaber:

„Das goldene Zeitalter der Zukunft."

Für eine Singstimme (Sopran) mit Begleitung des Pianoforte.

Komponiert von

Heinrich Lang.

Op. 22.

Licht! Licht!
Glanz von des Herren Angesicht!
Wie dürstet meine Seele doch nach dir!
Des Himmels Blau, die bunte Pracht der Auen
Und Gottes Ebenbild, der Schöpfung Zier,
Wann darf' ich euch in reiner Klarheit schauen?
Kehrt, süße Bilder, doch zurück,
Des Kindes Gut, der Jungfrau Sehnen!
Vergebens rufen meine Thränen:
Wer hebt den Schleier mir vom Blick?
Kein Helfer, der die Fessel bricht?
Licht! Licht!

Nacht! Nacht!
Senkt sich herab mit Todesnacht,
Schlägt meinen Geist in dumpfen, schweren Bann,
Hüllt leise Sinn um Sinn in dichte Schatten,
Bis mir das Leben in ein Nichts zerrann.
Allmächtiger! Du nennst Dich Kraft der Matten —
Wird meines Jammers nimmermehr gedacht?
Nacht! Nacht!

Tag! Tag!
Dich kündet meines Herzens Schlag!
Die Hoffnung, die noch immer hebt das Haupt,
Sie flüstert es mir zu in stillen Stunden:
Es ist kein Wahn, was du so lang geglaubt,
Es kommt ein Tag, da wird dem Weh gesunden!
Dann weicht die Nacht dem ew'gen Lichte ganz,
Es strahlt das Aug' in himmlisch hellem Glanz.
Wann ich dich wohl erleben mag?
Tag! Tag!

1896.

Verlag der Buchhandlung für Innere Mission, Schw.-Hall.

NB. Salonausgabe mit starkem Notenpapier M. 1.00 kartoniert; auch durch jede Musikalienhandlung zu beziehen. Die zwei weiteren Lieder der blinden Mirjam, komponiert von Dr. G. von Fellenberg, erscheinen gleichfalls in Salonausgaben zu M. 1.— zusammen.

Lied einer Blinden.

H. Lang, op. 22.

Adagio con espressione.

Singstimme.

Pianoforte.

mp *p* *mf* *cresc.* *f* *dim.* *p*

Licht!

mf *Poco animato.* *poco cresc.*

Licht! Glanz von des Her - ren An - ge - sicht! Wie dür - stet mei - ne See - le doch nach

pp *mf* *mp* *mf* *p*

cresc. *p* *Più animato ma non troppo.*

dir! nach dir! Des Him - mels Blau, die bun - te Pracht der Au - en

mf *cresc.* *dim.* *p* Ped. * Ped. *

cresc. *p* *Tranquillo.*

und Got - tes E - ben - bild, der Schö - pfung Zier, wann darf ich euch in

poco cresc. *f* *p* Ped. * Ped. *

rei - ner Klar - heit schau - en? Kehrt sü - ße Bil - der doch zu - rück! Des

mp *p* Ped. *

Un poco agitato.

cresc.

Kin - des Gut, der Jung - frau Schö - nen!

un poco cresc. Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

Tempo Imo.

f *dim.* *p* *p*

Ver - ge - bens, ver - ge - bens ru - fen mei - ne Thrä - nen. Wer hebt den Schleier mir vom

sf *sf* *sf* *dim.* *p* *p* *p*

ff *p*

Blick? Kein Hel - fer! kein Hel - fer, der die Fes - sel

pp *sf* *f* *sf* *p* Ped. * *sf*

Tempo I. p

bricht? Licht!

poco agitato. *dim.* *mp calando.* mf p pp Ped. *

Licht! Nacht! Nacht!

mf cresc. sf dim. p pp *legato.* *molto tranquillo.*

riten. *a tempo.* mp

senkt sich her-ab mit To-des-macht! schlägt mei-nen Geist in dumpfen, schweren

a tempo. *riten.* mf sf mp

p

Bann, hüllt lei-se Sinn um Sinn — in dich-te Schat-ten, bis mir das Le-ben in ein Nichts zer-

p pp mf

Recitativo. f

rann! All-mäch-ti-ger!

agitato. p cresc. sf f sf f Ped.

a tempo. *espressivo.* *cresc.* *molto cresc.* f sf p

Du nennst dich Kraft der Matten — wird mei-nes Jam-mers nim-mermehr ge-dacht? Wird mei-nes Jam-mers

simile. sf sf p *

sf p *ritenuto.*

nim-mermehr ge-dacht? wird mei-nes Jam - - - mers

mf mf p *ritenuto.*

nim-mermehr ge-dacht? p Nacht! Nacht!

a tempo. *ritard.* *a piacere ma tranquillo.* p



pp *pp* *cresc. poco a poco.*

Tempo I^{mo}. *mf* *f*

…sprechen wird. Tag! Tag! Dich kün-det mei-nes

sf *di - mi - nu - en - do. p pp* *dolce.* *cresc.* *Ped.* *

Allegretto con spirito. *p*

Her-zens Schlag! Die Hoff-nung, die noch im-mer hebt das

pp Ossia *Ped.* (Erleichterung für die linke Hand) * *Ped.*

p

Haupt, sie flü-stert es mir zu in stil-len Stun-den:

p *Ped.* * *Ped.* * *Ped.* * *Ped.* * *Ped.* * *p*

mp *cresc.* *cresc.*

Es ist kein Wahn, was du so lang ge-glaubt:

p *poco a poco.* *Ped.* * *Ped.* * *Ped.* *p*

molto cresc. *f*

Es kommt ein Tag, da wird dein Weh ge-

cresc. *sf* *Ped.* * *Ped.* *

dim.

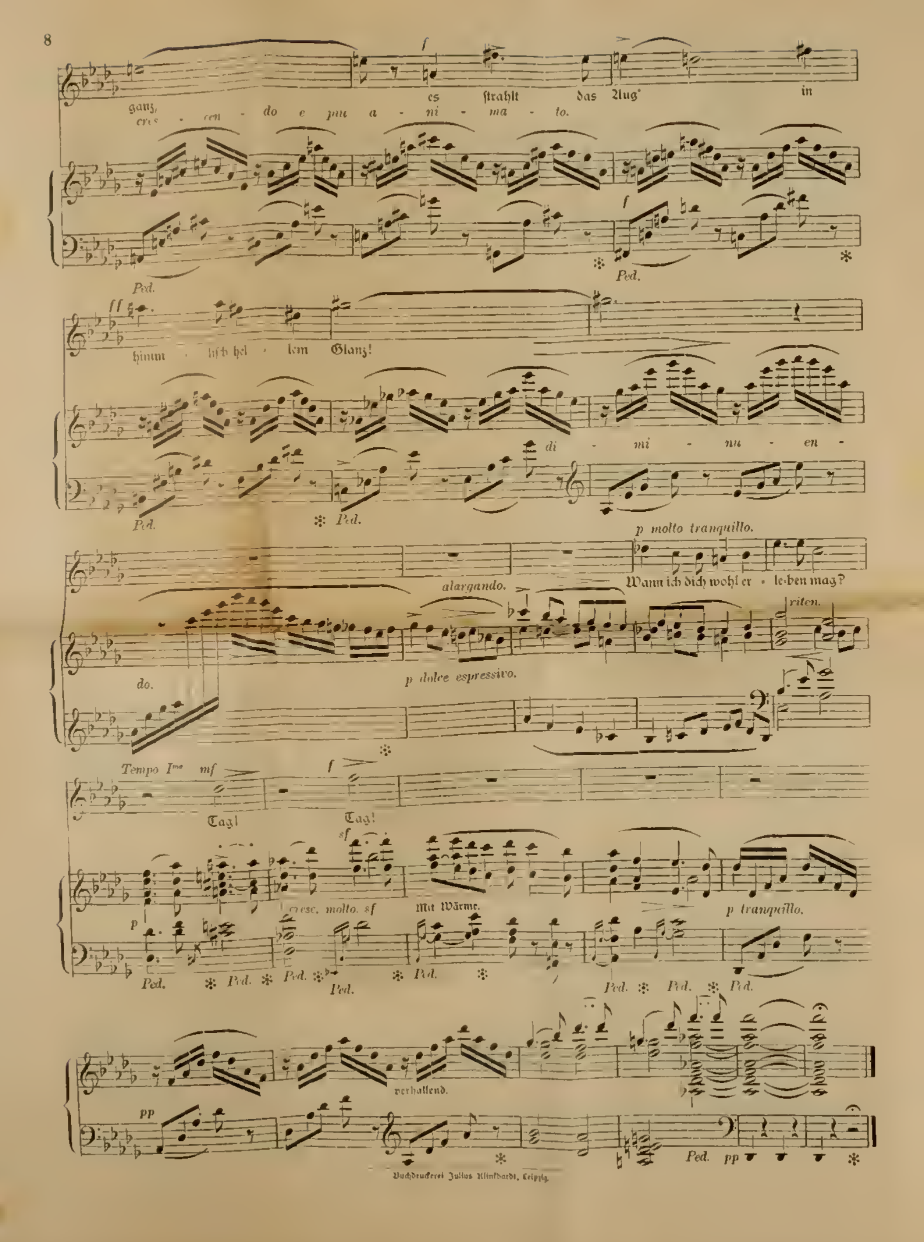
fun-den!

mp *dim.* *p* *verhallend* *Ped.* * *Ped.* * *Ped.*

mf Mit großer Steigerung im Ausdruck.

Dann weicht die Nacht dem ew'-gen Lich-te

poco a poco. *mp* *cres - cen -* *Ped.* * *Ped.* * *Ped.* * *Ped.* *



Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Standpunkt stehen, wie man will, so wird man eine Fülle fruchtbarer Gedanken aus dem vielseitigen Buche schöpfen. **Schwäb. Merkur.**

Eine weitverbreitete Kulturgeschichte, deren Verfasser freilich auf materialistischem Standpunkt stand, faßt die gesamte Kulturarbeit der Menschen, ihr Ringen und Kämpfen, ihre Entdeckungen und Erfindungen, ihre höchsten Ziele in Kunst, Wissenschaft und religiösen Vorstellungen in die kraftlose Frage: Wozu? zusammen, in eine Frage, auf die nur ein Narr eine Antwort erwarte. Ein anderer, feinerer Geist, unser schwäbischer Landsmann Dr. Oskar Jäger in Köln war es, der in gerechtem Zorn jenes Wozu ein frivoles Wort nannte, das nur aus der Dreistigkeit erklärt werden könnte, womit die Blasiertheit der Halbwisser und Ignoranten aufzutreten beliebe.

Das direkte Gegenteil zu solcher trostlosen, alles ideale Schaffen schließlich lähmenden Anschauung finden wir in diesem Buche, das gerade zur rechten Zeit kommt. Es ist eine Wahrheit, die uns die Geschichte bezeugt, daß im Leben der Völker nur die Zeiten produktiv waren und einen Höhepunkt darboten, wo ein freudiger Glaube die Menschen begeisterte und ihnen auch in der Arbeit um irdische Güter und politische Ziele einen Impuls gab. Man hat lange Zeit die Vertreter vom tausendjährigen Reich Christi auf Erden als wunderliche Heilige angesehen, nun kommt Hermann Faulhaber, der Mann der Praxis, der nüchtern denkende und zugleich weitaussehende Volksmann, und beleuchtet ebenso wissenschaftlich und dabei sich auf die Bibel stützend, wie im weitesten Sinne praktisch und politisch, was wir an diesem Glauben vom zukünftigen Reich Christi haben.

Wo will's mit unserer Zeit hinaus? so tönt's tausendfach fragend. Denn daß wir vor einer großen Entscheidung stehen, vor einem gewaltigen Schritt in der Menschheitsgeschichte, daß unsere Zeit eine große Frage zu lösen hat, das fühlen wir alle Faulhaber hat vor einigen Monaten mit seiner Schrift: „Drei soziale Fragen“ die Augen auf sich gelenkt, mit einem Herzen geredet, von dem man merkte, daß es für's Volk schlägt, mit einer Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe gesprochen, daß einem Zaghaften bange werden konnte; vor einigen Wochen ist dann der soziale Schriftsteller zum populären Theologen geworden mit seiner Schrift: „Was ist's mit dem tausendjährigen Reiche?“ Das Buch nun, auf das wir hindeuten, ist einerseits herausgewachsen aus der letztgenannten Broschüre, aber auch der soziale Re-

formator kommt wieder zum Vorschein. Wie ihm selber mit seinem Schaffen und Wirken der Feuereifer längst erlahmt wäre ohne den Halt und Glauben: es ist nicht vergeblich gethan, so muß auch uns der Glaube begleiten, daß nicht schließlich Finsternis und Nirvana alles verschlingen, sondern daß sich aus dem Chaos der Gegenwart jene völker- und menschenbeglückende Zeit entwickle, die von den Dichtern des Altertums das goldene Zeitalter genannt wurde, während wir von einem zukünftigen Reich Christi reden. Es wäre ein großes Unrecht, in diesem Buche ein theologisches Problem oder eine schwärmerische Idee zu suchen; nein, für alle, die aus den trostlosen Wirrnissen der Gegenwart nach einem Heiland und Retter ausspähen, gibt es einen herrlichen Hinweis: die physische, natürliche Entwicklung unsrer Erde wird ebenso verdeutlicht, wie die metaphysische, geistige Veredlung des Menschengeschlechtes. In schöner dramatischer Sprache, der man anhört, daß Faulhaber durch gründliche Schulung jetzt zu den berufenen Schriftstellern gehört, führt er uns die ganze großartige Weltzeit am geistigen Auge vorüber, dieses zukünftige herrliche Zeitalter, und so ist, man mag auf irgend welchem religiösen und politischen Standpunkt stehen, dieses Unternehmen gewiß einer ernst wissenschaftlichen und nachdenkenden Betrachtung ebenso würdig, wie eines hoffenden, sehnenden Ausblicks und freudigen Glaubens, denn mit einem erschlaffenden Pessimismus löst kein Volk seine Aufgabe, findet auch die Menschheit kein würdiges Ziel und ist keine Menschenseele befriedigt.

Württ. Volksztg.

Man mag über derlei Hoffnungen denken wie man will, merkwürdig ist und bleibt es, daß die Hoffnung auf den Anbruch einer bessern Zeit auf Erden als eine mächtige Ahnung in der Menschenbrust lebt. Auf alle Fälle sind solche Schriften für jedermann höchst lesenswert und ganz besonders wertvoll, wenn diese große Hoffnung — nicht in grobsinnlicher Weise schwärmerisch ausgemalt, aber auch nicht in der Geistigkeit des ewigen Lebens gedacht, sondern vielmehr, wie in der obengenannten Schrift, recht ideal-menschlich und recht geschichtlich-wirklich zugleich dargestellt wird, — als die allumfassendste Reformationszeit, in der alle Menschheitsideale für jeden Einzelnen sowohl als für das große Ganze sich erfüllen. Der schweizerische Dichter Gottfried Keller spricht ganz ähnliche Gedanken in seinem wundervollen Liede „Der Frühlingsglaube" aus.

Unstreitig gehört diese Schrift zu den gehaltvollsten und interessantesten und gibt in ihrer schönen Ausstattung ein wertvolles Weihnachtsgeschenk.

Stadtbote, Züricher Sonntagsblatt.

Diese Schrift bespricht in der That die höchsten Christenhoffnungen, wie die tiefste Sehnsucht der Menschenbrust, — man möchte sagen: die Frage eines goldenen Zeitalters. Mit wissenschaftlicher Begründung und zugleich in überaus spannender Entwicklung, — viele Stellen sind von geradezu dramatischer Wirkung, — wird die Knüpfung und die Lösung weltgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Probleme behandelt.

Der Inhalt des Buches ist packend, tief und fein gedacht, er gibt eine großartige herrliche Perspektive, und es ist dem Verfasser vortrefflich gelungen, sie in klarer, verständlicher und zugleich herzerfrischender Sprache zu geben und in einer über alle Unterschiede der Standpunkte und Einzelinteressen weit erhabenen Darlegung durchzuführen. Für alle, welche über den engen Gesichtskreis des Tagtäglichen hinausschauen und Sinn haben für die tieferen Fragen des Menschenlebens, sind diese Gedanken von hohem Interesse.

Die Schrift ist recht geeignet für ein Weihnachtsgeschenk und hat zugleich einen bleibenden Wert.

Rügensches Kreisblatt.

Die geschichtsphilosophische Verwertung der in der biblischen Lehre von einem Reiche Christi auf Erden beruhenden Hoffnung auf einen herrlich abschließenden Gang der Weltgeschichte ist schon manchmal unternommen worden, selten aber so aktuell und unter dem Zeichen der sozialen Fragen wie in diesem Buche. Da ist nichts von einem der vielen utopischen Romane, sondern der klare Versuch, die verheißene Wiederkunft Jesu Christi, um das „tausendjährige Reich" herzustellen, menschlichdenkbar darzustellen. Nach all den Schwankungen der Geschichte und den Wirrungen der Völker müsse endlich die Idealperiode in der Menschheitsgeschichte anbrechen, wo die Auktorität Jesu Christi eine solch gewaltige sei, daß sie unter gleichzeitigem großartigem Natursegen zu einem Weltfrieden, einer harmonischen Kultur und einer allgemeinen Veredlung der Menschheit führe. Das Ziel der Weltgeschichte ist also ein ethisches und ideales; und diesem Ziele strebt eigentlich jede Menschenbrust bewußt oder unbewußt zu, um in dieser Hoffnung einen Impuls zur Arbeit zu finden.

Das vornehm ausgestattete und in dramatisch bewegter Sprache gehaltene Buch wird allen denen willkommen sein, die sich mit geschichtsphilosophischen Fragen beschäftigen, aber auch denen, die einen Ausblick aus den trüben Zuständen der Gegenwart gewinnen möchten. **Die Post.**

Bald hat Faulhaber auf seine „Drei soziale Fragen" und „Was ist es mit dem tausendjährigen Reich?" die schon in letzter Broschüre angekündigte Ausführung folgen lassen und damit ein Buch voll Christenhoffnung und Christenfreude hinausgegeben. Nichts geringeres hat er in unserer verzagenden, pessimistischen Zeit unternommen, als auf jene herrliche Zeit hinzuweisen, wo durch die Wiederkunft Christi die Idealperiode in der menschlichen Geschichte herbeigeführt werde, die als „Reich Christi auf Erden" eine künftige großartige Weltvollendung darstellt .... Es ist ein tiefsinniges, ebenso religiöses wie geschichtsphilosophisches Buch, das für das staatliche und kirchliche Leben die größte Aufmerksamkeit verdient. **Ludw. Zeitung.**

Seiner kurzen Schrift: „Was ist es mit dem tausendjährigen Reiche?" läßt Faulhaber die nähere, biblisch begründete und geschichtsphilosophisch entwickelte Ausführung in einem schön ausgestatteten Buche folgen. Es ist ein Werk, das die weiteste und schönste Perspektive der Menschheitsgeschichte eröffnet und zugleich das aktuellste Interesse moderner Zeitfragen darbietet. Mit kurzen Worten gesagt, will Faulhaber ein Bild jenes Geschichtsideals geben, wo Natur und Menschheit das geworden sind, wonach die Edelsten unter den Völkern streben. Der Weltfriede, das großartige Ziel aller Menschenfreunde, die Veredelung des Menschengeschlechtes und ein Natursegen in reichster Fülle, wird erreicht mit dem Erscheinen Jesu Christi auf Erden. Das ist nun freilich eine Hoffnung, wie sie geschichtsphilosophische Schwärmer in grobsinnlicher oder auch in allzu geistiger Weise schon öfters ausgesprochen haben. Das Neue an diesem Buche ist, wie sein Verfasser diese beiden Klippen vermeidet und in feinsinniger Aneinanderknüpfung und Entwicklung aller dahin zielenden Fragen nachweist, wie dieser Höhepunkt der Menschheitsgeschichte denkbar und vorstellbar ist. Was die Sozialdemokratie ohne göttliche Führung für erreichbar hält, sieht Faulhaber nicht als Illussion an, sondern als Ergebnis eines himmlischen Waltens, das die herrlichsten Hoffnungen erfüllt. Wer einen Fortschritt in der Geschichte annimmt und einen

Zweck in ihr sieht, wird in dem Faulhaber'schen Buche den befriedigenden Ausbau aller solchen Hoffnungen finden. Nicht wenig trägt zu seinem Werte die schöne Sprache und die dialogisierte Form der Schrift bei, die alle Parteien und Bekenntnisse zur Stellungnahme zwingt.

Staatsanzeiger f. Württemberg, 1894, Nr. 8.

Ein geschichtsphilosophisches Problem und seine Lösung! Eine Arbeit, die alle die brennenden Fragen der Jetztzeit und die höchsten Probleme der Weltgeschichte mit einer Lösung beantwortet, ist das Buch Hermann Faulhabers. Was man pragmatische Geschichtsdarstellung nennt, ist hier wohl im weitesten Sinne angewandt. Wir sehen zunächst ab von dem ungemein praktischen Wert, den der Glaube an eine gerechte Sache zur Begeisterung für ihre Verwirklichung in sich schließt, und weisen nur darauf hin, wie sehr ein jedes Individuum und darnach ein jedes Volk von der Hoffnung getragen werden muß, das Ziel seines Strebens und den Zweck seiner Berufung zu erreichen. Es ist also nicht bloße Schwärmerei, wenn Christen in der Wiederkunft Jesu einen Zeitpunkt kommen sehen, wo wirkich das Motto: durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, sich erfüllt, sondern das tiefste Sehnen der Menschenbrust nach dem Weltfrieden, nach einer Vervollkommnung des Menschengeschlechts und einem Segens- und Friedenszustand der Natur ist so berechtigt und muß einmal in seiner Erfüllung sich beweisen, daß, wer nicht diese Hoffnung zu hegen wagt und keinen Glauben an die Ermöglichung dieses vollkommenen Reformationszeitalters hat, notwendig zur pessimistischen oder wenigstens skeptischen Betrachtung der Geschichte und ihres ganzen Ganges kommen muß. Wir wenigstens danken es dem Verfasser des Buches, daß er in den trostlosen Wirrnissen unserer Tage als ein freudiger Rufer im Streite auftritt und es unternimmt, nachzuweisen, daß die großartige Weltvollendung mit der Wiederkunft Christi nicht ein mystisches Ahnen ist, sondern sich menschlich-geschichtlich denken und vorstellen läßt. Er hat seinem Buche das Motto aus Ps. 118, V. 15 u. 16 beigesetzt: „Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten; die Rechte des Herrn behält den Sieg!" Ist nach Goethe der Kampf zwischen Unglauben und Glauben das Thema der Weltgeschichte, so kann es für einen überzeugten Christen keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf wessen Seite schließlich der Sieg bleiben wird.

Faulhabers Buch, schriftstellerisch gewandt und in der dramatischen Form des Zwiegesprächs geschrieben, verdient von allen denen gewürdigt zu werden, die dem unheimlichen Spiel der Geister und Kräfte in der Geschichte unserer Tage nicht ohne eigene Anteilnahme zusehen können; sie werden an ihm einen Führer durch manche dunkle Fragen finden.

Evgl. Kirchenblatt f. Württemberg, 1894, Nr. 31.

Ein merkwürdiges Buch, das viele nach dem Lesen des Titels sofort aus der Hand legen werden, andere aber werden dasselbe mit höchster Spannung lesen und eine Befriedigung finden, die ihnen die höhere Welt eröffnet. Es handelt sich in dem Buche darum, was Gott der Menschheit als Ziel ihres Lebens gesetzt hat. Der Herr Verfasser weist dieses Ziel nicht etwa in philosophischen Gedanken nach, nicht in idealer menschlicher Wissenschaft, er ist biblischer Theologe und zeigt das Zukunftsreich Jesu Christi auf Erden dem denkenden Christen im Lichte des prophetischen Schriftwortes. Wenn in unserer Zeit die Ausgestaltung des menschlichen Lebens, vornehmlich nach der sozialen Entwickelung hin, immer mehr in den Vordergrund tritt, wenn ein großer Teil unserer Zeitgenossen das Endziel der menschlichen Gesellschaft in einem Glücksreich sich vorstellig macht, das in einen dämonischen Abgrund führen muß, so ist es höchst wichtig, das Reich zu erkennen und in seine Zukunft zu blicken, das in der Offenbarung Gottes, Alten und Neuen Testaments, in den herrlichsten Zukunftsbildern uns klar und deutlich gezeichnet ist. Diese Zukunftsbilder führt uns der Herr Verfasser vor die Augen, daß wir unsere Hoffnungen durch sie stärken und unserm ganzen Leben das himmlische Ziel vorhalten, dem wir zuzustreben haben.

Evgl.-Luth. Gembl., 1894, Nr. 1.

Der unermüdliche und hoffnungsfreudige Diakonissenpfarrer H. Faulhaber in Hall hat ein größeres Buch „Das zukünftige Reich Christi auf Erden" herausgegeben, worin in ebenso verständlicher als begeisterter und ergreifender Sprache ausgeführt wird, welch großartiger Umschwung der Anschauungen und der Zustände auf allen Lebensgebieten im Namen Christi der Menschheit noch bevorstehe.

Kirche, (Sonntagsblatt für Hessen).

Schließt sich an das neulich angezeigte kleinere Schriftchen ergänzend und abschließend an, wohl wert, gelesen, still erwogen und ernst beherzigt zu werden. **Grüß Gott.**

Für alle Freunde der Reichssache Jesu ein schönes Weihnachtsgeschenk. **Evgl. Kirchenbote f. d. Pfalz.**

Wer in der nunmehr angebrochenen Adventszeit eine wirkliche über den Jammer der Gegenwart ihn hinaushebende Adventsfreude genießen will, der kaufe dieses Buch und lese es mit Aufmerksamkeit! **Fr. Grenzbote.**

Ein äußerst anregendes Buch, das aus reicher Gedankenfülle und mit klarer Gedankenentwicklung seinen interessanten Stoff in populärer Sprache vorführt.
Kirchen- u. Volksblatt für Baden.

Groß und reich an Gedanken, anregend in Stoff und Form, alles Interesses und Nachdenkens wert!
Sonntagsblatt aus Nassau.

Gleichzeitig empfehlen wir die kleinere **der obigen vorausgegangene** Schrift desselben Verfassers:

Was ist es mit dem tausendjährigen Reich?

Der Verfasser stellt, in Form des Zwiegesprächs auf alle Wenn und Aber, welche sich in den Weg stellen mögen, selber aufmerksam machend, das hohe Ideal eines zukünftigen allgemeinen Friedensreiches für alle Menschen und alle Völker in seiner ganzen Größe hin. — Das eigentliche „Warten auf den Herrn", sagt der Verfasser, hat ohne diese Hoffnung gar keinen rechten Inhalt und hat sich auch immer nur so lange gehalten, als diese Hoffnung festgehalten wurde, — deren biblische Berechtigung und praktischer Wert unparteiisch anerkannt werden sollte, denn heute noch vermag sie mit ihrer großartigen Weltanschauung und Geschichtsanschauung den wahren „Optimismus" eines schaffensfreudigen Glaubens ganz einzigartig zu fördern. Mit diesem glaubensmutigen „Reichgottespatriotismus", welcher wie geschaffen ist für unsere Zeit mit ihrer Hoffnungslosigkeit auf der einen und mit ihren falschen Hoffnungen auf der andern Seite, sollten die Christen als die wahren Patrioten, wenn auch etwa für Schwärmer gehalten, doch immer treu, ausdauernd und hoffnungsfreudig diese schönsten und größten Ideale des Volkslebens und des Völkerlebens durch die „Tage der geringen Dinge" befruchtend hindurchtragen bis auf die Zeit der Erfüllung.

Der Preis ist 60 Pf., hübsch kart., in schöner Ausstatt. 44 S. 8°.

Druck von Emil Herrmann senior, Leipzig.







